

Malte Klingenhäger

Türspione

Ein Datenschutzroman



Türspione

von: Malte Klingenhäger

Prolog

Davids Heimweg von der Berufsschule versprach heute außergewöhnliche Freiheit. Mehr noch als an gewöhnlichen Tagen. Zum einen war er den stickigen Räumen seiner Lehranstalt entkommen, zum anderen kam er mit jedem seiner Schritte der heimischen Toilette näher. Diese versprach nicht nur Erlösung, sondern auch einen unverzichtbaren Tageshöhepunkt. Dazu annehmbare hygienische Standards, welche die hinter ihm liegenden Schulklos ihm nicht bieten konnten.

Dass man dort eher die Bank drücken und weniger zum Stuhl gehen sollte, war eine sehr frühe Erkenntnis des Jungen gewesen. Er hatte sie zu einer seiner Schulweisheiten erhoben, die ihm nun bei seinen abenteuerlichen Wegen durch die deutsche Bildungsachterbahn zur Seite standen. Momentan raste er durch die Höhen und Tiefen der betriebswirtschaftlichen Zusammenhänge der Nation. So schnell, dass ihm manchmal richtig übel wurde. Da war es eigentlich verwunderlich, dass er seine eigene Toilette den direkteren Rückzugsmöglichkeiten der Schule vorzog. Zwar ließ sein Bad die zotigen Sprüche des schulischen Kachelarchives vermissen, die von allen Seiten in weiser und weißer Erhabenheit herabblickend das profane Geschäft mit zahlreichen guten Ratschlägen und gebrochenen Reimen kommentierten. Da jedoch nach Davids Meinung redende Wände, ähnlich diesen sprechenden Klos aus Japan, nichts, aber auch gar nichts mit privater Rückzugsmöglichkeit zu tun hatten, war diesem Einwand keine Chance auf grundlegende Veränderung seines Heimpinkerverhaltens beschieden. Allein die inzwischen beindruckend schmerzende Blase stellte ihn vor die Frage, ob der Ursprung seines Handelns nicht ein Zündfunken Irrationalität gewesen war. Aber der stärker werdende Schmerz lenkte seine Gedanken ebenso auf die zu erwartende Erleichterung zurück. Auf diese Weise hielt sich vieles im Gleichgewicht. Das galt für das Einhalten und Urinieren genauso wie für Schule und Freizeit oder Beerdigungen und Buffets.

Er bog von der alten Hauptstraße in eine kleine Gasse ein, deren Kopfsteinpflaster seinen Lauf ein wenig abbremsen ließ. Einen holprigen Untergrund konnte er momentan überhaupt nicht gebrauchen, doch diese Abkürzung würde ihm insgesamt betrachtet einiges an Weg ersparen. Zwischen den Häuserzeilen versuchte er sich mit selbstgestellten Fragen von dem Zwickeln in seiner unteren Etage abzulenken:

Ob Schmerzmittelhersteller sich darüber im Klaren waren, dass ihre Marketingabteilungen letztlich gegen eine kulturhistorische Übermacht preußischen Durchhaltewillens kämpfen?

Ob Windeln für Erwachsene von einer handelsüblichen Jeans verdeckt werden können?

Warum der Kaffee genauso schnell durch den Körper, wie durch den Filter der Maschine floss?

Dann aber gab er sich den Gedanken hin, die ihn eigentlich nach Hause hätten schweben lassen sollen. Stattdessen fraß er die Meter mit hastigen Schritten, die ihn aus tieferliegenden Gründen fast zerrissen.

Judith hatte seine zögerliche Anfrage auf einen gemeinsamen Videoabend – gut versteckt zwischen allerlei nichtigen Zeilen – positiv beantwortet. Es war jedoch nicht allein ihre Zusage, die ihn so glücklich machte, sondern sein Mut, sie nach langer Planungsphase überhaupt gefragt zu haben, und seine Zufriedenheit darüber, dass diese höchst peinliche Situation nun erfolgreich hinter ihm lag. Dieser Erfolg war es auch, der ihm ein Gefühl verlieh, als ob sein Geist literarische Sinnlichkeit Jahrhunderte währender Liebesdiskurse endlich verstünde und ihm zeitgleich ein dritter Hoden wüchse. Letztere Empfindung wurde in ihrer Ursprungsgegend leider von den stechenden Schmerzen seiner übervollen Blase überschattet und sein Verstand wollte

sich nicht davon überzeugen, dass dieses Martyrium bloß einen natürlichen Begleiter des vermuteten Wachstumsprozesses darstellte.

Alles in allem fühlte er sich von seinen Schmerzen dennoch ausreichend abgelenkt und musste sich nicht, wie sonst üblich, mit der Beobachtung von Alltagsszenarien beschäftigen. Überhaupt war die heutige Situation im Schnitt nur einmal pro Woche zu erwarten. Nämlich dann, wenn er morgens verspätet aufstand und grade noch Zeit für seinen Kaffee fand, nicht aber für dessen 20 minütigen Sprint durch seinen Körper. So wertvoll ihm das schwarze Gold in der Früh auch vorgekommen war, so wollte er eigentlich nur seine erweckende Wirkung mit in die Schule tragen. Aber wie so viele Torheiten, war ihm der kleine Sturztrunk in der Früh noch allzu logisch erschienen und in all seinen Konsequenzen unabsehbar weit entfernt.

Als er in die Straße einbog, in der sich auch sein Zuhause befand, ließ deren unkreative Streckenführung das Bild einer Zielgrade in ihm aufsteigen. Er musste sich furchtbar zusammenreißen, um seine Schritte zu bremsen. Der Grund war Herr Lauber, den David aus noch sicherer Entfernung auf die Straße treten sah. Der Rentner schaute sich zwar kurz um, schien David aber nicht bemerkt zu haben. Im Gegensatz zu den Blicken des alten Mannes wusste der Junge allerdings, wovor er sich in Acht nahm.

Herr Lauber wohnte zugleich im ersten wie im dritten Stock des Hauses, das ebenfalls Davids Wohnung beherbergte. Die zweite Bleibe brauchte der Mann, um darin eine große Modelleisenbahn zu pflegen. In der anderen aß und schlief er. Dank dünner Decken und der Tatsache geschuldet, dass dem Haus trotz seiner drei Stockwerke auch nicht mehr Wohnfläche zuteil wurde als den eng angrenzenden Reihenkästen, war Herr Lauber immer überraschend gut informiert, wenn es um die diversen Aktivitäten der übrigen Mieter ging. Wollte man derartige Neuigkeiten erfahren, kam man um ein Gespräch mit ihm nicht herum. Begnügte man sich mit seinem eigenen Leben und hatte kein Interesse sich noch mit dem der Anderen zu beladen, versuchte man ihm aus dem Weg zu gehen.

David lieferte sich dem älteren Herren sonst schon mal freiwillig aus, half ihm im Gärtchen hinter dem Haus oder bei seiner Bastelei. Doch da David heute bereits mit einem kleinen Teil seines Lebens ausgesprochen ausgelastet, um nicht zu sagen zum Zerbersten schmerzhaft gefüllt war, versuchte er den Kontakt um jeden Preis zu vermeiden. Er hoffte inständig, dass Herr Lauber sich der anderen Straßenrichtung zuwenden würde. Das tat er dann auch und entband David damit von der allzu groben Unhöflichkeit eines reinen ‚Hallos‘ oder einer peinlich vor sich hin sickernden Szene im Treppenhaus.

„Junger Mann!“, hatte der Rentner einmal gesagt, „Sie sind immer so schnell wieder verschwunden, dass man meinen könnte, sie hätten in ihrer Wohnung weitaus dringendere Termine einzuhalten, als mir mal einen Guten Tag zu wünschen!“ Heute hätte Herr Lauber damit recht behalten.

Durch die Haustüre hindurch springend, wie der Löwe durch den brennenden Reifen, entschied der Junge die Treppenstufen einzeln, dafür mit überhöhter Geschwindigkeit zu nehmen. Trotzdem dauerte es eine gefühlte Ewigkeit, bis er seine Wohnung unter dem Dach erreicht hatte. Leider entglitt ihm der Schlüssel beim ersten Versuch die Tür aufzuschließen und verursachte ein klingendes Geräusch auf den Bodenplatten und einen leisen Nachhall von Nervosität in Davids Kopf. Kaum aber hatte er diese letzte Hürde bewältigt, schlüpfte er aus seiner Jacke, warf seine lederne Laptotasche – welche ihm seiner Meinung nach schon auf zehn Meter Entfernung eine Aura der Professionalität verlieh – mit Schwung auf seinen Bürostuhl und hielt nur um es sich zu beweisen noch etwa eine halbe Minute inne, bevor er die Tür seines WCs aufstieß.

In fast jeder Biographie ist das Klo ein unerwähntes und damit unerhört identitätsstiftendes Moment. Ein erster Ort echter, wenngleich begrenzter Privatsphäre und bereits in sehr frühen Entwicklungsphasen ein Hort der Macht. Selbst die verruchtesten wie mutigsten Eltern sind nicht gewillt, ihrem Kind auf seinem ersten Plastikpöttchen den Fäkalschatz zu entreißen. Zumindest sofern es schon in der Lage ist, ihn starrsinnig einhalten zu wollen. Allerdings konnte sich David an derartige Situationen in seiner Kindheit nicht mehr erinnern. Geschichten dieser Art sorgten jetzt, wo er den Freuden seines zwanzigsten Lebensjahres langsam auf die Schliche kam, nur noch während all der wiederholbaren Austauschbarkeit auf diversen Familienfeiern für Schamesröte - oder Lachfalten.

Das Gefühl des Verschnaufens, Versteckens und leise plätschernder Erleichterung hingegen verteidigte nach wie vor einen festen Platz in seinem Leben. Allerdings war diese durchaus gesunde Intimität auch eine Brutstätte der ungezwungensten Albernheiten, die das Licht der Badezimmerleuchten je umflossen hatte.

Fratzenschneiden vor dem Spiegel, der unkon-trollierte und gezwungenermaßen enthemmte Umgang mit tabuisierten Körperzonen: In Davids Fall ein vermeintlich unschuldiges Winken und die seit Mike Jagger höchstens noch belächelte Geste einer herausgestreckten Zunge. Allerdings nicht gegenüber einem nachsichtigen Spiegel, sondern auf dem Klo sitzend, frech aus dem Dachgeschossfenster grinsend, winkend und in der fröhlich verrückten Annahme, dass wer auch immer dort jetzt über ihm vorbeiflüge, von alledem bestimmt nichts sähe.

Es war absolut unmöglich, in den Konturen der unter den wachsamen Blicken des Piloten dahinfliegenden Landschaften und Städten mehr als nur abstrakte Muster zu sehen. Der Himmel strahlte ihm wunderschön, aber für die Bedienung des Jets absolut unbedeutend entgegen. Die Daten, welche er zur Beherrschung des Fluggerätes wirklich benötigte, boten ihm die zahlreichen Instrumente und Anzeigen in seinem Cockpit. Ein künstlicher Horizont versprach mehr Realität, als es der echte vermochte. Dabei befand der Pilot die Hälfte der kleinen Lämpchen und Bildschirme für absolut unnütz. Er hatte sich an ihren Schimmer gewöhnt, konnte sogar sagen wenn etwas nicht stimmte. Geflogen war er allerdings schon immer mit bedeutend weniger Information, als er laut Vorschrift müsste. Hier oben war er losgelöst, auch von solchen Vorschriften.

Bei diesem Flug ganz besonders. Innerhalb des eigenen Landes hatte er seine Maschine, ein für die militärische Luftbildaufnahme umgerüsteter Kampffjet, nie mit eingeschalteten Kameras geflogen. Für dieses Mal war ihm jedoch extra eine ganz neue Ausrüstung verbaut worden. Fragil wirkendes Zeug, wahrscheinlich der Prototyp eines neuen Aufnahmegerätes. Das Auge dieser neuen Kamera stierte durch eine kleine Kuppel am Rumpf des Flugzeuges auf den Boden und erkannte wahrscheinlich viel mehr Einzelheiten als der Pilot selbst.

Die optische Unterlegenheit gegenüber der Kamera war ihm genauso egal, wie seine Abhängigkeit von den Instrumenten vor ihm. Solange die Kuppel die Aerodynamik des Jets nicht beeinträchtigte, gab es keinen Grund zur Sorge. Noch einen Überflug über städtisches Gebiet und er konnte umkehren. Er zog leicht am Steuerknüppel und ließ den Jet auf die Höhe steigen, welche ihm in seinem Briefing vorgeschrieben worden war. Ein paar Wölkchen schoben sich zwischen das Flugzeug und die sich entfernende Erde.

Kapitel 1

Einen wunderschönen Guten Morgen, grüßte Desmond sich selbst. Dann erinnerte er sich an seinen Namen, an alles, was mit diesem Wort zusammenhing und der Trott begann von Neuem.

Zögerlich öffnete er eines seiner verkrusteten Augen. Obwohl er mit seinen Fingern nachhalf, erwies sich die Prozedur als unangenehm schmerzhaft. Pein durch Sonnenschein – seine Gedanken ließen ihn beinahe lächeln, aber sein trockener Mund hielt die Bewegung zurück. Er hätte sich mit den ersten Wimpernschlägen mehr Zeit lassen können, wäre räumliches Sehen nicht Grundvoraussetzung den Wecker zu zerschlagen, zumindest aber auszuschalten.

War das der erste Konjunktiv des Tages, fragte er sich?

Desmond rollte sich noch einmal auf die linke, dann auf die rechte Seite seines Bettes und begann sich die Herrschaft seiner Muskulatur über die Knochen zu beweisen, indem er mit den Füßen beginnend seinen Körper entknackte. Der Nebel morgendlicher Müdigkeit löste die kurze Klarheit des Erwachens ab. Das Aufrichten fiel ihm nicht weiter schwer, denn die Heizung hatte seine Wohnung bereits auf angenehme Temperaturen angewärmt. Die knallrote, schwere Decke versprach somit kaum noch größeres Wohlbefinden, als der Weg in die Küche.

Kaffee.

Seine ersten Schritte waren noch genauso plump, wie seine wabernden Gedanken. Beinahe wäre er mit dem Zeh des linken Fußes gegen seine Kommode gestoßen. Ein Malheur, dass ihm zweifelsohne öfter passierte, als er sich entsinnen konnte.

Montag?

Desmond füllte etwas Wasser ab und griff routiniert in das Spülbecken. Seine Hand zog mit mystisch wirkender Gewissheit einen kaum benutzten Becher hervor.

Nicht jeden Abend abspülen zu müssen, ist eine dieser ‚kleinen‘ Gemütlichkeiten des AlleineWohnens, dachte er und ärgerte sich, dass selbst seine Gedanken das Adjektiv außergewöhnlich zu betonen schienen.

In der Wohnung unter ihm hörte er Frau Kowalik bereits zur Arbeit aufbrechen.

Dementsprechend ungehemmt könnte er sich im Bad verhalten, wenn der Kaffee ihn zum zweiten, gewaltigeren Male in die Porzellankabine trieb. Sein gerade aufgesetztes Getränk wäre mit Beendigung der ersten Morgentoilette grade so weit abgekühlt, dass er es in großen, aber dennoch erweckend heißen Schlucken würde trinken können.

Sein Bad hingegen war kalt, das Fenster trotz kühler Morgenluft weit geöffnet. Eine freiwillige Kälte, um ihn zu ermahnen, die heiße Dusche dem Arbeitstag nicht vorzuziehen. Sie machte ihm trotzdem Spaß. Während er sich abtrocknete, konnte er einen kleinen Käfer beobachten, der auf den Fliesen keinen Halt fand und die Wand deswegen über die rauen Fugen zu erklimmen versuchte. Desmond riss ein Stück von der Klorolle ab, entschied seinem kleinen Krabbelfreund nichts über die übliche Nutzung dieses Papiers zu verraten und hob ihn in einer fließenden Bewegung nach oben aus dem Oberlicht.

Zurück in der Küche schnappte er sich seinen inzwischen trinkbaren Kaffee, trapste ins Wohnzimmer und ließ sich in seinen weichen Lieblingssessel fallen. Er stand jeden Morgen extra zehn Minuten früher auf, als seine Routine selbst in großzügiger Auslegung diverser Missgeschicke verlangt hätte. Dadurch hatte er die Gelegenheit, sie durch den Genuss reinen Nichtstuns zu ergänzen. Er blätterte in einem Fernsehjournal und versuchte seinem Becher noch

ein paar Tropfen mehr zu entlocken, indem er ihn weit über seinem Mund umstülpte und einige Zeit so hielt. Desmond beobachtete die letzten Tröpfchen Flüssigkeit auf ihrem Weg in seinen Rachen. Nachdem sich zwei Minuten lang kein weiterer Tropfen anschickte nachzurücken, massierte er sich mit an der Tasse gewärmten Händen die Füße und genoss das morgendliche Dämmerlicht. Er gähnte.

Ein Portrait Schopenhauers, in dem verzweifelten Versuch aufgehängt, zwischen einem Poster von AC/DC und einer gerahmten Zeichnung von Mickey Mouse so etwas wie Kulturraum entstehen zu lassen, blickte ihn in etwa so missmutig an, wie es zu erwarten gewesen wäre, hätte Arthur ihn wahrhaftig über die volle Distanz seiner morgendlichen Trägheit beobachtet. Desmond war diesen Blick gewohnt und hielt ihn mit der Leichtigkeit eines erst gerade erwachenden Verstandes aus.

Kleine Sonnenstrahlen fielen durch Löcher in den Jalousien und malten Lichtpunkte auf die Wände der Wohnung.

Wie eine bewegungslahme Diskokugel, stellte er sich vor.

Nach weiteren fünf Minuten des Dösens stand er schwungvoll auf und hielt kurz inne, weil er sich wieder in seine Umgebung einfinden musste. Die Jalousien würden wie an den vorangegangenen Tagen bis in die Nacht hinein geschlossen bleiben.

In seinem Arbeitszimmer warf er unmotiviert einige Akten zusammen und stopfte sie in seinen kleinen schwarzen Arbeitskoffer. Dann griff er nach einer Postkarte, welche er am Abend zuvor zwischen zwei Stifthalter geklemmt hatte und verlies den Raum. Mit dem Koffer und der Postkarte schritt er nun in den Flur, legte ersteren auf den Boden neben den Schuhschrank und die Karte obenauf.

An den Schuhschrank war sein kleiner Badezimmerspiegel gelehnt, in dem sein Spiegelbild ihn nun hämisch nachächte. Desmond hatte ihn vor zwei Monaten abgehängt, nachdem ihm ein kleiner Sprung in der unteren linken Ecke aufgefallen war. Seitdem harrete das Glas dem Tag, an dem sein Besitzer den Sperrmüll nicht verpassen würde. Desmond drehte den Spiegel kurzentschlossen um und begann sich neben dem Koffer die Schuhe zuzubinden. Dabei studierte er das Motiv der Karte auf dem Schränkchen.

Eine blonde Frau lächelte ihm entgegen, während sie einem dunkelhäutigen Kind Pflaster aufs Knie drückte. Im Hintergrund waren eine Steppenlandschaft und eine Zeltstadt zu erkennen.

Exfrau, kam es Desmond in den Sinn, eines dieser Wörter, die man nicht einmal dann sofort versteht, wenn man sie am eigenen Leib erfährt.

Sie hatten sich vor einem halben Jahr scheiden lassen, als sie sich entschloss ihren Job als Krankenschwester lieber in irgendeinem fernen Entwicklungsland auszuüben, statt bei ihm zu bleiben und im nicht weit entfernten städtischen Krankenhaus zu arbeiten.

„Ich kann nicht hier bleiben“, hatte sie gesagt. „Ich muss das machen!“

Können, müssen, Dialoge wie im Fernsehen.

Die Karte hatte sie ihm zusammen mit den Scheidungsunterlagen geschickt und seitdem hatte er sie abends und morgens des Öfteren betrachtet. Nie lange, aber doch immer ein bis zwei Minuten lang. An das, was auf ihrer Rückseite geschrieben stand, konnte er sich schon gar nicht mehr erinnern.

Ihm fiel auf, dass er heute nicht seine Exfrau, sondern die restlichen Bildelemente fokussierte.

Das Wetter am abgebildeten Ort schien gut, nur stellte man sich afrikanische Länder auch selten im Regen vor. Er suchte nach Affen, Elefanten oder ähnlichen Klischees, fand jedoch keine. Der kleine dunkelhäutige Junge blickte direkt in die Linse der Kamera. Auf das Pflaster an seinem Bein waren bekannte Comicfiguren gedruckt.

Wahrscheinlich kennt der Kleine sie nicht einmal.

Er stand auf, ging zurück in sein Arbeitszimmer, um die Karte sorgfältig wieder in den Halter zu klemmen, griff im Flur zunächst seinen Koffer, dann die Schlüssel, hängte sich seine Jacke über die Schultern und machte sich auf den Weg nach draußen.

Er mochte die Schuhe nicht, die er zur Arbeit trug. Sie waren viel zu fest und machten klackende Geräusche auf dem Treppenholz. Er war lieber leise, genoss es mit federnden Bewegungen so geräuschlos wie möglich zu gehen. Pochend hallte sein Schritt durch den Hausflur. Zumindest hatte der höllische Lärm außerhalb seiner Wohnung heute kaum etwas mit ihm zu tun. Direkt vor seinem Haus hämmerten zwei Bauarbeiter mit ihren Maschinen in die Elefantenhaut des Straßenteers. Desmond wusste, dass auch er von der Ausbesserung der Schlaglöcher, der Instandsetzung des Abwasserrohres und der Verlegung eines viel zu dünn wirkenden Glasfaserkabels profitieren würde - irgendwie jedenfalls. Aber solange die Arbeiten ihn auch samstagsmorgens in knapper Einhaltung der Lärmschutzgesetze weckten, rannte der Ärger in seinem Kopf die rationalen Gedanken einfach nieder.

Dass er genötigt war, seinen Parkplatz aufgrund der Baustelle etwas weiter entfernt zu suchen, störte ihn dagegen überhaupt nicht. Die frische Morgenluft war nämlich wunderbar dazu geeignet, über Desmonds weiteren Büroalltag als Fluchtpunkt in seinem Gedächtnis zu verweilen. Aus diesem Grund wandelte er mit genießerisch langsamen Schritten in Richtung seines Autos. Desmonds vor sich hin träumender Geist gehörte allein ihm, denn der Weg zu seinem Fiat hatte sich längst in die Reflexe seines Rückenmarkes eingebrannt.

Nachdem er nicht mehr in seine Garageneinfahrt hineinfahren konnte, hatte er vor einiger Zeit zwei uralte Pappeln auserkoren, seinen Kleinwagen nachts zu bewachen. Sie standen so nah beieinander, dass die Schnittmenge ihrer Äste optisch nicht mehr klar trennbar war. Zwischen ihre gewaltigen Stämme am Straßenrand passte nur ein wirklich kleines Auto, was den Parkplatz gegenüber Standardgrößen der Diesel- und Benzinkompensation absicherte. Er grüßte die beiden Bäume mit einem sanften Nicken und fragte sich, warum er den Straßenarbeitern vor seinem Haus nicht ebenfalls einen guten Morgen gewünscht hatte. Sie hätten zurückgrüßen können.

Stumm blickte Desmond von der einen Pappel zur anderen und dankte ihnen noch einmal für den ehrfurchtgebietenden Service zweier 100-jähriger und dennoch stolz und stark vor sich hinvegetierender – was in der Pflanzenwelt nun wirklich keine Beleidigung ist – Parkwächter. Dann quetschte er seinen langen Körper in den Wagen und fuhr los.

Die Fahrt verlief so unspektakulär wie zu erwarten war. Allenfalls die Sonne begann der Jahreszeit entsprechend stichig zu werden. Desmond kramte eine viel zu große Sonnenbrille aus seinem Handschuhfach und versuchte sich bis zur nächsten Ampel daran zu erinnern, ob er sie schon einmal getragen und - viel wichtiger - wie sie ihm gestanden hatte. Ausgerechnet jetzt bescherte ihm die Verkehrskontrolle eine grüne Phase und er war schon fast an seiner Arbeitsstelle angelangt, als endlich eine Ampel vor ihm auf gelb schaltete. Er bremste etwas zu forsich ab, setzte die Brille auf und betrachtete sich im Rückspiegel.

Coolness, wenn man glaubt, die Welt würde dich anöden, weil dein neurotischer Blick verborgen bleibt.

Da er bereits aus seiner Stadt heraus war und nur noch wenige Minuten Fahrt vor sich hatte, legte er sich die Musik allein für die Rückfahrt zurecht. Er wählte eine CD, deren Wirkung er zusammen mit der Sonnenbrille als bombastisch erachtete und legte sie neben sich auf den Beifahrersitz. Der Stoff des Bezuges war von der Sonne bereits stark erwärmt. Mit einem Knarzen, das einiges an Vertrauen in die italienische Autobaukunst erforderte, legte Desmond, als die Ampel ihm die Weiterfahrt erlaubte, den ersten Gang ein. Er war fast am Ziel.

Die Allee zu seiner Arbeitsstelle war ausgesprochen lang und ließ trotz ihres wuchernden Bewuchses genug Spielraum für umherstreifende Sonnenstrahlen. Der Anblick war nicht nur schön, er löste auch eine Stimmung in Desmond aus, die Energie in ihm zu wecken schien. Er war buchstäblich auf dem Weg - und es war ein schöner. Wenn dieses Gefühl die Mittagspause überstehen würde ...

Während er seiner Arbeit immer näher kam, begann er in seinen Anzugtaschen hektisch nach seiner ID-Karte zu kramen. Dabei schubste er mit dem Ellbogen die zuvor zurechtgelegte CD ausversehen unter den Beifahrersitz. Als er kurz darauf in die Einfahrt des Bürokomplexes einbog, hatte er die Karte endlich aus seinem Hemd gefischt und hielt sie mit einem gewissen Entdeckerstolz, welchen der Wachmann auf der anderen Seite nicht im Geringsten nachvollziehen konnte, an seine Seitenscheibe. Der Wächter schien das Gewinnerlächeln auf ihre Lohndiskrepanz zurückzuführen, hielt die sich öffnende Schranke zweimal in ihrer Aufwärtsbewegung an und lächelte Desmond bei jedem Ruck gönnerhaft zu. Der erklärte sich die stockenden Bewegungen mit technischen Schwierigkeiten und fuhr ungerührt auf den großen Mitarbeiterparkplatz. Er suchte sich eine Parklücke zwischen zwei ebenfalls kleinen Autos, damit sein Wagen nicht noch kompakter wirkte, als er ohnehin schon war, öffnete die Tür und entfaltete sich knackend.

Binahe hätte er vergessen die Sonnenbrille wieder abzunehmen. Er hatte sich innerhalb von fünf Minuten Fahrweg bereits so sehr an ihre schützende Dunkelheit gewöhnt, dass er sie auf seiner Nasenspitze nicht mehr bemerkte.

Was würden die Kollegen wohl sagen?

Von seinem rebellischen Gedanken selbst ein wenig erschrocken schleuderte er die Brille mit der gleichen Hektik in den Wagen, der auch schon seine Musik zum Opfer gefallen war. Nun würde er CD und Brille unter dem Beifahrersitz erst suchen müssen, wenn er das Zusammenspiel beider Accessoires auf der Heimfahrt auskosten wollte.

Desmond schaute sich um. Die große blaue Limousine auf der gegenüberliegenden Seite verriet ihm, dass sein Kollege Robert wie so oft zu früh zum Dienst erschienen war. Robert versprach zumindest ein wenig Unterhaltung im Büro und ein Lächeln, dass er zwar schon zur Genüge kannte, aber noch immer schätzte.

Er wandte sich dem kleinen Weg zu, der ihn vom Parkplatz zum Eingang des Hauptgebäudes führte. Der Komplex bestand aus einem großen Gebäude, das durch jeweils zwei Glastunnel mit kleineren Nebengebäuden verbunden war. Der Automat an der Eingangshalle nahm Desmonds ID-Karte im Gegensatz zum Parkwächter völlig gleichgültig gegenüber seiner Lohnabrechnung an und öffnete ihm bereitwillig eine der drei großen Schiebetüren. Desmond betrat den Eingangsbereich.

„Guten Morgen, Herr Weilert“, grüßte ihn Frau Sybille de Mais förmlich und blickte ihm über ihren Empfangstisch hinweg entgegen. Gut? Naja, dachte Desmond, beugte sich aber dennoch zur ihr herüber und erkundigte sich: „Ihnen auch einen schönen Guten Morgen. Ich habe gesehen,

dass Herr Bäumler schon eingetroffen ist?“ Frau De Mais nickte nur. Ein sicheres Zeichen dafür, dass Robert zu der Art Mitarbeiter gehörte, der ihre Begrüßung nur mit leichten Kopfbewegungen und ohne weiteren Blickkontakt quittierte. Wer Frau De Mais nicht wahrnahm, wurde ihrerseits wahlweise auf ein Nicken oder einen Nachnahmen reduziert. Desmond jedoch hatte vor vier Jahren, als er die Stelle von seinem Vorgänger übernahm und zum ersten Mal in dem riesigen Bürogebäude allein gelassen wurde, eine innige Beziehung zu ihr aufgebaut. Ursprünglich aus reiner Hilflosigkeit, da ihm jedwede Orientierung fehlte, später aus Freude darüber nett begrüßt zu werden und inzwischen aus reiner Gewohnheit.

„Ich bin schon gespannt, was diese Woche auf meinem Tisch landet“, bemerkte er und war es wirklich. Auch wenn die Spielarten der Aktenbearbeitung sich nur geringfügig unterschieden, waren ihre Inhalte häufig recht unterhaltsam. „Wenn etwas Lustiges dabei ist, könnten wir zusammen Kaffee trinken!“, fügte er noch mit einem Augenzwinkern hinzu und setzte sich mit einem kleinen Schlenker wieder in Bewegung. Frau De Mais zwinkerte zurück und öffnete Desmond mit einem kleinen Schalter die Aufzugtüren.

Das gemeinsame Kaffeetrinken war ein notwendiger Vorwand, um die neugierige Empfangsdame an den unterhaltsameren Inhalten seiner Arbeit teilhaben zu lassen. Eigentlich fehlte ihr dazu die Berechtigung. Desmond verstand das nicht und hatte sich erlaubt, im halbprivaten Umfeld des Betriebscafés die sonstige Verschwiegenheit seines Arbeitsgebers zu ignorieren. Inzwischen kam Frau De Mais mit dem Kaffee direkt in sein Büro. Immerhin ist Sybille selbst eine Sicherheitsbarriere und wenn man ihr nicht vertraut, muss man sich dann nicht auch selbst verdächtigen?

Desmond fuhr drei Stockwerke in die Tiefe und wurde vom Aufzug in einen Gang entlassen, der ihn mit künstlichem Licht und der angenehm kühlen und sterilen Luft der Klimaanlage umfing. Über ihm flitzte eine Rohrpost zischend durch das inzwischen antike Verteilungssystem. Zwar waren an der Seite der Plexiglasröhren Stränge von Netzkabeln befestigt worden, aber der vollständige Umstieg auf die EDV würde der Behörde sicherlich erst durch Überalterung ihrer Belegschaft endgültig gelingen. An seinem Büro angekommen zückte er ein weiteres Mal seine Karte, öffnete das elektronische Schloss und trat ein. Unverzüglich stellte er die von der Putzfrau herab geregelte Heizung wieder auf eine verschwenderisch hohe Temperatur und legte Jacke und Koffer ab. In den Kellergeschossen war es unabhängig von der Jahreszeit immer etwas zugig.

Nachdem er die mitgebrachten Akten auf dem Schreibtisch sortiert hatte, jagte er sie in alphabetischer Reihenfolge durch den großen Aktenvernichter in seinem Büro. Surrend zerfetzte die Maschine das Papier in winzige Flocken. Als alle Akten vom Tisch waren, holte er den vollen Papierschnipselauffangbehälter heraus und stellte ihn neben seine Tür. Der Behälter würde am Abend abgeholt und sein bereits arg zerschredderter Inhalt im Westflügel verbrannt werden.

Eigentlich war dieses Land eher dafür bekannt alles und jeden zu archivieren. Ein gleichzeitig umherschwirrender wie fixierter Papiermoloche von ungeheurem Ausmaß. Ernste Bürokratie, die zum größten Teil aus ihren eigenen Ausscheidungen bestand.

Fühlt man sich einem bisschen Druckertinte und Papier so verpflichtet, dass man selbst für Zeug, welches selbst vom Irrsinn als völliger Blödsinn angesehen wird, einen Job schafft?

Das war Desmonds Aufgabe, der absolute Blödsinn.

Vor fünf Jahren war er nach seinem Psychologiestudium mit einem Diplom beschenkt worden, hatte sich aber weder für die Selbstständigkeit noch für die Arbeit im Erziehungswesen entschieden. Er liebäugelte erst mit dem deutschen Rechtssystem, war dann aber nach

sechsmonatigem Praktikum dem Verfassungsschutz in die Hände gefallen. Hier hatte er nebenher noch einen Aufbaustudiengang in Psycholinguistik abgeschlossen und war dann verbeamtet und in den Dienst übernommen worden. Jung war er gewesen und doch damals wie heute äußerst unauffällig. Ein so wünschenswerter Beamter, dass ihm der Personaldirektor wahrscheinlich einen Posten geschaffen hätte, wäre nicht ein alter, ebenso unauffälliger Kollege pensioniert und somit ohnehin eine Stelle frei geworden.

Seine Jobbeschreibung hatte wie die unmotivierte Inhaltsangabe einer phantastischen Fernsehserie geklungen. Er hatte ohne zu Zögern zugesagt. Unglücklich war er mit seinem Beruf auch nicht geworden. Seine Aufgabe unterschied sich jedoch von allem, was er zu hoffen gewagt hatte. Desmond kümmert sich um Unerklärliches: Berichte der Bürokratie, die zwischen ihren drögen und langweiligen Zeilen kleine oder große Wunder bargen. Wunder, die selbst durch ein angemessenes Maß an Ermittlungen nicht geklärt werden konnten. Ab und an ließ er Augenzeugen oder ermittelnde Beamte kommen. Manchmal befragte er sogar den Verfasser höchstpersönlich und erstellte dann ein psychologisches Dossier. Schlussendlich musste er entscheiden, ob die ursprünglichen Texte glaubwürdig oder unglaubwürdig waren. Zu eben dieser Unterscheidung standen ihm nach seinem Urteil zwei Stempel zur Verfügung.

Für eine Unglaubwürdigkeit gab es eine Unzahl von Gründen. Gute Gründe, wie Desmond meinte. Er schätze Gesprächspartner in langen Sitzungen als aufmerksamkeitsstüchtig ein. Er fand heraus, dass Berichte aus einer Feder stammten, die zwar mit Tinte gefüllt, aber von alkoholdurchfluteter Hand gehalten worden waren. Und wenn er sich ganz weit aus seinem Kellerfenster lehnte, wagte er sich auf unbekanntes Terrain und forderte einen Experten an, der ihn dann schriftlich beriet. Und, und, und ... Im Grunde endete es immer und ohne Ausnahme mit dem tragischen Stempel der Unglaubwürdigkeit und kurz darauf im Aktenvernichter. Für den Verfasser der Berichte hatte dies jedoch keine Konsequenzen. Den Stellenwert solcher ungeklärten Berichte machte er seinen immer neugierigen Kollegen folgendermaßen klar: Sie setzten keinen ausgebildeten Kriminologen, sondern einen Psychologen in ein Büro, das als einziges von allen einen eigenen Aktenvernichter besaß, und zwar einen besonders großen. Es sah vom Schreibtisch gesehen sogar so aus, als ob die Rohrpost direkt im Papierkorb mündete. Und wirklich, alles was in diesem Raum landete, sollte verschwinden – allerdings nach Vorschrift.

Für zukünftige Belehrungen über seine Funktion hatte er bereits ein zusätzliches Schmankerl ausgemacht. Der ‚Glaubwürdigkeitsstempel‘ war zwar nicht mehr original verpackt, aber anscheinend nur einmal getestet worden und das irgendwann zwischen 1969 und dem heutigen Tag. Er bestand damit seit den Gründungstagen seiner Ein-Mann- Abteilung und seine Gummibestandteile lösten sich nicht aufgrund von Abnutzung, sondern infolge eines üblichen Alterungsprozesses auf. Der ‚Unglaubwürdigkeitsstempel‘ hingegen war öfter ersetzt worden. Seine momentane Gravur gab sein Alter mit zwei Jahren an. Zwei Jahre, in denen er Überflüssigem das letzte Geleit gegeben hatte.

Letztlich lieferte Desmond keine Wahrheiten, sondern jonglierte mit Wahrscheinlichkeiten. Dafür wurde er bezahlt und für allzu unnütz befand er sich nicht. Immerhin wies er im System der Ratio der Irratio ihren Platz zu und wenn die Vernunft sich in diesem Gerangel ein wenig des Wahnsinns bediente, bitte ...

So was nennt man in der Berufswelt ‚Flexibilität‘.

Davon abgesehen konnte er zumindest bei seinen Kollegen, denen gegenüber er von seiner Schweigepflicht entbunden war, durch gezielt gestreute Informationshäppchen Neid wecken und

Aufmerksamkeitspunkte verbuchen. In ihrer Vorstellung hatte Desmond das Privileg sich die Geheimnisse der Welt anzulesen, und in diesem Glauben ließ er sie auch. Doch die Akten wurden von Beamten geschrieben, nicht von Drehbuchautoren. Außerdem flossen sie nicht so reichlich, als dass er ständig eine große Auswahl an Lektüre gehabt hätte. So saß er auch an diesem Montag an seinem Schreibtisch, dachte über Verschiedenes nach und wartete auf den jungen Kerl, der ihm die neuen Berichte für diese Woche bringen würde.

Geöffnet wurde die Tür aber von Robert, dessen spitze Nase im Türrahmen seine nachtrapsende, kleine wie kugelige Gestalt ankündigte. Ohne dass er vorher angeklopft hätte, spähte sein rundes Grinsen um die Tür.

„Hallo Des“, flötete er und fügte, als er Desmonds leeren Schreibtisch bemerkte, hinzu: „Langeweile hat nur, wer Freizeit nicht gewöhnt ist, der Rest nennt es Muse!“

Der gängigen Meinung der Mitarbeiter nach aß Robert jeden Morgen zahlreiche Glückskekse zum Frühstück, die er im Laufe des Tages in kleinen Portionen langsam wieder ausrülpste. Desmond konzentrierte sich seit jeher auf die Gesprächsfetzen zwischen derartigen Kommentaren und hatte auf diese verzeihende Art schnell einen guten Freund gefunden.

„Hallo Robert“, grüßte Desmond ihn, „hast du den Kaffeeautomaten schon in Beschlag genommen?“

Es stand in ihrem Flur nur ein solcher Apparat zur Verfügung und einer der Gründe für Roberts überpunctliches Erscheinen in der Behörde war das frühzeitige Abfüllen zweier Kannen des schwarzen Dopingmittels.

„Lächle oder gähne ich?“ Robert grinste wirklich über das ganze Gesicht, was für einen Montagmorgen nicht ganz so üblich war, als dass Desmond es nicht registriert hätte.

„Komm herein!“, lud er seinen Freund in das Zimmer: „Aber mach bloß schnell die Tür zu. Du zerstörst meine Illusion warmer Gefilde in dieser sonst wohltemperierten Hölle.“

Robert ließ sich nicht zweimal bitten und trat rasch aus dem kalten Flur ins Warme. Er warf sein Strickjäckchen über Desmonds Lederjacke und musterte ihn misstrauisch.

„Ist jemand gestorben?“, fragte er mit gesetzterer Stimme.

Desmond zögerte eine verwirrte Sekunde, überspielte seine Reaktion aber mit betrübtem Mienenspiel und blickte vorgeblich berührt an sich herab. Tatsächlich, er war ganz in schwarz gekleidet.

„Ja, ich habe tatsächlich einen Verlust zu beklagen“, murmelte er bedeutsam und hob seinen Blick wieder in die Richtung seines Freundes.

„Oh, das tut mir leid. Familie?“, wollte Robert wissen und füllte den Satz dem Kontext entsprechend mit schamhaften Gesprächspausen.

„Eher meinen Geschmack für passende Farbwahl“, witzelte Desmond und verhalf Roberts breitem Montagslächeln zu einem nicht minder beindruckenden Comeback, augenscheinlich mit der Unterstützung einer ehrlichen Erleichterung.

„Junge, wir haben unser dreißigstes Lebensjahr nicht gemeinsam erreicht, um unsere weitere Lebenserwartung nun durch Bluthochdruck zu ruinieren“, lachte Robert und stieß im Anschluss mit ernstem Gesicht den Zeigefinger in Desmonds Richtung. Der hob nur die Schultern.

„Ich würde dir glauben, aber deinen glücklichen Gesichtsausdruck von eben kann man nur mit

erheblichem Kaffeekonsum erklären. Du bist selbst schuld, wenn du doch vor mir ins Gras beißt. Oder ist da noch was anderes?“ Desmond blickte Robert erwartungsvoll an.

„Des, jetzt bin ich mir sicher – du hast studiert!“ Robert setzte sich an die Kante des Schreibtisches und fuhr fort: „Mit ein wenig Glück, komm ich bald ein paar Tage aus meiner Gruft heraus. Irgendein neuer Kollege aus der tiefsten Provinz wird der Abteilung zugeteilt. Schaschlik - Schaslinski - Schlawiner- ich hab seinen Namen wieder vergessen. Jedenfalls soll ich ihn einweisen, äh ich meine einführen!“

Robert hopste ungelentk vom Schreibtisch zurück auf seine kurzen Beine.

„Ich habe nicht vor, ihm alles am ersten Tag zu zeigen. Einiges werde ich verwirrender erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist. Dadurch wird er sich an mich klammern. An mich - seine einzige Quell der Erleuchtung! Ohne zu wissen, dass ich ihn nur benutze, um von der öden Berichtkorrektur und Büroarchitektur abgelenkt zu werden.“

„Teuflisch“, bemerkte Desmond. Er war von dem Plan wirklich beeindruckt und jederzeit bereit seinem Freund ein wenig Zerstreuung zu gönnen. Robert durfte seine Berichte nicht vernichten. Im Gegenteil, er musste sie verbessern. Er stellte sicher, dass keine Unterlagen in Desmonds Feuer landeten, deren einzige Ungereimtheit auf allzu kreative Anwendung der deutschen Sprache zurückzuführen war.

„Ist noch recht leer hier, vielleicht sollten wir uns von oben noch was zu knabbern holen, bevor irgendwer hier herumstreunt, dem gegenüber wir beschäftigt wirken müssten“, schlug Desmond vor. Er war schon im Aufstehen begriffen, als Robert abwinkte.

„Wenn ich wirklich irgendwann von meinem Stuhl loskommen will, muss ich heute noch einiges wegarbeiten. Ich komm später nochmal vorbei. Bis dann Des – und hefte dein Namensschild an, dann hast du wenigstens ein bisschen farbliche Abwechslung in deiner Erscheinung. Übrigens habe ich Phantom-Joe schon umherschwirren sehen.“

Desmond verabschiedete ihn sitzend, wartete bis die Tür sich geschlossen hatte und lehnte sich wieder entspannt zurück. Phantom-Joe war ihr etwas infantiler Deckname für einen Herren, der ... Tja, niemand wusste, was dieser Mensch eigentlich tat. Aber er tat es geschäftig, wenn man ihn denn bemerkte. Er war furchtbar unauffällig. Man rempelte ihn in den Gängen an, ohne dass man sich kurz darauf noch an sein Gesicht erinnern konnte. Es hatte Robert und ihn zwei Jahre Dienst gekostet, ihn zumindest ansatzweise wahrzunehmen und sein Erscheinungsbild halbwegs im Gedächtnis zu verankern. Jetzt, wo sie seine Anwesenheit häufiger bemerkten, versuchten sie ihn aus dem Augenwinkel heraus zu beobachten. Das funktionierte besser, als wenn man ihn direkt zu fixieren versuchte. Ihre aktuellste Vermutung lautete, dass es sich bei ihm um eine Art Botenjunge zwischen den Abteilungen handelte. Allerdings wanderte er anscheinend automatisch, denn als Desmond seine Kollegen nach ihm befragte, kam er zu keinem befriedigenden Ergebnis. Anscheinend kannte ihn jeder. Doch die Spur führte sie jedesmal zur falschen Person, die ihn wiederum zu kennen glaubte und an den Nächsten, erneut Falschen verwies. Das Spiel begann dann von vorne und irgendwann biss sich die Ermittlungsschlange selbst in den Schwanz.

Ob ich Roberts Vorschlag annehmen und ihm mal hinterherlaufen sollte?

Desmond kam über diesen Gedanken nicht mehr hinaus, denn ein kurzes Klopfen später musste er den Erhalt einiger Berichte quittieren.

Kapitel 2

„Willst du das noch essen oder befriedigst du nur deinen Jagdtrieb? Für mich sieht dein Spinat schon ziemlich tot aus, ich möchte sogar von einem fortgesetzten Stadium der Verwe...“ Desmond fand, dass Roberts Rumgestochere im Essen seinen eigenen Genuss empfindlich schmälerte und war nicht bereit sich sein Mittwochs-Hähnchen in der Kantine vermiesen zu lassen. Aber Robert unterbrach ihn.

„Ist es ein Wunder, wenn der Mensch den Respekt vor seinem Essen verliert, wenn die Küchenfrau dir statt eines vegetarischen Mittagessens einen Teller abstrakte Kunst bringt? Nein!“, antwortete Robert sich selbst und schob den Teller mit ausgestrecktem Arm in die Mitte des Tisches. Ganz Unrecht hatte er damit nicht. Die vegetarische Alternative zum ‚normalen‘ Mittagessen war der Küche inzwischen von Seiten der Behörde vorgeschrieben worden. Für ihre Qualität hatte man jedoch keine Standards festgelegt. Desmond fragte sich, ob diese Art der Ernährung unter diesen Umständen überhaupt noch gesund war. Zumindest saßen sie in der Sonne.

Die Kantine war schon vor seiner Zeit aus dem Keller, in dem er nun sein Büro hatte, aufs Dach versetzt worden. Man baute sie hauptsächlich aus unverschämt viel Steuergeldern und einer Menge Glas. So kämpften die Sonnenstrahlen täglich gegen sein finanzielles Gewissen, aber Desmond bemerkte, dass das Licht mit der Zeit, die er hier arbeitete, immer öfter gewann.

Es war schon um zwei, doch ihr spätes Auftauchen war kein Fehler gewesen. Alle Abteilungen, die hier arbeiteten, kamen zu unterschiedlichen Zeiten, um ihre Mahlzeiten einzunehmen. Dabei waren die Räumlichkeiten groß genug, die gesamte Mannschaft in einem Zuge versorgen zu können.

Vielleicht wird es nach all der einsamen Büroarbeit schwierig, sich unkontrolliert vielen Menschen auszuliefern, überlegte er.

Robert und Desmond saßen heute unter den Letzten. An anderen Tagen waren sie sogar allein. Seit Montag hatten sich die beiden kaum gesehen, denn Robert wollte den in sein Büro einströmenden Papierkaskaden unbedingt Einhalt gebieten. Desmond war an diesen Donnerstagmorgen mit dem Wochensatz fertig geworden und fragte sich wie jede Woche, ob er die Sache nicht hätte noch etwas hinauszögern sollen.

„Was machst du heute noch?“, fragte Robert ihn, als hätte er seine Gedanken erraten.

„Keine Ahnung, ich treff mich gleich mit Frau De Mais“, antwortete er und trank den letzten Schluck Wasser aus seinem Glas.

„Möchte wissen, was du mit der alten Schachtel da unten immer treibst“, gähnte Robert, stockte und blickte mit leicht errötenden Bäckchen auf: „Also, was du ...“ Er ließ etwas Luft aus seinem Mund entweichen und schaute hinaus ins Grüne.

Desmond lächelte.

„Auch wenn sie immer recht gut informiert scheint, hat sie absolut keine Ahnung von dem, was wir hier eigentlich arbeiten. Es ist ja auch langweiliger Scheiß. Aber von all den Spinnern hier - dich natürlich ausgeschlossen – also, von all den Spinnern hier hat sie mich nie gefragt, was ich mit meinen Berichten nach der Bearbeitung überhaupt mache.“

„Und das nimmst du zum Anlass, dich mit ihr anzufreunden? Versteh mich nicht falsch, ich hab überhaupt nichts gegen sie. Aber ich find die Frau ziemlich gewöhnlich und langweilig.“ Robert

zuckte mit den Schultern und fuhr fort: „Vielleicht kennst du sie besser als ich, vielleicht ergänzt sie dich um irgendetwas? Man umgibt sich immer mit Menschen, die einem in irgendeiner Weise nützen.“

„Mag sein.“ Desmond legte die Hände auf dem Tisch zusammen. „Jedenfalls hört sie mir gerne zu und ich erzähle ihr gerne etwas. Mir ist sonst ganz einfach öde.“

„Hör doch Melissa zu? Die weiß aus der Buchhaltung und vom Personal wenigstens immer was Spannendes zu erzählen. Hier, beispielsweise der Hausmeister, der seit zwei Wochen nicht mehr kommt. Der ist nach England abgehauen, weil dort für ihn und seine Band angeblich mehr Möglichkeiten für den Durchbruch existieren. Einfach so, völlig bescheuert. Der hatte hier ´nen guten Job und konnte seinem Hobby frönen und Zack! - auf Wiedersehen. Stell dir das vor, regt mich mehr auf als mein schlabbrig Essen.“

„Wenn es ihn glücklich macht?“, versuchte Desmond zu klären, aber Robert fuhr ihm dazwischen: „Glücklich bin ich mit Dach über dem Kopf und einem Brötchen jeden Morgen, nicht mit Gitarre in der Hand und Joint in der Fresse.“

Desmond war der spießig aggressive Unterton in Roberts Aussage sehr unangenehm, aber eine Stimme in ihm, die er nicht für seine echte Überzeugung hielt, stimmte dem Gesagten zu.

Zwei Seelen wohnen ach ...

Er entschied sich halb unbewusst dem Thema für die verbleibenden Minuten eine andere Richtung zu geben. Doch merkte er schon nach den ersten Worten, wie seine eigene Stimmung nach Erwähnung der Buchhalterin ebenfalls ins Aggressive gekippt war.

„Das ist genau der Punkt! Melissa lästert doch nur an einem Stück! Jedesmal wenn die den Mund aufmacht, möchte ich ihr irgendeinen meiner Berichte reinstopfen, damit sie ihre Klappe hält. Die Frau sieht mich, scheint kurz zu überlegen, wie ich heiße, nur damit sie nicht ausversehen über mich herzieht und beginnt dann loszubabbeln!“

Komm runter. Melissa ist nicht hier und du würdest ihr niemals was tun. Warum auch, sie arbeitet in der Buchhaltung und wenn du sie einmal die Woche siehst, kannst du dir deine gelobte Selbstbeherrschung beweisen.

Desmond entschied sich ruhiger fortzufahren, um möglichen falschen - oder richtigen? - Eindrücken zuvorzukommen: „Sie ist ja sonst echt ok, aber sowas geht nicht, interessiert mich auch nicht“.

Robert hörte nur schweigend zu, gähnte noch einmal und spielte mit der Hand an seinem Namensschild herum. Nach einer unangenehm stillen Minute begannen beide ihre Tablett abzuräumen und gingen zum Aufzug.

„Ich hatte eben eine ziemlich verrückte Idee“, wandte Desmond sich seinem Freund zu, als sich die Aufzugtüren geschlossen hatten: „Glaubst du, es würde sich jemand beschweren, geschweige denn jemandem auffallen, wenn ich in meinem Büro Teppich verlege?“

Robert blickte mit nach oben gezogenen Augenbrauen herüber, öffnete den Mund, starrte ein wenig und erwiderte dann: „Wenn das dein verrückteste Idee ist ... Ungewöhnlich – aber nicht verrückt, Des. Verrückt ist die England-Geschichte, ein Teppich ist höchstens spleenig. Glaub kaum, dass da jemand was dagegen hätte. Die Leute mögen Teppich – außerdem bezahlst du ihn wahrscheinlich selbst.“

„Natürlich.“

„Dann mach das, gefällt bestimmt auch Frau De Mais.“ Robert stupste ihm mit dem Ellbogen an und lachte. Wieder gut gelaunt und mit wohlgefülltem Bauch stiegen sie aus und verabschiedeten sich mit gespielter Überschwang. Die beiden ließen den Flur so leer zurück, wie ihn sonst das nächtliche Putzkommando vorfand. Im Kellergeschoss war nie viel los.

Desmond musste glücklicherweise nicht lange auf sein Kaffeeschwätzchen warten, denn nach der Abwechslung des Mittagessens fiel es ihm immer besonders schwer, sich erneut mit sich selbst zu beschäftigen. Er legte seine Jacke gerade ordentlich zusammen, als es an der Tür klopfte.

„Herein“, rief Desmond freudiger, als von ihm selbst erwartet. Sybille schlüpfte durch die Tür und schloss sie so verschwörerisch schnell wieder, dass Angst in ihm aufkam, sie könne sich die Hand einklemmen. Sie lächelte ihn an und stellte eine kleine Kaffeekanne auf seinem Schreibtisch ab, peinlich darauf bedacht, die dort ausgelegten Akten nicht zu verunzieren. Ihr Lächeln hatte einen ganz besonderen Zauber, der sich nicht allein mit ihren kleinen Grübchen und weißen Zähnen erklären ließ. Ihre Augenlider fielen seitlich über die Augen gespannt ab, was ihrem Gesicht einen dauerhaft melancholischen Ausdruck gab, das Lächeln aber besonders betonte. Wahrscheinlich, weil die Diskrepanz zwischen diesen beiden Gesichtsausdrücken so greifbar war. Ansonsten betrachtete Desmond sie trotz schlanker Statur als nicht sonderlich anziehend, genoss es aber immer, sie zu sehen und um sich zu haben. Sie war ein wenig älter als er selbst, doch der Altersunterschied war kaum zu bemerken.

Für heute hatte er sich eine ganz besondere Geschichte zurechtgelegt.

„Setz dich, setz dich“, forderte er sie auf und zog den Besucherstuhl für sie zurück. „Ich bin mir sicher, dass ich deinen Feierabend mit ein wenig Unterhaltung füllen kann.“

„Oh, das tust du immer. Was gibt es denn? Eine weitere Verschwörungstheorie eines überarbeiteten Gerichtsdieners? Ufo-Sichtungen berauschter Jugendlicher?“, sie wippte vor Vorfreude auf ihrem Stuhl hin und her und biss sich auf die Unterlippe. Desmond schüttete ihr zunächst Kaffee in die Tasse, warf ein Stück Zucker hinein und holte erst dann für sich selbst das Milchkännchen aus seiner Schublade hervor. Bei seiner eigenen Tasse goss er langsamer, die zusätzliche Zeit dazu nutzend, sich daran zu erinnern, mit welchem Einstieg er die heutige Erzählung beginnen wollte. Er setzte sich und hob die Kaffeetasse zu einem kleinen, testenden Schluck und blickte Sybille tief in die Augen.

„Heute habe ich etwas aus dem Norden für dich! Polizeibericht - kurz, knapp, aber unterhaltsam. Es geht um einen Zugriffsversuch durch zwei Polizisten in Hamburg.“

Desmond schob die Akte bedeutungsvoll in die Mitte des Schreibtisches, stupste sie an den Rändern - für die Ordnung unnötig, für den Effekt einer theatralischen Pause aber unumgänglich - zurecht und fuhr fort: „Dieser Bericht ist von besagten Polizisten verfasst worden. Die Namen darf ich dir wie üblich nicht nennen. Wir nennen sie heute mal Herr O. und Herr P.“

„Oh nein, ‚O‘ und ‚P‘ haben wir schon letzte Woche genutzt, diese Woche wären es Herr Q. und Herr R. – das bist du dem Alphabet schuldig!“

Sybille schaute lächelnd zu ihm herüber und schwenkte den Zeigefinger tadelnd und hypnotisch zugleich vor Desmonds Gesicht hin und her. Dieser war sich nicht sicher, ob er diese Unterbrechung gutheißen sollte. Aber einer der Vorteile einer Unterhaltung mit Sybille war, dass es ihm nicht weiter schwerfiel seine Fabulierstimmung wiederzufinden, den roten Faden wieder aufzunehmen und mit einer sonst so garstigen Pause ganz souverän umzugehen.

„Es geht um den Zugriff mit Haftbefehl gegen einen Herrn aus Hamburg. Laut Profil ein

selbsternannter Hexenmeister und Illusionist, der in Bezug auf einige Internetbetrügereien gesucht wird. Er scheint eine Webseite für okkulte Praktiken errichtet zu haben, auf der auch eine kleine Community existiert. Von deren Seite wurden schwerwiegende Betrugsvorwürfe gegen ihn erhoben. Unter anderem hat es wohl bei privaten Treffen Einschüchterungsversuche bis hin zur Körperverletzung gegeben“, fuhr er fort.

Desmond ersparte Sybille die Details der Zeugenaussagen. Ihm ging es weniger um eine reißerische Geschichte. Für ihn bestand der Höhepunkt seiner Erzählung in seiner eigenen, entzaubernden Arbeit.

„Insgesamt haben sich also im Januar vier Polizisten auf den Weg gemacht. Die beiden Einsatzleiter, Herr Q. und Herr R., haben diesen schicken Bericht verfasst. Beide leiteten zum ersten Mal einen solchen Einsatz und gingen streng nach Vorschrift vor. Herr Q. sicherte das rückwärtige Fenster der Wohnung, in dem die Zielperson hauste.“

Er sortierte erneut die Papiere in seiner Hand, um nun wirklich den Wortlaut des Berichtes widerzugeben. Sybille beugte sich ein wenig vor, als ob sie versuchen wollte, einen Blick auf Desmonds Zettel zu erhaschen. Schnell hielt er die Zettel wieder etwas grader, blickte über ihren Rand und fuhr erst fort, als Sybille wieder enttäuscht in den Stuhl zurückgesunken war.

„Folgendes ergibt sich nun aus dem Einzelbericht von Herrn Q.: Per Funk wird gemeldet, dass auf mehrmaliges Klingeln und Klopfen niemand die Tür öffnet, obwohl Geräusche auf eine Präsenz hindeuten. Das der Zielperson zugeordnete Kraftfahrzeug steht vor dem Haus. Herr R. beschließt, sich Zutritt zur Wohnung der Zielperson zu verschaffen. Gleichzeitig öffnet sich das rückwärtige Fenster. Ein Mann, schwarz gekleidet, bärtig, dunkle Haare und ca. 1.80 groß – dem Profil der Zielperson entsprechend – springt aus dem Fenster und flieht über den Garten des angrenzenden Grundstückes. Augenblickliche Aufnahme der Verfolgung durch Herrn Q. Die Zielperson überspringt ein Gartentor und überquert eine Rasenfläche. Während der Verfolgung wird Meldung an die übrigen Kollegen gegeben. Durch diese Verzögerung gewinnt die Zielperson einen bedeutsamen Vorsprung. Verfolgung entlang der Straße X. bis die Zielperson blitzschnell in einen Hof einbiegt. Vor Erreichen der Biegung wird ein grelles Licht wahrgenommen. Die Ecke wird vorschriftsmäßig langsam und vorsichtig umrundet. Dahinter offenbart sich eine Sackgasse. Es ist ein absolut leerer Parkplatz, umgeben von hohen Ziegelmauern. Von der Zielperson keine Spur – und so weiter, und so fort“

Desmond ließ die Worte ausklingen, beugte sich vor und legte die Unterlagen mit der Schriftseite nach unten zurück auf seinen Schreibtisch.

„Und?“, fragte Sybille, „Glaubt man bei der Polizei an einen Verschwindibuszauber?“

„Du würdest dich wundern“, seufzte er, „Ich glaube aber etwas anderes. Auch wenn wir es hier mit einem gewöhnlichen Verbrechen zu tun haben – der Verbrecher ist eher ungewöhnlich. Er schmückt seinen Auftritt kinoreif aus. Die Wohnung, die er für die privaten Treffen mit seinen Anklägern nutzte, hat er nach allen Regeln popkulturellen Okkultismus modrig einschüchternd eingerichtet. Er selbst sah im Übrigen auch nicht renovierter aus.“

„Dir geht heute auch jegliche Farbenfreude ab“, bemerkte Sybille, „Vielleicht solltest du dir beim nächsten Mal einen Fall im Zirkusmilieu suchen?“

„Ach bitte, ich lese so was täglich. Meine Farbwahl heute ist reiner Zufall“, winkte Desmond ab. „Aber jetzt zurück zu dem Bericht. Aufgrund der ganzen Umstände und dem Misserfolg des Zugriffes hat der Vorgesetzte beider Einsatzleiter die Berichte ein zweites Mal angefordert und eine weitere Untersuchung anberaunt. Diese haben zu keinem Ergebnis geführt und sind damit

geradewegs in mein Büro geflattert.“

„Und was hast du herausgefunden?“

„Rate!“

„Er wird sich nicht in Luft aufgelöst haben. Aber wenn er ein Illusionist ist, hat er sich vielleicht eines Tricks bedient?“

„Möglich, jedenfalls einer meiner ersten Gedanken – und gerade deswegen nicht mein Favorit. Wenn es keine echte Erklärung gibt, ist es selten die naheliegenste Spekulation. So ein Bericht mag keine Lücken, er will dir immer etwas nahelegen. Dabei verstärkt er meist die Erklärung, auf die auch der Leser als erstes kommen würde.“

Sybille hob abwehrend die Hände, rückte ihren Stuhl aber sodann näher an den Schreibtisch und lehnte sich – beide Hände in ihr Becken gestemmt – vor. Tiefe Zweifel blickten aus ihrem Gesicht.

„Desmond, entfessel den kleinen Houdini in dir und hilf mir auf die Sprünge.“

„Der erste eigene Zugriff der Einsatzleiter geht schief. Die Zielperson ist ungewöhnlich und der Bericht stürzt ins Leere. Aber Wörter wie ‚blitzschnell‘, ‚grell‘, ‚offenbart‘ oder die kleine Entschuldigungspassage über eine verzögernde Funkdurchsage: Apologetisch schreibt, wer glaubt sich entschuldigen zu müssen. Du kennst andere Polizeiberichte. Da schreiben keine schillernden Schriftsteller. Dennoch ist dieser Bericht gegen Ende ausgesprochen literarisch. Weißt du, was üblicherweise literarisch wirkt?“

„Schon, Bücher, Prosa, Gedichte, was meinst du, Desmond?“

„Lügen!“

Sybille zog die Stirn kraus.

„Du glaubst, der Bericht ist nicht wahr? Und das vermutest du aufgrund von ein paar Füllwörtern?“

Desmond lächelte. „Nein, er kann ja gar nicht wahr sein. Niemand verschwindet einfach. Abgesehen davon habe ich mir das Einstellungszeugnis unseres geschätzten Herrn Q. zuschicken lassen. Er ist genau 1.79 groß und nach dem letzten Bericht des zuständigen Polizeiarztes ganze 107 Kilogramm schwer. Damit hätte er einen BMI von 33 und da er im vorigen Jahr elf Monate wegen einer Knieverletzung nur Büroarbeit erledigen konnte, gehe ich nicht davon aus, dass es sich bei seinem zusätzlichen Ballast um Muskelmasse handelt.“

„Er ist ihm also gar nicht hinterher gekommen?“

„Sybille, ich weiß es nicht. Aber das ist zumindest wahrscheinlicher als das, was der Bericht uns suggerieren will.“

Sybille schien nicht ganz zufrieden. Sie nahm einen langen Schluck Kaffee und schaute Desmond auf ihrem Stuhl wippend an.

„Und was machst du jetzt damit?“

„Darf ich dir leider nicht sagen, weißt du doch.“

Vernichten werde ich ihn. Dafür schickt man ihn zu mir, weil's Blödsinn ist.

Diese Stelle des Gespräches war Desmond jedes Mal unangenehm. Sybille stellte diese Frage

zwar nicht mehr oft, aber wenn sie es tat, war Desmond gefangen zwischen dem Wunsch ihr die Wahrheit zu erzählen und der Erleichterung darüber, dass es eine Anordnung gab, die ihm ebendies verbot. Die nachfolgende Stille versuchten sie beide für gewöhnlich mit tiefen Zügen aus der Kaffeetasse wegzutrinken. Das brauchten sie heute nicht. Das Türklopfen unterbrach sie.

Es gab vier Gründe, aus denen üblicherweise an Desmonds Tür geklopft wurde. Entweder bekam er neue Berichte, oder alte – inzwischen in Streifenform - wurden abgeholt. Höchstens besuchte ihn Robert, oder Sybille schob ein Kännchen heißen und leckeren Kaffee herein.

Desmond kannte damit jedes Klopfen und alle Situationen, die ihm folgen mochten. Robert war allerdings schon bei ihm gewesen und Sybille saß gerade vor ihm. Was er also noch nicht kannte, war ein wuchtiges Unbehagen, welches ihn ergriff, als die Tür weit aufgestoßen wurde und ihm mit strengem Lächeln ein völlig unbekanntes Gesicht entgegen blickte.

Ein Gesicht, dem ein wuchtiges Unbehagen ein durchaus wünschenswerter Effekt zu sein schien: kurz geschorene dunkle Haare, die an den Schläfen in Ehren ergrauten, ein breiter Kopf mit forschenden Augen und ein Unterkiefer, der nur aus Jahren des Zähnezusammenbeißen entstanden sein konnte. Eine Militäruniform spannte sich etwas zu sehr am Bauch des sonst stattlichen Mannes, während drei verloren wirkende Abzeichen auf seiner Brust nach Anerkennung heischten. Von einer unsichtbaren Kraft ergriffen, standen Sybille und Desmond gleichzeitig auf und nahmen soviel Haltung an, wie es ihre zivil geformten Körper vermochten. Die Gestalt stand kerzengrade und wirkte durch den Türrahmen wie ein Gemälde. Ein Gemälde, das sprach.

„Herr Weilert? Darf ich eintreten?“, donnerte es durch das kleine Büro. „Mein Name ist Spatz, Reinhold Spatz, Bundeswehr.“

„Kaffee?“, fragte Desmond hilflos, wobei ihm die Stimme während der letzten Silbe wegbrach. Sybille lächelte ein Empfangsdamenlächeln. Desmond beneidete sie um ihre Übung.

„Nein, danke“, sprach Herr Spatz und betrat mit einem großen Schritt den Raum. Sein ‚Danke‘ klingt überhaupt nicht dankbar, dachte Desmond.

„Störe ich bei einer Besprechung? Der Empfang in diesem Gebäude scheint nachmittags nicht mehr besetzt zu sein, sonst hätte ich mich angemeldet.“

„Nein, nein“, erwiderte Desmond. „Wir sind hier fertig.“

Er blickte zu Sybille hinüber und hoffte, dass seine Miene genug Bedauern zum Ausdruck brachte, um ihr zu verstehen zu geben, dass er sie wirklich ungern gegen ein fleischgewordenes Symbol falsch verstandener Männlichkeit eintauschte.

Sybille schaffte es allen Anwesenden zuzunicken und sich damit still und rasch zu verabschieden. Als sie aber aus der Tür hinaus treten wollte, stieß sie beinahe mit einem zweiten Mann zusammen, der nach Herrn Spatz das Büro zu betreten suchte. Dieser nickte den Anwesenden auf eine ähnliche, doch wie Desmond fand, abgeklärtere Weise als Sybille zu und stellte sich neben die Tür. Wie ein Leibwächter sah er allerdings nicht aus. Er trug einen hellen Anzug, eine bunte Krawatte und hatte sich das Haar anscheinend mit dem Inhalt einer ganzen Familienpackung Gel nach hinten gekämmt. Er war auch etwas schwächlicher und jünger als Herr Spatz und hielt sich ebenfalls grade, aber nicht militärisch steif.

Ein Tennisspieler. Was ist sein Spielfeld?

Desmond blieb nicht viel Zeit zu grübeln. Da er keine Anstalten machte seine inneren Fragen

nach außen zu tragen, übernahm Herr Spatz die Konversation, oder das, was er dafür hielt.

„Sie haben ein schönes Büro, Herr Weilert. Kein weiches Schnulli-Bulli auf dem Boden. Glatt, aufgeräumter Schreibtisch, kaum Papierzeug. Gefällt mir, wirklich!“

Desmond ertappte sich dabei, wie er es Herrn Spatz gleichtat und seine Augen durch das Büro schweifen ließ. Aber genau wie Herr Spatz, tat er dies nicht aus Interesse an der kargen Einrichtung. So standen sie einen Augenblick da, die Hände hinter ihren Rücken verschränkt und von dem Mann neben der Tür aufmerksam beobachtet.

„Das ist Herr Stimmes, er gehört zu mir.“

Desmond nickte Herr Stimmes zu, dieser lächelte unpersönlich zurück.

„Nun, Herr Weilert, es tut mir leid, dass ich Sie so unvermittelt aufsuche, aber wir würden gerne Ihre Dienste in Anspruch nehmen. Ist alles schon mit Ihren Vorgesetzten geklärt. Sie sind mir nach Absprache zugeteilt und von ihrem üblichen Dienst freigestellt.“

Herr Spatz ließ sich von Herr Stimmes einen Pappschuber reichen, den dieser wie ein Magier hinter seinem Rücken hervorgezaubert hatte. Desmond wollte unbedingt die Initiative zurückzugewinnen, ohne seine Unruhe ob der schwer einschätzbaren Situation preiszugeben.

„Wenn Sie mir sagen, um was es sich handelt, kann ich beginnen ihnen zu erklären, warum ich für den Job mit Sicherheit nicht der Richtige bin“, versuchte er die Stimmung zu lockern.

„Na, abgesehen davon, dass wir eine Aufgabe für Sie haben, für die keine Stelle außer der Ihren in diesem Staat geschaffen wurde, sind Sie laut Ihrer Personalakte auch ziemlich kompetent! Wenn Sie mir erlauben Ihren Schreibtisch zu nutzen, dann zeige ich Ihnen, was uns auf dem Herzen liegt.“

Eine kleine Pickelhaube?

Desmond räumte bereitwillig die Kaffeetassen vom Schreibtisch. Die Kanne hatte Sybille bereits wieder mitgenommen. Herr Spatz faltete derweil eine Art Poster auf und breitete es auf dem Tisch aus und ließ Desmond daraufhin mit einer Handbewegung neben ihn treten. Der erkannte bei näherer Betrachtung eine ausgesprochen hochauflösende Luftbildaufnahme.

„Was Sie hier sehen, ist streng ... Naja, kennen Sie ja, dummer Spruch. Zieht bei den Weibern, aber unter Männer können wir beide getrost drauf verzichten.“

Herr Spatz grinste und obwohl er sich überhaupt nicht zu bewegen schien, spürte Desmond einen kumpelhaften Knuff in seine Seite. Herr Stimmes Gesicht blieb weiterhin völlig ausdruckslos.

„Jedenfalls haben wir hier was ganz Neues. Wir haben die Kameras unserer Überwachungsflugzeuge teilweise auf Digital umgestellt. Das dreht zwar die Auflösung etwas zurück, aber wenn wir etwas tiefer fliegen, können wir das kompensieren. Das Neue ist, dass wir das Bild während der Aufnahme direkt bearbeiten können. Damit ist es uns gelungen, Fenster direkt zu entspiegeln. Das ist sonst ziemlich ärgerlich. Falscher Winkel, Bildmaterial nicht zu gebrauchen, so was halt.“

Desmond setzte sich in seinen Stuhl zurück und deutete auf das Luftbild.

„Und das ist eine Art Test?“

„Ja!“, bestätigte Herr Spatz mit lauter Stimme. „Normales Wohngebiet, sonniges Wetter. Wenn wir die Aufnahme direkt am Bildschirm betrachten würden, könnten wir das Ganze sogar noch etwas klarer sehen. Aber der Druck hier ist auch unglaublich fein. Die Ayatollahs werden sich

beim Bespaßen ihres Harems bald vorsehen müssen.“

Herr Spatz ließ sein leicht anzügliches Grinsen erneut erscheinen. Desmond zog die Lippen nach innen und biss zu. Er blickte zu Herrn Stimmes, der ihn aufmerksam beobachtete. Nach wie vor hatte Desmond keine Ahnung, was für eine Verbindung das vorliegende Photo zu ihm selbst hatte, aber in Bezug auf Herrn Stimmes erfasste ihn ein erster Verdacht. Als ob er Desmonds abschweifende Blicke bemerkt hätte, versuchte Herr Spatz ihn wieder auf den Schreibtisch zu fokussieren.

„Jedenfalls haben wir bei der Analyse dieser Bilder zufällig etwas gesehen.“ Er deutete auf den Ausdruck, aber Desmonds Blick wollte dem Finger nicht folgen. Er fühlte das leichte Unwohlsein schwinden und an seine Stelle trat das beruhigende Gefühl zurückkehrender Kontrolle. Desmond war sich jetzt fast sicher, was es mit dem zweiten Mann auf sich hatte. Bevor Herr Spatz abermals mit dem Finger deuten konnte, denn er hatte den Verlust von Desmonds Aufmerksamkeit dieses Mal mit Sicherheit bemerkt, beugte dieser sich vor und fragte mit sanftem Augenaufschlag: „Ist dieser Test eigentlich legal?“

„Da-“

Mit dem Ruck eines zuschnappenden Raubtieres stieß sich Herr Stimmes von der Wand ab und brachte sich mit einem geübten Schritt, der aber nicht das Gefühl erweckte überhastet zu sein, neben dem Offizier in Stellung. Herr Spatz wich in Stimme und Erscheinung unmerklich zurück, verstummte und blickte wenig selbstsicher zu seinem kleineren Kollegen herüber.

„Sehen Sie“, begann Herr Stimmes: „Das ist eine Frage, die in diesem Fall äußerst differenziert betrachtet werden muss.“

Desmond entschied sich, beide Herren einer äußerst differenzierten Betrachtung zu unterziehen. Herr Stimmes hielt seinem Blick stand, Herr Spatz hingegen stierte auf den Schreibtisch.

Differenziert ist so ein klebriges Wort, dachte Desmond. Es bleibt hängen und versucht dich mit vorgetäuschter Komplexität zu überlisten. Wie ein Virus.

„Es war natürlich nötig, diese neue und unzweifelhaft sehr vorteilhafte Technologie - denken Sie nur an die Terrorismusbekämpfung, oder-“, Herr Stimmes warf die Hände in die Luft, wobei ihn sein Anzug etwas behinderte, „-wenn man herausfinden möchte, ob sich Zivilisten in einem Ziel aufhalten – jedenfalls muss man sie natürlich testen. Da gibt es tausend verschiedene Arten von Glas und die Software muss trotz aller Unterschiede funktionieren. Da lag es nahe, dass wir es direkt und nicht indirekt testen müssen. Der Erfolg spricht ja für sich!“

Herr Stimmes holte Luft und strich seinen Anzug wieder grade. Desmond hörte den weiteren Ausführungen nur halb zu. Aber seine eigenen Gedanken wurden von weiteren virulenten Worten wie ‚Steuer Gelder‘, ‚Sicherheit‘ und ‚Prophylaxe‘ immer wieder unterbrochen. Er entschied, Herrn Stimmes aufmerksamer zuzuhören und seine Überlegungen auf später zu verschieben.

„Wir haben die Daten natürlich nicht personenbezogen ausgewertet, alles anonym. Wir haben nur geschaut, ob die Technik ihren Zweck erfüllt. Es sind natürlich auch keine Daten gespeichert worden“, fuhr dieser fort.

„Außer den Photos?“, wollte Desmond wissen.

„Natürlich, zwangsläufig. Die hätten wir aber nach erfolgreichem Abschluss sicherlich vernichtet oder eingeschwärzt. Hier“, er zeigte auf Desmonds Aktenvernichter, „Ihnen ist das Verfahren ja bekannt.“

Diese Verknüpfung gefiel Desmond nicht im Geringsten, aber da er sich in Herrn Stimmes Funktion bestätigt fühlte und auf einer kleinen Welle der Selbstgefälligkeit ritt, ließ er zu, dass ihn seine Neugier zurück zu dem Ausdruck auf seinem Schreibtisch trieb.

„Na gut, und was hat Sie auf diesem Bild nun beunruhigt?“

Herr Stimmes nickte und trat wieder einen Schritt zurück, blieb aber in der Nähe von Herrn Spatz. Dieser trat im Gegenzug wieder nach vorne und zeigte triumphierend auf ein Dachfenster in Mitte des Bildes.

„Genau ... hier“, ließ er zufrieden in einem väterlich triumphalen Tonfall verlauten. Desmond griff in seine Schublade und holte seine alte Leselupe heraus. Er legte sie über die angewiesene Stelle und zog sich die Schreibtischlampe herüber. Durch das Dachfenster konnte er erkennen, wie ein junger Mann ihm frech die Zunge herausstreckte und winkte. Er schien ihm direkt in die Augen zu sehen. Für einen Augenblick wirkte die sonst statische Aufnahme dadurch quicklebendig.

Desmond kicherte.

„Komisch ist das aber ganz und gar nicht!“, wies ihn Herr Spatz zurecht, „Der Bursche dürfte das Flugzeug gar nicht sehen. Wir fliegen tiefer, aber so tief nun auch nicht. Physikalisch unmöglich! Wir haben alles überprüft, da stimmt was nicht.“

„Und Sie glauben, dass meine Augen besser sind als Ihre?“

In Herrn Spatz' Mundwinkel zuckte es und Desmond hätte schwören können, dass er die Zähne zusammenbiss.

„Ich habe meine und Ihre Vorgesetzten davon überzeugen können, dass Sie der richtige Mann dafür sind herauszufinden, wie der Kerl uns sehen konnte. Was für ein Trick dahintersteckt. Ob überhaupt ...“

„Und auf welcher Grundlage soll ich das herausfinden?“, fragte Desmond und blickte abwechselnd in Herrn Spatz' und Herrn Stimmes' Gesicht.

„Sie haben für Ihre Ermittlungen einen großzügigen Ermessensspielraum, wir haben da vollstes Vertrauen.“ Herr Spatz schaute erwartungsvoll zurück.

„Sie meinen, ich soll raus?“ Desmond spürte ihm nicht unbekannte Fänge in seine Eingeweide schlagen. Er bekam ein wenig Angst.

Herr Spatz und Herr Stimmes schauten sich nun gegenseitig an. Mit einem Achselzucken bemerkte Herr Stimmes: „Sie bekommen die volle Spesenerstattung, Gefahren- und Außendienstzuschlag. Ja, ziehen Sie los, ermitteln Sie. Schreiben Sie eine Ihrer wertvollen Bewertungen und lassen Sie uns den Bericht zukommen.“

Desmond nickte wie in Trance. Außendienst? Das war der Name eines Seminars während seiner Vorbereitungsschulung gewesen, kein Teil der Berufsbeschreibung.

„Wir lassen Ihnen die Unterlagen hier. Heften Sie sie einfach zu Ihrem Bericht. Wir melden uns in der nächsten Woche bei Ihnen, aber keine Angst, wir wollen nur in Kontakt bleiben.“

Der erneut väterliche Tonfall von Herrn Spatz beruhigte Desmond überhaupt nicht. Seine Gedanken rasten. Er nahm kaum wahr, wie er sich von den beiden Herren verabschiedete und sie zur Tür geleitete.

„Wir finden schon heraus. Keine Sorge und viel Erfolg!“, verabschiedete sich Herr Spatz mit

einem Lächeln. Auch Herr Stimmes lächelte sein Lächeln und nickte sein Nicken. Das Klacken des Türschlosses wurde in Desmonds Kopf von seinem klopfenden Herzen übertönt.

Kapitel 3

Nach einer unruhigen Heimfahrt, äußerst problematischen Einschlafphase und dem Erwachen in schweißnassen Laken hatte Desmond sich wieder soweit beruhigt, dass er in immer regelmäßigeren Abständen klare Gedanken erfuhr. Während der morgendlichen Fahrt zur Arbeit war er bereits soweit bei Sinnen, sich an den offiziellen Weg bei problematischen Vorkommnissen zu erinnern.

Um Punkt halb neun klopfte er an die Tür seiner Chefin.

Sie rief ihn herein und Desmond betrat vorsichtig den Raum. Seine Finger hinterließen eine leichte Schweißspur auf dem Türgriff.

„Guten Morgen, Herr Weilert, schön Sie mal wieder zu sprechen“, begrüßte ihn seine ‚Vorgesetzte‘, wie Herr Spatz sie genannt hatte.

„Ja, guten Morgen - Frau Königsfeld. Tut mir leid, dass ich Sie so früh schon störe“, entschuldigte er sich.

Ihr Büro war kaum größer als das von Desmond, aber einige persönliche Gegenstände lockerten den Ton ein wenig auf. Frau Königsfeld war selbst keine allzu strenge Erscheinung, wirkte allerdings auch nicht lodderig. Desmond schätzt sie auf etwa 40. Sie trug ihr hellblondes, lockiges Haar offen. Das hinderte es allerdings nicht daran, dennoch eine Frisur anzunehmen. Vielleicht aus Höflichkeit, denn Frau Königsfeld war stets nett und strahlte authentische Gelassenheit aus. Sie legte ihre Hände ordentlich auf dem auch sonst wohlgeordneten Schreibtisch zusammen und blickte ihn fröhlich an.

„Ach, aber nein! Sie sind weiß Gott nicht ständig hier. Setzen Sie sich einen Augenblick. Wahrscheinlich sind Sie ja wegen dieser Bundeswehrgeschichte hier, das ist aber alles schon geklärt.“

Desmond fand überhaupt nicht, dass schon alles geklärt war. Er fühlte sich wie ein Fisch an Land, dem die Gewissheit kam, dass ein kühler Luftzug das Letzte war, was es spüren wollte. Dennoch folgte er ihrer Aufforderung und nahm Platz. Vor dem Schreibtisch lag ein kleiner Bastteppich aus, den Desmond mit den Füßen auf dem Laminat nervös ein wenig hin und her zu schieben begann.

„Ich bin mir nur nicht sicher, ob ich der Richtige für den Job bin“, begann er. Sein Gesicht sollte dabei Gelassenheit und Überzeugung ausstrahlen und wurde doch nur die schmerzhaft Grimasse fehlender Schauspielkunst.

„Herr Weilert ... Desmond? Also, Desmond. Ich weiß ja, dass Ihre bisherigen Tätigkeiten recht beschaulich waren und nur in diesem Gebäude stattgefunden haben. Machen Sie sich trotzdem keinen allzu großen Kopf. Genießen Sie die Extrabezüge, schnuppern Sie ein wenig frische Luft, schreiben Sie was Schnackiges und denken Sie nicht weiter darüber nach.“

„Gibt es denn nicht ermittlungsgeschulte Beamte? Ich könnte mir ihren Bericht später durchlesen, bewerten und das Ganze wäre ein viel sicherer Erfolg?“

Frau Königsfeld lehnte sich zurück und spielte mit einem ihrer Kugelschreiber.

„Desmond, ich bin nicht glücklich damit, dass ich mit diesen Leuten überhaupt zusammenarbeiten muss. Ich finde, dass man das Ganze dort behandeln sollte, wo die fixe Idee entstanden ist. Aber ich wurde angewiesen zu kooperieren, statt zu konkurrieren. Und wir wissen beide, dass Sie durchaus Überkapazitäten haben und sich der Sache annehmen können, ohne dass

uns Ausfälle entstehen.“

Desmond seufzte: „Darüber kann man reden. Ich weite meinen Tätigkeitsbereich gerne etwas aus.“

„Oh, Sie verstehen mich falsch“, erwiderte seine Chefin. „Sie haben Ihre Aufgabe und die erfüllen Sie wirklich sehr gut. Aber Sie sitzen auch ständig allein in Ihrem Büro und werden dort, so lehrt mich meine Erfahrung, wahrscheinlich alt werden. Also gönnen Sie sich selbst was, gönnen Sie mir was und ziehen Sie es durch. Mir ist das Ergebnis egal, Sie haben freie Hand! Ihre Karriere ist sicher. Wir haben etwas, das dem MAD fehlt. Sie, oder besser gesagt, Ihre Stelle. Auch wenn ich nicht sicher bin, ob man dort weiß, was es damit auf sich hat.“

Gerade an dem Punkt bin ich mir selbst nicht sicher, gestand Desmond sich ein.

Er blickte unruhig umher, hatte sich innerlich aber bereits ergeben. Ihm fiel keine Alternative ein, kein weiteres Argument. Frau Königsfeld wollte ihm sicherlich keines von beidem anbieten und ihr Büro glich im Hinblick auf Geistesblitze im Moment einem Faraday'schen Käfig.

„Desmond“, Frau Königsfeld beugte sich vor und legte beruhigend ihre Hand auf seine, „haben Sie keine Angst vor dem Außendienst, Sie kriegen das schon hin.“

„Ok.“

Nicke ich schon wieder? Desmond war sich darüber im Klaren, dass er seine Unsicherheit schlecht versteckt hatte. Eigentlich hatte er es auch nur halbherzig versucht. Er war in der Hoffnung hergekommen, dass dieses Büro die Probleme lösen würde, die er nicht bewältigen konnte. Der Verlauf des Gespräches hatte jedoch nicht mehr viel mit dem Grund gemein, aus dem Desmond es gesucht hatte. Wie sollte er Frau Königsfeld klarmachen, dass es nicht der Außendienst war, vor dem er sich fürchtete?

„Wenn das damit geklärt ist ...“, Frau Königsfeld zuckte mit den Schultern und blickte fragend zu ihm herüber.

Desmond machte Anstalten aufzustehen und erwiderte mit einer Stimme, die genauso weit weg schien wie seine Gedanken: „Ja, ja, geht klar. Ich krieg das hin. Wenn ich eh nichts falsch machen kann.“

Er zuckte zusammen.

„Ich wollt Sie damit nicht aus meinem Büro treiben. Vielleicht schaffen wir es ja mal, uns zum Essen zu verabreden. Oder vielleicht zu einem Kaffee. Dann könnten sie mir Geschichten erzählen.“ Frau Königsfeld zwinkerte ihm zu. Ingeheim war sie froh, dass Desmond so abwesend schien. Weder musste sie fürchten, dass er durch die Anspielung auf ihr Wissen um seine Treffen mit Frau De Mais beunruhigt wurde, noch, dass er ihre Vorschläge als Annäherungsversuche missverstand. Frau Königsfeld hatte nie ein Buch über Personalführung gelesen, hätte aber unverzüglich eines schreiben können. Nachdenklich sah sie Desmond zur Tür watscheln. Sie nahm etwas Humor von ihrer Zunge und belud sie wieder etwas konventioneller.

„Eine schöne Woche noch, Herr Weilert“, rief sie ihm hinterher, aber Desmond war schon zu Tür hinaus geschlurft.

Im Flur lehnte er sich neben den Wasserspender und füllte wieder und wieder seinen Becher. Das Gluckern der Maschine beruhigte ihn ein wenig. Als er zum fünften Mal ansetzte, sah er Robert und Melissa lachend aus dem Buchhaltungstrakt in seine Richtung abbiegen. Ein flaes Gefühl im Magen, Ergebnis seines vorangegangenen Gespräches und einer Überdosis Wasser, ließ ihn in

seiner Position verharren, obgleich sein Instinkt bereits neben ihm stand und wild gestikulierend an ihm zerrte. Robert bemerkte Desmond und schien es nicht bei einem knappen Begrüßungswinken belassen zu wollen.

„Haaaalloooo, Herr Weilert, wir haben gerade von Ihnen gesprochen“, flötete Melissa ihm entgegen, die ihn ebenfalls erblickt hatte.

„Oh, damit können Sie ruhig weitermachen, Frau Fama“, entgegnete Desmond schnippisch, allerdings auch deswegen ein wenig verärgert, weil es sich dabei wahrhaftig um ihren Nachnamen handelte.

„Ja sicher, ich wollt es Ihnen eh erzählen.“ Verwirrt blickte sie zwischen Desmond und Robert hin und her. „Der Parkwächter meinte heute Morgen zu mir, dass Sie ein-“, Melissa stockte, „-dass Sie ein arrogantes Arschloch wären!“

Das hat er gesagt? Warum?

„Na und? Was kümmert mich das? Ich kenn ihn nicht mal.“

„Ja, genau das habe ich ihm auch gesagt. Ich habe gesagt: ‘Sie kennen ihn doch überhaupt nicht!’ Aber da hat er nur abgewunken. Unmöglich, oder?“

Sie blickte Desmond erwartungsvoll an.

Soll ich ihr heute ausnahmsweise meinen Segen geben? Desmond nickte schließlich. Melissa nahm das als Aufforderung weiterzureden.

„Ich hab ihm auch gesagt, wie nett Sie immer sind, wie hilfsbereit, dass Sie lustig sind und immer so gut angezogen!“ Bei ihren letzten Worten verschluckte sie sich fast. Robert ließ ein Husten über sein Kichern wachsen.

„Das war sehr nett von Ihnen“, sagte Desmond. „Aber ich muss mich mal eben mit Herrn Bäumler beraten, wenn Sie uns bitte entschuldigen würden?“

„Aber sicher. Und wenn wieder jemand über sie lästert...“ Melissa kniff die Augen zusammen und ballte ihre kleinen Fäuste. Für einen kurzen Augenblick hatte Desmond gehofft, dass sie über die offensichtliche Abfuhr verärgert sein würde. Aber sie schien es gar nicht bemerkt zu haben. Er griff Robert beim Arm und zog ihn sanft durch den Eingang zum Treppenhaus. Sie blickten sich noch kurz um und sahen, wie Melissa zurück in Richtung Buchhaltung stampfte.

„Woah, Des, die hast du heute aber rekordverdächtig schnell abblitzen lassen.“

„Wär ich schnell gewesen, hätten wir uns heute erst zum Mittagessen gesehen.“

„Ja, das wäre dann meine anschließende Frage. Gilt die Chefetage, insbesondere die Buchhaltung nicht als feindliches Territorium für dich?“

Sie blieben vor den Aufzugtüren stehen. Desmond drückte gedankenverloren den Anforderungsschalter, hoffte dann aber insgeheim, dass Robert die Wahl des Zieles bestimmen würde. Er selbst hatte gerade keines zur Hand, jedenfalls kein physisches.

„Du bist in der nächsten Woche mit deinem neuen Schützling beschäftigt, nicht?“ fragte er Robert, ohne auf dessen vorherige Frage einzugehen.

„Ja, Schlasinski. Ich treff mich morgens mit ihm auf einen Kaffee, stell mich ungezwungen vor und zeig ihm dann nach und nach alle Abteilungen. Er soll erst ab übernächster Woche im Lektorat anfangen.“

„Hast du nicht Lust ihm auch meine Arbeit zu zeigen?“

„Wie? Deine Berichte? Im Lektorat wird er mit der Zeit so ziemlich alles in die Finger kriegen, was hier durch die Röhren flitzt.“

Der Aufzug kam. Desmond stellte sich absichtlich so, dass Robert zuerst einsteigen musste. Sein Kollege drückte den Knopf zum Kellergeschoss und entband ihn damit wie erwünscht von wegweisenden Pflichten.

„Hör zu“, begann er das Gespräch von neuem, „Ich habe ab nächster Woche Außendienst.“

„Großartig!“ entfuhr es Robert, dann blickte er wieder etwas zögernder. „Moment, meinst du außerhalb deines Büros, oder außerhalb des Gebäudes?“

„Ganz weit draußen.“

„Donnerwetter, das klingt, als würdest du wirklich frische Luft schnappen dürfen. Sauerstoff, Wasser und Sonnenlicht, die Eckpfeiler des Lebens und jedes Strandurlaubes! Was machst du denn? Seminar?“ Plötzlich machte Robert große Augen. „Du wirst doch nicht etwas versetzt?“, fragte der kleine Mann ängstlich. Der Aufzug blieb stehen und es dauerte das übliche Weilchen, bis er einrastete und die Türen sich öffneten.

„Nein, ich soll bloß in einem Fall ermitteln. Bisschen nachforschen, bisschen was drüber schreiben, bisschen neue Erfahrung sammeln.“

Und sie dann hoffentlich ganz schnell wieder vergessen.

„Wau, und du wolltest mich als deinen Mister Watson? Ich fürchte das geht nicht sofort, aber wir könnten uns Montagnachmittag mit Schlasinski zusammen in der Stadt treffen und zu Abend essen. Dann berichtest du, was du berichten darfst und lernst gleich den neuen Lektor kennen.“

Sie blieben vor Desmonds Bürotür stehen.

„Danke Robert. Aber ich weiß nicht, wie lang es dauert. Ich weiß noch nicht einmal, in welche Stadt ich muss. Ich werde mich bei dir melden. Wird schon irgendwann die Woche klappen.“

Robert legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte sie kurz. Desmond war das unangenehm. Manchmal schien Robert eine Art Mentoren-Rolle einzunehmen, die nicht in Desmonds Vorstellung von Freundschaft passen wollte.

„Behalt die Augen auf, glaub an deine Stärken und nimm die Unsicherheit aus deinem Gesicht, sonst spiegelt sie sich in deiner Umwelt wider.“

Ja klasse, ich fühl mich gleich besser, dachte Desmond und drehte Robert den Rücken zu. Aber als er seine Karte über das Türschloss seines Büros zog, merkte er, dass er gar nicht erpicht darauf war allein zu sein.

„Was hast du jetzt vor?“, fragte er in Richtung seines Freundes. Der schaute nachdenklich über seine Schulter zurück. „Ich hab keine Ahnung. Ich war richtig fleißig die Tage und habe grade nichts mehr auf dem Schreibtisch. Wieso? Hast du einen Vorschlag?“

„Sollten wir uns vielleicht aufteilen?“, fragte Robert und blickte sich angestrengt um. Die beiden Männer liefen etwas planlos durch eines der oberen Stockwerke des Gebäudes.

„Wir müssen uns gut überlegen, wie wir anfangen. Wo und wann haben wir ihn denn das letzte Mal gesehen?“

„Am Montag, Desmond. Ich glaub bei einer der Aufzugtüren, entweder im zweiten oder im

dritten Stock, Westflügel.“

Sie blieben stehen. Desmond kaute auf seiner Unterlippe, während Robert sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Sie waren noch keine zehn Minuten durch das Gebäude gewandert. Desmond schämte sich fast ein wenig für Roberts schlechte Kondition. Zwar war beiden klar, dass sie Phantom-Joe mit ziellosem Umherirren nur durch großen Zufall finden würden, aber etwas Besseres war Desmond nicht eingefallen. Er hatte sofort in Aktion treten wollen. Robert hatte ebenfalls nicht lange gezögert. Immerhin war er damals der erste gewesen, der nach Entdeckung des Bürophantoms einen Cappuccino auf seine Ergreifung ausgesetzt hatte.

Vielleicht hat er den Aufwand etwas unterschätzt, dachte Desmond und grinste mit Blick auf seinen keuchenden Freund.

„Sieh es als einen Spaziergang an, bei dem wir die Augen offenhalten. Wir können uns aber auch gern irgendwo hinsetzen, einen Kaffee schlürfen und schauen, wer vorbeikommt“, schlug er Robert vor.

„Vernünftiger Vorschlag, die Gelegenheit kommt zu den Geduldigen, nicht wahr?“

Sie beschlossen sich mit Getränken und einer kleinen Wegzehrung ausgestattet im dritten Stock gegenüber dem Aufzug auf die Treppe zu setzen. Dort waren die meisten Büros untergebracht und falls Phantom-Joe wirklich ein Botenjunge war, würde er hier am wahrscheinlichsten auftauchen. Mit Argusaugen beobachteten sie die Aufzugtüren und knabberten ihre Bretzel.

„Weißt du“, bemerkte Robert mit vollem Mund, „es ist erstaunlich wenig Verkehr während der Arbeitszeiten.“

„Früher Rohrpost, jetzt EDV, du musst kaum aus deinem Büro und zu besprechen ist hier auch nichts. Reden kannst du in der Cafeteria, und zwar mit den Menschen, die du aus Zufall über die Jahre hier getroffen hast. Meist aus deinem Arbeitsumfeld. Der ganze Komplex hier beheimatet fast ausschließlich die Abteilung Z, Verwaltung eben. Analysiert wird woanders. Außer bei mir, findet so etwas bei uns nicht statt. Und ich arbeite alleine.“

Ich gehöre zur Verwaltung, nicht zur Analyse, das ist es.

„Vielleicht sollten wir mal zu einer anderen Zeit essen gehen, neue Leute kennenlernen?“ fragte Robert und spülte seinen letzten Bissen mit einem tiefen Schluck Kaffee hinunter.

„Mal schauen. Wenn alles glattgeht, lernen wir heute noch jemand neuen kennen.“

„Ich hoffe doch. Ob ich hier oder in meinem Büro sitzend auf den Feierabend warte, ist mir gleich.“

Desmond teilte diese Einstellung und so setzten sie ihre Beobachtungen fort. Zwischendurch hielt Robert die Stellung alleine, während Desmond Nachschub an Getränken holte oder aufs Klo eilte. Robert schien eine ausgesprochen trainierte Blase zu haben und bewegte sich kaum. Höchstens stand er ab und an auf und streckte sich. Jedesmal wenn die Aufzugtüren sich öffneten, versuchten die beiden angestrengt zu erkennen, ob sich das Phantom hinter irgendeinem der Rücken versteckte. Meist strengten sie sich kurz darauf mit der gleichen Intensität an in andere Richtungen zu starren, um den verwunderten Blicken der anderen Mitarbeiter zu entgehen. Mit der Zeit wurde ihr Sitzfleisch weich und wehleidig und ihre Augen müde. Robert erhob sich langsam und drückte seinen Rücken mit den Händen durch.

„Wir sollten es ein andermal probieren. Gleich ist es drei und der Parkplatz verstopft.“

Er entknackte sein Genick und ruckte den Kopf hin und her. Plötzlich fuhr er um und blickte die Treppe hinter sich hinauf. Desmond tat es ihm gleich.

„Was hast du? Tut dir was weh?“

„Da! Ich bin mir sicher, der Kerl hat grad dort oben um die Ecke geschaut!“, rief Robert laut. Sie hörten, wie jemand seine Aussage zum Anlass nahm schnell, aber mit leisem Schritt, die Stufen nach oben zu rennen. Desmond riss sich hoch. Ihm wurde kurz schwarz vor Augen, als sein Kreislauf mit dem Schwung nicht mithalten konnte. Dann begann er die Treppe hochzustolpern. Robert zog sich am Geländer hinter ihm her.

Darf ich im Gebäude überhaupt rennen? Desmond war sich nicht sicher, aber kurz darauf gab es Momente, in denen er keinen seiner Füße auf den Treppenstufen hatte.

Eindeutig, ich renne. Ich renne hinter einem Mitarbeiter meiner Behörde her und ich glaube, ich will ihn fangen!

Die Situation überforderte seine Gedanken, weswegen er sie beiseite schob und seinen Körper noch schneller die Treppe hinauf trieb. Roberts Keuchen in seinem Ohr wurde immer leiser. Auch Desmonds Beine schmerzten inzwischen. Zweimal bog er um die Treppenabsätze, beide Male hörte er Phantom-Joe hasten, aber er sah ihn nicht.

Das Gebäude hat noch drei weitere Stockwerke, dann ist Schluss, wägte er ab. Aufgrund einsetzender Seitenstiche wäre er inzwischen auch mit einem kurzen Blick auf den Verfolgten zufrieden gewesen. Aber seine Neugier hätte er damit nur aufschieben können. Er war erst über drei Stockwerke gelaufen, aber seinem Körper machte die Anstrengung schon zu schaffen. Auch wenn er Robert inzwischen gar nicht mehr hörte, überkam ihn eine Scham wegen seiner früheren abfälligen Gedanken bezüglich dessen Körperfülle.

Ich japse keinen Deut melodischer.

Er lief die Treppe ein weiteres Stockwerk nach oben, dann hielt er inne und lauschte. Es waren keine Schritte mehr zu hören. Er blickte noch um die nächste Ecke. Als er auch hier niemanden erblicken konnte, stürzte er zurück und blickte auf der vorherigen Etage die Gänge auf und ab. Als er abermals niemanden entdecken konnte, setzte er sich auf die beiden untersten Treppenstufen und wartete auf Roberts gleichmäßiges Stampfen.

„Er ist futsch, Robert - und ich will nicht an jede Tür hier klopfen“, eröffnete er seinem Freund, als dieser mit hochrotem Kopf auf Desmonds Etage erschien.

„Das ist verrückt, Desmond, völlig verrückt“, antwortete Robert.

„Was meinst du? Dass er uns beobachtet oder dass er vor uns davonläuft?“

„Dass er die Treppen benutzt! Das Gebäude hat acht Stockwerke! Und noch einmal drei Kellerebenen!“

„Tja, deswegen haben wir ihn am Aufzug auch nicht gesehen. Er will anscheinend nicht beobachtet werden, sonst wäre er ja nicht weggerannt. Und wenn die Treppen niemand nutzt ... Das ist alles sehr merkwürdig. Ob er von der Internen ist?“

Es folgten weitere Spekulationen, die sich in ihren Details immer weiter von den Erlebnissen entfernten. Doch keiner von beiden konnte mit einer halbwegs schlüssigen Erklärung aufwarten. Sie entschieden sich schließlich an diesem Freitag erst um halb vier den Heimweg anzutreten. So entkamen sie der allgemeinen Aufbruchsstimmung auf dem Parkplatz und konnten sich darüber hinaus noch etwas erholen. Trotz ihrer Erschöpfung, teilten sie ein ungewohntes Gefühl der

Aufregung.

Als sie immer noch etwas verschwitzt zu ihren Autos schritten, nickte Robert bedächtig mit dem Kopf und verkündete mit einer tiefsitzenden inneren Gewissheit: "Das nächste Mal, Desmond, da kriegen wir ihn. Verlass dich drauf!"

Schon aus reiner Neugier, dachte Desmond.

Kapitel 4

Die kommende Woche war nicht mehr so sonnig, wie ihre Vorgängerinnen. Graue Wolkengebilde wälzten sich als Überbleibsel nächtlicher Gewitterexzesse träge über den Himmel wie die Gäste einer wilden Party, die nun von der Sonne heimgeschickt wurden. Der Schleier ließ die Sonnenscheibe zu einem verschwommen leuchtenden Punkt werden. Das diffuse Schimmern unterschied sich in seiner Migränebedeutung nicht von Leuchtstoffröhren-Licht, während Luftfeuchtigkeit und Wärme Ahnungen weiterer Schauer aufstiegen ließen. Darum entschied sich Desmond am Montagmorgen dafür, neben einigen Kopfschmerztabletten auch einen Schirm mit in seinen Rucksack zu packen.

Als Kind hatte er bei seinen Großeltern auf dem Land häufig Abenteurer gespielt. Zu diesem Spiel gehörten das Übernachten im Zelt auf dem Feld des benachbarten Bauern und ein Überlebensrucksack mit Lesestoff, Schokolade, Fernglas und Taschenlampe. Das reichte mit Hilfe der spannenden Romane völlig aus, um auf dem Feld wahlweise nach Indien, Afrika oder Amerika reisen zu lassen.

Sich daran entsinnend, schnürte Desmond nun, knapp 22 Jahre später, ein ähnliches Paket. Es unterschied sich nur in Details von der Version aus seiner Kindheit. Seine Vorräte enthielten im gesunden Misstrauen gegenüber seinem Navigationscomputer eine Karte, ein Magazin über Psychologie für Warteperioden, Müsliriegel für den Hunger zwischendurch, den Schirm gegen launisches Wetter und einen Notizblock, um ab und an geschäftig zu wirken.

Das Wochenende hatte er damit verbracht, die Aktenmappe von Herrn Spatz zu untersuchen, und dabei festgestellt, dass man die Adresse des Hauses aus der Luftaufnahme bereits festgestellt hatte. Desmond musste nach Bochum.

Jetzt, mit einer Information ausgestattet, die er im Navi seines Autos fixieren und an der er sich genauso festhalten konnte, wie es auch die Elektronik tat, hatte er sich entschieden, das Abenteuer zu genießen. Er nahm sich vor, während des Auftrages die Gedankenmühlen stillstehen zu lassen, welche ihm in den vergangenen Nächten den Zugang zum Traumland erschwert hatten. Dieser Vorsatz schaffte es immerhin noch bis in sein Auto. Doch ab dort würde sich sein Weg von allem unterscheiden, was in den letzten Jahren Routine für ihn geworden war. Zwar hatte er auch andere Fahrten unternommen – beispielsweise beim Besuch seiner Tante oder seiner Mutter -, aber diese hier war anders. Diese Erkenntnis ließ sich nicht in logische Gedanken gießen, aber er war durchflutet von Gefühlen, die ihnen in ganz eigener Art entsprachen.

Desmond richtete das Display des Navis so aus, dass sein Anzeigenfeld nicht zu sehr spiegelte. Ziel war die Langmeierstraße 14 in Bochum, nahe dem Stadtzentrum. Er stellte sich bereits emotional auf die Schrecken des Stadtverkehrs ein, bevor er auch nur die Zündung betätigt hatte. Panik konnte man es nicht nennen, aber die Pfade außerhalb seiner üblichen Wege schienen seltsam unbequem. Seine Sonnenbrille in der Hand haltend, schaute er sich noch einmal um und vergewisserte sich, seinen Rucksack auf dem Rücksitz verstaut zu haben. Dann schmiss er eine extra zusammengestellte Rock-CD in sein Autoradio und warf den Motor an. Die Lüftung blies ihm warme Luft über die Hände, während er den Wagen aus der Parklücke lenkte.

Auf dem Weg zur Autobahnauffahrt musste er an einer roten Ampel hinter einem großen Familienvan halten. Zwei Kinder, beide altersmäßig nicht weit voneinander entfernt, drehten sich in ihren Sitzen um und schauten Desmond über die Rückbank hinweg an. Einer der beiden Jungs, mit den gleichen pechschwarzen Haaren wie sein kleinerer Bruder neben ihm, legte die Hände zu einer Brille über sein Gesicht und streckte ihm die Zunge raus. Sein Bruder verlängerte seine

Nase mit den Fingern auf unglaubliche Maße, um auf ähnliche Weise ulkig zu wirken. Die beiden hatten sichtlich Spaß.

Und wegen solcher Gesten schicken mich Offiziere aus meinem Büro, dachte Desmond bitter.

Er nahm die Sonnenbrille ab und versuchte sich an einer eigenen Fratze. Er drückte mit dem Zeigefinger der rechten Hand seine Nase nach oben und zog die Lippen grotesk zurück. Dann bemerkte er, dass ihn der Vater der beiden Kinder durch den Rückspiegel des Vans erschrocken beobachtete. Desmond hätte schwören können, dass der Wagen mit größtmöglicher Geschwindigkeit losruckte, als die Ampel wieder auf grün schaltete. Aber ebenso sicher war er, dass die Kinder kurz vorher noch vergnügt gequitscht hatten.

Missverständnisse, tolle Gewürze fürs Leben.

Die weitere Fahrt verlief ereignislos. Der Verkehr in Bochum war nicht so stark, wie befürchtet, weswegen das Navi ihm bereits gegen zwölf Uhr mit sinnlicher Cyberstimme seinen Zielort ankündigte. Er fand sogar einen Parkplatz direkt vor dem Gebäude, welches er sich verzweifelt aus der Luft vorzustellen versuchte, bevor er es gut sein ließ und der Adresse aus den Unterlagen Glauben schenkte. Da zwölf Uhr einen ausgezeichneten Zeitpunkt für einen Mittagsimbiss darstellte, kramte er zwei Müsliriegel aus seinem Rucksack und schrieb ‚Observation‘ in sein kleines Protokoll. Dann rundete er die gefahrenen Kilometer ein wenig auf und begann zwischen Müslikrümeln seine Spesenabrechnung. Ab und an schaute er aus dem Seitenfenster, um sein Gewissen zu beruhigen und taxierte die Eingangstür der Hausnummer 14.

Nach dem vierten Müsliriegel und einem zweiten Becher Kaffee aus der Thermoskanne sah er eine unverfängliche Ermittlungschance gekommen, als ein etwas älterer Herr aus der Haustür trat und sich an die Beseitigung des Unkrautes zwischen den Bodenplatten der Einfahrt machte. Er trug eine Lederweste, die trotz des wilden Materials sehr gesetzt aussah und eine kurze Hose, die den Blick auf weiße Socken in schweren Sandalen freigab.

Auf dem offiziellen Wege hätte es viel zu lange gedauert, den Bewohner der Dachgeschosswohnung feststellen zu lassen. Im besten Fall hätten ihm die Behörden innerhalb von Monaten geantwortet und zu einer Eilanfrage fühlte er sich nicht befugt. Selbst nachsehen, das hätte er können. Allerdings fand er ein Abenteuer pro Arbeitswoche genug.

Desmond stieg aus, um Antworten zu bekommen. Der ältere Herr vor dem Haus hörte die Autotür zuschlagen und blickte fragend auf. Irgendwie musste Desmond ihre Intentionen nun zusammenführen.

„Guten Tag, Weilert mein Name, Sie wohnen hier?“

Der Mann stand auf und tat einen ungelinken Schritt nach vorne. Auf seinem Gesicht rang Mitteilungsbedürfnis mit Skepsis. Zum Glück für Desmond gewann Ersteres.

„Ja, wieso fragen Sie?“

Seine Stimme klang trainiert, aber höflich. Desmond entschied sich, dass er ‚gewisse Risiken‘, wie sein damaliger Ausbilder sie vor Jahren genannt hatte, durchaus eingehen konnte.

„Wissen Sie vielleicht, an wen die linke Hälfte des Dachgeschosses vermietet ist?“, fragte Desmond. Er vermutete nur, dass es sich auf dieser Etage um zwei Wohnungen handelte.

„Wieso? Kommen Sie von der Gebührenzentrale? Der Junge, der da oben wohnt, hat weder Fernseher noch ein Radio, das kann ich ihnen versichern!“

Desmond grinste und antwortete beschwichtigend: „Aber nein, ich komme von der

Bezirksregierung. Es wurde ein Antrag auf eine Kostenerstattung gestellt und meiner Behörde ist der Name des Antragsstellers abhanden gekommen. Wir hatten nur noch die genaue Adresse und Wohnung in den Datenbanken. EDV – Eine Dunkle Vermutung, so nennen wir das System.“

Der Mann lachte und zog seine Arbeitshandschuhe aus.

„Ja, ich bin zum Glück in Rente gegangen, bevor der Betrieb auf Computer umgestellt hat. Was wird denn erstattet?“

„Hat was mit dem Wohnraum auf sich, ich darf aber aus Datenschutzgründen nichts Genaueres sagen.“ Desmond zog einen Ausweis aus der Brieftasche. Da die Cafeteria nicht mehr als Bild und Namen brauchte, waren auf seiner kleinen Mitgliedskarte keine verfänglichen Informationen abgedruckt. Einem einfallslosen Designer war zu verdanken, dass sie trotzdem langweilig offiziell aussah.

„Ah, hat bestimmt was mit Davids Bafög zu tun. Mein Name ist Lauber, Karl-Heinz Lauber“, gab der Rentner zu verstehen und ließ den Blick vom Ausweis zurück zu Desmonds Gesicht wandern. Der steckte die Karte schnell wieder in sein Portemonnaie zurück.

„Guten Tag, Herr Lauber“, grüßte Desmond den Herrn erneut. Sie schüttelten sich die Hände. Dann blickten beide am Haus hinauf.

„Ja, der Junge, den Sie suchen, das ist David, David Hoffmann. Wohnt da oben unterm Dach, netter Kerl, bisschen verschlossen vielleicht. Der wird sich freuen, wenn er was zurückbekommt von seinem Geld. Ist ja nicht viel. Wenn auch mehr als Sie und ich früher hatten, nicht? Naja, so alt sind Sie ja auch noch nicht.“

Danke.

„Sicher, vor allem, wenn man alleine wohnt.“

„Ja, aber das gönn ich ihm. Er scheint klar zu kommen, aber Essen bekommt er ja auch in der Schule. “Herr Lauber beugte sich etwas vor und bemerkte schelmisch: „Er hat nämlich keine Freundin, die für ihn kochen könnte. Aber letzte Woche war ´nen Mädels bei ihm. Ich sach ja, der Junge kommt schon klar.“

Desmond lachte ein aufrichtiges Lachen. Er mochte Herrn Lauber keine rückständige Weltsicht vorwerfen, nicht einmal in Gedanken. Dafür fand er den Rentner viel zu putzig und er bildete sich ein, wirklich rückständige Charaktere erkennen zu können. Vor ihm stand höchstens ein Spitzbube.

„Er geht auf eine Schule? Sehen Sie, und ich ging von einem Studenten aus.“

„Nein, David geht auf die Berufsschule Westbach, Betriebswirtschaft. Hat ´nen ganz guten Ruf, wollen ´nen Enkel von mir auch dahin schicken.“

Desmond wollte das Enkelthema ganz schnell hinter sich lassen, zumal er während ihres Gesprächs einige Mutmaßungen über Herrn Laubers Konversationsfähigkeiten angestellt hatte.

„Dann werd ich später noch einmal wiederkommen, hoffentlich ist er dann daheim. Scheint ja wirklich ein netter Junge zu sein.“

„Mögen Sie Eisenbahnen? Dann könnten Sie auf einen Kaffee hereinkommen und sich meine anschauen. Ich habe hier eine der größeren Aufbauten in ganz Deutschland. Ist sogar fast vollständig, nur noch ein Zimmer! Hab schon fast Angst, dass ich mich fühle wie an meinem letzten Arbeitstag, wenn irgendwann alles fertig ist.“

Ein Schatten von Bedauern huschte über Herrn Laubers Gesicht. Desmond wägte schnell ab, ob die möglichen Zusatzinformationen ein bürgerliches Martyrium wert waren und entschied sich unter Vorbehalten zuzusagen.

„Einen kurzen Augenblick kann ich sicher entbehren. Vielleicht sehen wir den jungen Herrn, wenn er heimkehrt.“

„Jaja, das kriegen wir schon mit, wenn der kommt. Hört man, keine Sorge.“

Die habe ich gar nicht, antwortete Desmond in Gedanken.

Herr Lauber öffnete die Haustür und sie traten in einen sehr sauberen und kühlen Flur. Einige Zeitungen lagen neben einer durstig wirkenden Topfpflanze auf dem Boden. Mehr Anarchie schien von dem Eingangsbereich nicht auszugehen. Es wirkt alles irgendwie ohne jeden Bezug zu der Unterweisung durch Herrn Spatz, fand Desmond.

Was tue ich hier, fragte er sich verwundert?

Beim Hinaufsteigen der Treppen blieb er automatisch an einer Tür im ersten Stock stehen, auf der Herr Laubers Name von einem Holztäfelchen ausgewiesen wurde. Der schob ihn allerdings weiter die engen Treppen hinauf.

„Nein, nein, hier unten wohn ich nur. Für die Anlage habe ich eine eigene Wohnung gemietet.“

Desmond machte ein verstehendes Gesicht und nickte, fragte sich aber insgeheim, ob seine Idee mit Herrn Lauber mitzugehen wirklich so vernünftig war, wie sie vor der Haustür noch gewirkt hatte.

Erst zwanzig Treppenstufen und schon beginnt sich die Perspektive zu verschieben.

Endlich im dritten Stock angekommen, kramte Herr Lauber seinen Schlüsselbund aus der Hosentasche und beugte sich zum Schloss hinunter. Die Türe öffnete sich knarzend und Desmond wurde mit einer einladenden Geste der Weg gewiesen. Herrn Laubers Gesicht war nicht die Erwartung, sondern die Gewissheit zu entnehmen, dass sein Besucher nicht enttäuscht werden würde. Und wirklich, Desmond riss die Augen auf.

Vor ihm erhob sich etwa einen Meter über dem Fußboden ein gewaltiger Berg mit Schneekuppe, an dessen Fuß ein paar kleine Häuser standen. Eine in der Siedlung ansässige Fabrik besaß einen eigenen Rangierbahnhof und auf kleinen Hügeln grasten fein bemalte Plastikschafe. Die Rekonstruktion wirkte so detailliert und idyllisch, wie er es allein von der Landschaftsmalerei her kannte. Dabei stand Desmond erst im kleinen Flur der Wohnung. Unter den Tischen, auf denen sich die Aufbauten befanden, hingen hunderte dünner Kabel und Schaltungen. Ein unglaubliches Durcheinander, das der Realität wahrscheinlich genauso nah kam, wie der Aufbau darüber. Die gesamte Anlage war auf diese Weise aufgebockt. Statt durch die Türen, waren die Schienen durch Tunnel in den Wänden geführt und ein kleiner Rundweg führte durch verschiedene Zimmer. Nein, keine Zimmer, weitere Landschaften.

Herr Lauber bedeutete Desmond den Parcours abzulaufen. Er selbst stellte sich hinter eine große Schalttafel und bediente die komplex wirkende Klaviatur seines Reiches wie ein passionierter Puppenspieler.

„Glauben Sie mir, Herr Weilert, diese EDV hier funktioniert ganz hervorragend.“

Desmond war sofort bereit ihm zu glauben. Er blieb auf seinem Rundgang mehrere Male stehen und beobachtete das bunte Treiben um ihn herum. Es war nicht schwer sich in dem Anblick zu verlieren. Er hielt Herrn Lauber nach wie vor für einen Spinner, aber die Bedeutung des Wortes

hatte einiges an Respekt dazugewonnen. Es fühlte sich zwischen den Lichtern, dem Rattern und der Detailtreue an, wie in einem längst vergessenen Kindheitstraum. Dabei gehörte ihm die Bahn gar nicht. Als Jugendlicher hätte erst der Besitz einer solchen Anlage derartiges Wohlbefinden in ihm ausgelöst. Dem war er zum Glück entwachsen und so verlor er sich ohne Gegenwehr in der geliehenen Ansicht. Er zeichnete hier und da mit seinen Händen die Konturen der Landschaft nach, achtete aber darauf, nichts zu berühren. In einem der Züge war eine kleine Kamera montiert, die ihr Bild auf einen an der Decke montierten Fernseher gab. Die Übertragung stellte die Perspektive wieder her, die durch die sonst brechende Linse der Miniaturisierung entstand.

Nachdem er der gesamten Anlage die gebührende Zeit gewidmet hatte, kehrte er zum eifrigen Puppenspieler zurück, der inzwischen ganz in seiner Arbeit aufgegangen war.

„Es ist noch nicht alles automatisiert, sonst wär ich mitgegangen und hätte Ihnen zu den einzelnen Zimmern Details erzählt. Aber ich dachte mir, Sie sehen es lieber selbst und in voller Aktion.“

„Wie viel Zeit und Geld Sie hier reingesteckt haben müssen“, bemerkte Desmond überwältigt. Er hatte solche Anlagen schon vorher gesehen, aber noch nie in einem privaten Umfeld, geschweige denn in dieser Pracht.

„Einiges, ja, aber bei den Gebirgslandschaften da hinten hat mir beispielsweise David geholfen!“

Desmonds Gedanken kehrten abrupt zu seiner Zielperson zurück. Er war erstaunt, dass es Herr Lauber war, der ihn zurück auf sein ursprüngliches Anliegen brachte.

„Scheint wirklich ein netter Junge zu sein, ungewöhnlich für die Jugend heute.“

„Ach ja, wissen Sie, wenn die Leute in meinem Alter über die Jugend meckern, das darf man nie so ernst nehmen. Fangen Sie nicht schon in Ihren Jahren damit an. Aber David ist wirklich außergewöhnlich nett. Wie gesagt, manchmal etwas ruhig, aber in seinem Alter redet man auch lieber mit Mädchen, als mit dem Eisenbahnrentner aus der Wohnung unter einem.“

„Ja“, bestätigte Desmond, der nicht genau wusste, welche Frage er als nächstes stellen sollte, um an eine Antwort zu kommen, von der er nicht verstanden hätte, wie mit ihr umzugehen war. Er entschied, dass es Zeit wurde weiterzusuchen.

„Wir sehen uns vielleicht nochmal, ich danke Ihnen jedenfalls für diese wunderbare kleine Reise. Ich wünsche Ihnen mit der Anlage weiterhin noch viel Freude. Vielleicht können Sie bald Eintritt nehmen, um einige Kosten wieder rein zubekommen.“

Herr Lauber schüttelte den Kopf. „Nein, ich habe dies allein für MICH gebaut“, sagte er bestimmt und fügte mit einem Zwinkern hinzu: „Und natürlich für ausgewählte Personen.“

„Ich fühle mich geehrt“, bedankte sich Desmond wahrheitsgetreu. Auch wenn er glaubte, dass diese Modelleisenbahn noch vielen Augen vorgeführt werden würde.

Nach diesem herzlichen Abschied verließ er die Wohnung zügig. Hinter ihm hörte er den Rentner die Tür seines kleinen Reiches abschließen. Als er sich versichert hatte, dass Herr Lauber ihm nicht hinterher sah, machte Desmond von der Straße aus noch zwei Photos von dem Gebäude. Dann begab er sich zurück in seinen Wagen, fuhr eine Straße weiter und versuchte dort sein Navigationsgerät davon zu überzeugen, dass David Hoffmanns Berufsschule mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht am Baikalsee lag.

Die Architekten des Schulgebäudes schienen darauf bedacht gewesen zu sein, die Kontinuität zum ebenfalls hässlichen und zuvor erbauten Uni-Gebäude Bochums nicht zu zerstören. Auch die

Fassade wirkte so verwittert, dass Worte wie ‚rustikal‘ oder ‚altmodisch‘ keine Beschreibung mehr hätten retten können. Desmond fuhr langsam auf den Lehrerparkplatz. Sein Alter würde ihm die dazu nötige Autorität verleihen, so hoffte er jedenfalls.

Vielleicht passt das Kollegium altersmäßig zum Gebäude, dann bin ich geliefert.

Auf dem Weg zum Schuleingang versuchte er, sich eine Geschichte einfallen zu lassen, mit der er gleichermaßen Lehrern, Schülern, Herr Laubers und vor allem Davids Perspektive des Geschehens entsprechen konnte. Leider fügten sich seine Gedanken nicht einmal so zusammen, als dass er sich hätte selbst überzeugen können. Desmond würde improvisieren müssen.

Glücklicherweise lud das Setting der Schule dazu ein, denn Improvisation war anscheinend das einzige, das in Zeiten geringer Schuletats eine zumutbare Lernumgebung garantieren konnte.

Desmond konnte von außen in einige der Klassenzimmer blicken. Sie wirkten nicht ganz so trist wie beispielsweise die zugemüllte Rasenfläche vor dem Gebäude. Die Wände waren wahlweise beklebt oder bunt gestrichen und ab und an schien es eine Klasse sogar geschafft zu haben, mehr als bloß Kresse zu züchten. Er schritt durch ein großes Tor und orientierte sich in Richtung Haupteingang. Zwei Lehrer standen vor den großen Glastüren und rauchten. Desmond grüßte knapp in ihre Richtung und versuchte, schnell durch die Türen zu huschen, um möglichen Nachfragen zu entgehen. Leider gingen die Scharniere so schwer, dass er sein ganzes Körpergewicht gegen die Klinke drücken musste. Seine Nasenspitze hinterließ einen kleinen Abdruck auf dem Glas.

Das Foyer der Schule wirkte verlassen. Der Ruhe nach waren alle Schüler im Unterricht. Doch wie Desmond aus eigener Erinnerung wusste, würde in spätestens 45 Minuten ein wahrer Tumult auf allen Gängen ausbrechen. Sofern er nicht schon zu spät war. Es war kurz nach eins und Desmond hoffte, dass sich auch die Stundeneinteilung seit seiner Schulzeit nicht grundlegend verändert hatte.

Er trat an zwei große Aushängetafeln und studierte die Raumpläne. An einer Topfpalme vorbei bemühte er sich, einige Türaufschriften zu lesen, doch so viele Informationen er auch aufnahm, seine Ungeduld behinderte ihn beim Denken. Er benötigte dringend einen Plan, denn das Gefühl der Unsicherheit wurde ihm langsam langweilig.

Die beiden Raucher schienen in diesem Augenblick ihren gemeinsamen Suizid beendet zu haben. Die Zigaretten wurden auf den Boden geworfen und ausgetreten. Desmond sah aus dem Augenwinkel, wie die Lehrer die Türen aufschoben. Einer der beiden, ein Herr mittleren Alters mit dunklem Spitzbart und einer leicht getönten Brille, kam auf ihn zu.

„Suchen Sie etwas Bestimmtes?“, fragte der Spitzbart in höflichem Tonfall. Desmond drehte sich zu ihm um und lächelte durch seine Unsicherheit hindurch so freundlich, wie er es eben vermochte.

„Eher jemand Bestimmten. Darf ich mich vorstellen, August mein Name. Ich komme vom Berufsinformationszentrum und wollte mich nach dem Unterricht mit einem Ihrer Schüler treffen.“

Sehr gut, Desmond, Berufsinformationszentrum, nun hoffen wir mal, dass sich das Konzept gehalten hat.

Der Mann mit dem Spitzbart wurde zum Mann mit dem verwunderten Blick. Desmond begann an den unmöglichsten Stellen kalten Schweiß zu spüren.

„Mein Name ist Meyer, M-E-Y-E-R“, buchstabierte der Lehrer und malte mit dem Finger seinen Namen in die Luft. „Ist Herr Pastolewski nicht mehr für diese Schule zuständig?“

Zuständigkeiten, damit kennst du dich aus, dachte Desmond.

„Sie haben ganz recht, Herr Meyer, eigentlich ist Herr Pastolewski für diese Schule zuständig. Aber für Schüler, die sich direkt an uns wenden, um einen Beratungstermin zu bekommen, bin ich verantwortlich“, versuchte er zu erklären.

Herr Meyer schien damit zufrieden zu sein, aber Desmond bemerkte, dass nun bereits zwei Lügengeschichten den filigranen Unterbau seiner Ermittlungen bildeten. Er war sich anfangs so sicher gewesen, sich mit einer anderen Taktik kein unbefangenes Bild von David machen zu können. Aber allein um den Jungen zu erreichen, hatte er sich bereits sehr tief verstricken müssen. Was ihn darüber hinaus beunruhigte war, dass ein dunkler Teil von ihm Gefallen an Verwirrspiel und Manipulation fand.

Wie Frau Königfeld schon sagte, es ist völlig egal, was am Ende rauskommt. Ich habe eigentlich gar keine Verantwortung. Warum mache ich mir Sorgen?

„Haben Sie sich im Eingangsbereich verabredet? Wen suchen Sie denn?“, wollte Spitzbart-Meyer wissen. Er schaute Desmond über seine Brille hinweg forschend an.

„David Hoffmann“, erwiderte dieser und überlegte, mit welchen Informationen er diese Aussage noch anreichern konnte.

„Ach, Herrn Hoffmann suchen Sie. Moment, lassen Sie uns mal eben auf den Raumplan schauen. Dort, der Medienraum, da dürfte er heute Unterricht haben. Bei Frau Hoppenstedt, und zwar ...“, Herr Meyer schob sich verwundert seine Brille zurecht, „Mathematik!“

„Ich danke Ihnen vielmals. Wissen Sie, wann die Stunde zuende ist?“

„In knapp 20 Minuten. Für welchen Beruf interessiert sich unser David denn? Er soll bloß die Finger von der Hauswirtschaft lassen. Da habe ich ihn nämlich. Gibt sich keine Mühe. Dabei ist es ja grad die Hauswirtschaft, die man später braucht, nicht wahr?“

Aber absolut ...

„Natürlich, essentiell für jemanden, der einen eigenen Haushalt führen will. Genau das, was man hinterher zu Leben braucht“, versicherte Desmond. Es klang ihm viel zu sehr wie eine Parodie, doch in Herrn Meyer begann die Leidenschaft zu schwingen. Mit glänzenden Augen erzählte er Desmond, wie er sich als praktisches Gegengewicht gegen die ihn umgebende Theorie verstand und warum sein Fach im Stundenplan mehr Berücksichtigung finden sollte. Bis zu einem gewissen Punkt war Desmond sogar bereit ihm zuzustimmen. Er ging aber auch davon aus, dass jeder Lehrer auf diese Weise seinen Fachbereich verteidigen konnte und es vermutlich auch eifrig tat. Als das Unterrichtsende immer näher rückte, unterbrach er Herrn Meyer in seinem Redefluss höflichst. Der erklärte ihm noch schnell den Weg zum Medienraum und verabschiedete sich.

„Und sollten Sie eine knappe pädagogische Expertenmeinung zu Herr Hoffmann hören wollen, kommen Sie ruhig noch kurz ins Lehrerzimmer, wenn Sie Ihr Gespräch mit dem Jungen beendet haben“, rief der Lehrer ihm hinterher, als Desmond bereits die Treppe emporstieg.

Expertenmeinungen waren ihm zwar geläufig und bisweilen geschätzt, momentan jedoch völlig gleichgültig. Das ergab sich nicht nur aus einer kurzen Einschätzung der vermeintlichen Experten. Es lag vielmehr daran, dass er in nur fünf Minuten mit David zusammentreffen würde: dem Subjekt, das ihn von anregender Lektüre an seinem Schreibtisch abgehalten und seinerseits

in eine anregende Lektüre für Herrn Spatz verwandelt hatte. Er zog sich weiter am abgegriffenen Holz des Geländers nach oben.

Ich habe heute schon zweimal gelogen, überlegte er. Beide Male floss es, als hätte ich nie etwas anderes getan. Aber womit krieg ich David?

Sollte er ihm die Wahrheit sagen? Warum nicht? Ich brauche ihm ja nicht alles zu erzählen. Die Lücken füllen mein Ausweis und die Autorität, die mir mein Alter in dieser Umgebung verleiht. Zum Glück treff ich ihn nicht in einer Diskothek.

Er fand den Gang, den Spitzbart Meyer ihm beschrieben hatte, und schritt an den diversen Klassenräumen vorbei. Hier und da hörte er den Bass eines Resonanz- - pardon - Lehrkörpers durch die Türe klingen, aber er orientierte sich lieber an den Raumnummern. Die gelbe Tür zum Medienraum war mit Postern behangen, die ihrerseits von kleinen Aufklebern gehalten wurden.

Wie mein Schopenhauer, nur schulischer, dachte Desmond.

Er lehnte sich gegenüber der Tür mit angewinkeltem Bein an die Wand. Auf die gleiche Weise hatte er auch als Jugendlicher in der Schule herumgelungert. Seine Schuhsohle hielt noch genauso gut auf dem Plastik wie damals. Für die verbleibenden Minuten tauchte er durch das Portal seiner Körperhaltung und die Atmosphäre des Gebäudes hindurch in seine Vergangenheit ein. Professioneller wäre es gewesen, sich auf das Gespräch mit David vorzubereiten, aber Desmond befand, dass seine Spontaneität ihn schon weit genug gebracht hatte, um ihr auch weiterhin Vertrauen zu schenken.

Nach dem schrillen Schellen der antiquierten Schulglocke dauerte es nicht lange, bis die Tür aufgestoßen wurde. Die ersten Schüler rannten den Gang hinunter und würdigten Desmond keines Blickes. Die nachrückenden Grüppchen musterten ihn nur kurz.

Welcher von denen ist David? Und trägt man so was heute wirklich?

Desmond wurde augenblicklich einer ausgesprochen peinlichen Lücke seiner Planungen gewahr. Er hatte keine Ahnung, wie David überhaupt aussah, und die herausströmenden Schülermassen machten keine Anstalten, sich ihm höflich vorzustellen. Er machte einen Schritt nach vorne und versuchte eine junge Dame auf sich aufmerksam zu machen.

„Verzeihung?“

Das Mädchen blieb in der Tür stehen und schaute ihn skeptisch an. Ein Anzug, wie Desmond ihn trug, war ihr zwar nicht gänzlich unbekannt, doch die einzigen Anzüge, die sie in diesem Gebäude außerhalb der Abschlussfeiern gesehen hatte, waren aus Cord gewesen. Desmond nutzte ihr Zögern aus, um sie zu erreichen.

„Ich suche einen David Hoffmann, bin ich hier richtig?“

Eine junge Lehrerin, eine Aktentasche im Arm haltend, reckte ihren Kopf hinter der von ihm angesprochene Schülerin empor und antwortete für diese: „Ja, der ist hier. Was wollen Sie denn von ihm?“

Das junge Mädchen war damit von der unerwarteten Konversation erlöst und verschwand mit dankbarem Blick. Desmond bahnte sich mühsam seinen Weg zur Lehrerin. Die Schüler stellten sich ihm dabei nicht absichtlich in den Weg. Sie wurden nur davon überrascht, dass tatsächlich jemand in die Klasse hineinzuwollen schien, obwohl es zur Pause geläutet hatte.

„Frau Hoppenstedt, nehme ich an? Ich habe einen Gesprächstermin mit David“, eröffnete er sein Kunststück. Er hoffte, es würde das letzte sein, bevor er an sein Ziel gelangte. Ihm reichte jetzt

ein nackter Fingerzeig auf seine Zielperson. „Herr Meyer hat mir gesagt, er sei hier zu finden.“

Frau Hoppenstedts Skepsis verschwand. Ein Name aus dem Kollegium schien ihr als Legitimation zu reichen. Vielleicht blieb ihre Neugier bestehen, aber auch Lehrer schienen Klassenzimmer gerne zu verlassen. Sie zeigte auf einen hageren, blonden Jungen, der sich in der vorletzten Reihe mit einem braunhaarigen Mädchen unterhielt. Der Junge nahm die Szene am Lehrerpult gar nicht wahr. Das Mädchen hingegen schaute mit ihrem wachen Blick und feinen Gesichtszügen kurz herüber.

„Dort ist David“, verriet die Lehrerin und verließ mit einem schnellen Lächeln und noch schnelleren Schritten den Raum. Es war ruhiger geworden, nur noch eine Handvoll Schüler hielt sich im Raum auf.

Wahrscheinlich diejenigen, die ihre Sachen nicht fünf Minuten vor Schluss bereits zusammenpacken, erinnerte sich Desmond erneut an seine eigene Schulzeit.

Er versuchte gelassen zu David und dessen Gesprächspartnerin hinüber zu schlendern, blieb aber mit dem Fuß an einem Stuhlbein hängen und machte durch das scheppernde Geräusch das Mädchen endgültig auf sich aufmerksam. Auch David blickte ihn jetzt an. Desmond ärgerte sich, dass der erste Eindruck von ihm als Störung wahrgenommen werden würde. Er wusste so genau, was er für Wirkungen auslöste. Warum war er dann außerhalb seiner Sprachfähigkeiten so furchtbar tollpatschig?

„Hallo David“, begann er, „darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Weilert. Ich komme von der Stadt Bochum und würde gerne kurz mit dir reden. Keine Sorge, wird weder lang dauern noch schmerzhaft langweilig werden.“

Er schüttelte dem fragend blickenden Jungen die Hand, dann wandte er sich dem Mädchen zu.

„Und du bist?“, fragte er.

„Judith“, antwortete sie und schüttelte ebenfalls seine Hand. Dann verabschiedete sie sich von David, dessen Überraschung jegliches Bedauern zu verdrängen schien, und lief ihren übrigen Klassenkameraden in die Freiheit hinterher.

Schau ihr wenigstens nach, statt mich so anzustarren, versuchte Desmond seinem Geschlechtsgenossen telepathisch mitzuteilen. Aber David war zu eingeschüchtert von Desmonds Anzug und seinem unangemeldeten Auftritt.

„Schicke Laptop Tasche, sieht ziemlich professionell aus“, versuchte Desmond ihm zu helfen.

„Danke“, sagte David schüchtern. „Worum geht’s denn?“, überwand er sich zu fragen.

„Um einen kleinen Zwischenfall, zu dem ich dich befragen möchte. Ist zwar ein bisschen komisch, aber zunächst einmal bin ich zur Wahrung deiner Privatsphäre angehalten und des Weiteren brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Du hast absolut nichts falsch gemacht.“

Noch nie hatte Desmond ein rührenderes ‚Ok‘ gehört. Fürs Erste hatte er David in der Hand, aber das vor ihm stehende Häufchen Unsicherheit aktivierte auch seinen Beschützerinstinkt. Da Nettigkeit Teil seiner Strategie war, versuchte er nicht dieses Gefühl abzublocken, sondern es zu verstärken und auszuspielen.

„Setzen wir uns kurz zusammen?“

„Hier?“, fragte David.

„Ja, gerne auch woanders. Bei einem Kaffee in der Schulcafeteria?“

„Gibt's nicht, hier ist schon ok.“

Natürlich ist es das. Ein Drittel deines momentanen Lebens geschieht hier. Instinktiver Heimvorteil – sichere Basis. Dein Instinkt funktioniert, auch wenn deine Klamotten etwas anderes vermuten lassen.

Küchentischpsychologie hatte Desmond bereits durch weite Teile seiner Ausbildung gebracht, solange wie er es geschafft hatte, die passenden Fachbegriffe rechtzeitig auswendig zu lernen. Dann hatte er doch noch pauken müssen, inzwischen war dieser Teil seines Studiums allerdings schon wieder fast völlig vergessen. Sie rückten ein paar Stühle zurecht und setzten sich einander gegenüber an einen der Schultische. Desmond faltete seine Hände über den kreativen Kritzeleien auf der Tischoberseite, überprüfte jedoch vorher die Unterseite auf Kaugummis. Sein Wissen um eigene Schulfertigkeiten ging fließend in die Angst um seine Anzughose über. David hingegen blieb routiniert.

Hoffen wir mal, dass der Frontalunterricht dich gut abgerichtet hat.

„Es gibt da einige Luftbildaufnahmen vom Vermessungsamt, auf denen du zufällig zu sehen bist.“

En Garde!

Desmond fuhr fort: „Und diese Aufnahmen sind kurzzeitig im Umlauf gewesen, bis wir das gemerkt haben. Keine Angst, sind alle wieder zurückgezogen worden, wahrscheinlich hat sie nie jemand gesehen.“

„Wieso? Hab ich Mist gebaut?“ David bekam große Augen. „Beim Pinkeln?“

Desmond zog die Augen zusammen. Ja!

„Ja“, bestätigte er auch laut, aber weniger überrascht.

„Aber die Festivalklos waren so eklig. Alle sind in den Busch gegangen. Ich bin sicher nicht der einzige auf dem Foto. Ist das schlimm?“

„Nein, nein, nicht bei einem Festival.“ Desmonds Überraschung legte sich. „Pass auf – normalerweise kann man bei Luftbildaufnahmen nicht durch Fenster sehen, aber in deinem Fall schon. Du saßest bei dir daheim auf dem Pott. Und du scheinst das Aufnahmeflugzeug auch irgendwie bemerkt zu haben, denn du hast sogar in die Kamera gewunken“, berichtete er ihm lachend. Ein wenig Humor sollte dem Jungen helfen, die Geschichte zu schlucken.

Flèche!

David setzte sich abrupt auf und stemmte die Hände vor sich auf den Tisch.

„Nein, Alter, nein. Ich hab überhaupt nichts gesehen!“ Der Junge schüttelte ungläubig den Kopf. „Sie meinem von meinem Klofenster aus? Nein, ich hab da nichts gesehen. Echt nicht.“

Desmond wusste nicht, ob er so scharf reagierte weil er doch etwas gesehen hatte oder weil ihm bewusst wurde, wobei man ihn beobachtet hatte. Die Aussicht auf eine schnelle Antwort schwand.

„Man kann es kaum erkennen und wir haben die Sache klein gehalten. Es gibt nur zwei Dinge zu klären. Zum einen wollten wir dir Bescheid sagen, weil sich das gehört, und dir versichern, dass die Aufnahme aus dem Verkehr gezogen ist. Zum anderen müssen wir wissen, ob der Pilot vielleicht nicht vorschriftsmäßig hoch geflogen ist. Normalerweise erkennt man auf die Entfernung nichts und vor allem DU dürftest nichts gesehen haben. Wenn du jetzt also sagst, dass

du das Flugzeug bemerkt hast, dann hätten wir etwas in der Hand, um derartige Zwischenfälle in Zukunft zu vermeiden.“

David hatte während Desmonds gesamten Vortrags weiterhin mit dem Kopf geschüttelt, was diesen ein wenig resignieren ließ.

„Hören Sie, Herr ... Herr ...“, stammelte der Junge unsicher.

„Weilert, aber nenn mich ruhig Desmond“, half Desmond ihm auf die Sprünge.

„Hören Sie, Herr Weilert, mir ist völlig schnuppe, ob mich da jemand gesehen hat. Ich kann mich sogar an die Sache erinnern. Mach ich halt manchmal. Das ist peinlich, echt peinlich. Aber gesehen hab ich nichts.“

„Warum hast du dann die Zunge rausgestreckt?“

„Mann, ich weiß nicht. Einfach so? Woher soll ich wissen, dass da oben jemand photographiert?“

„Ist ja auch ok“, wiegelte Desmond ab, „hat uns nur interessiert. Wenn du doch rausfindest, warum du dort oben ... Also ... Oh Mann, vergessen wir's einfach, ja?“, schlug Desmond vor.

Wenn ich das nur wirklich könnte, dachte er zugleich.

Dieser Vorschlag schien genau das zu sein, was David hören wollte.

Touché, fürs Erste.

Nun hatte Desmond Antworten bekommen, aber keine Erklärung. Vielleicht würde es für ein paar Zeilen reichen. Er bot dem Jungen an, ihn nach Hause zu fahren, aber David lehnte freundlich ab. Desmond erzählte ihm noch kurz davon, dass er um ihn zu finden einige Erkundigungen eingeholt hatte und dass er sich nicht wundern bräuchte, wenn er auf derartige Spuren stoßen würde. Vor allem nicht über abweichende Geschichten. Denn so einen peinlichen Vorfall müsse man natürlich so geheim wie möglich halten. David schien auch das zu begrüßen. Dann verabschiedeten sie sich vor dem Schulgelände und Desmond fuhr grübelnd vom Lehrerparkplatz. Er würde am nächsten Tag direkt seinen Bericht schreiben. Doch davor hatte er Angst.

Desmond kramte sein Handy aus dem Rucksack und rief Robert an, um sich mit ihm und dem neuen Lektor für den morgigen Abend zum Abendessen zu verabreden. Es würde helfen, ein wenig aus dem Büro und seiner Wohnung zu kommen. Sein letztes außerhäusiges Mahl lag schon lange zurück.

Kapitel 5

Am nächsten Tag lockte sonnengewärmte Luft zahlreiche Menschen aus den Häusern auf die Straßen und aus ihren langärmligen Hemden in ihre T-Shirts und Sommerkleider. Selbst die strengsten Winterfans vermochten sich dem ersten richtig warmen Tag des Jahres nicht zu entziehen und die aufgeheizten Straßen der Stadt quollen nur so über vor Spaziergängern.

Desmond war vormittags doch noch einmal in Bochum gewesen, um sich der Expertenmeinungen des Lehrerkollegiums auszuliefern. Hauptsächlich, weil er ein schlechtes Gewissen hatte nur einen einzigen Tag wirklich in Aktion gewesen zu sein, aber auch, weil er so den Bericht noch weiter vor sich her treiben konnte.

Zunächst hatten sie ihrem Gast Kaffee serviert und ihm neben etwas Gebäck und Sekt auch das Gefühl, eine willkommene Abwechslung zu sein, geboten. Herr Meyer hatte sich dann mit einem Kollegen und einer großen Mappe zu ihm gesetzt. Sie hatten Desmond Davids Zeugnisse gezeigt und sie interpretiert und kommentiert, wobei sich das übrige Kollegium lebhaft beteiligte, je nachdem, wer gerade eine Freistunde absaß. Da jedem Neuankömmling die Angelegenheit aufs Neue erklärt werden musste, zog sich die Geschichte über Stunden hin. Es war keine angenehme Situation gewesen. Die Lehrer benahmen sich wie eine den Schülern gegenüber feindliche Fraktion in einem immerwährenden Krieg und Desmond schätzte, dass er nur aufgrund seines Alters in die Reihen der Pädagogen eingegliedert worden war. Mit dieser Zwangsrekrutierung konnte er sich nicht so recht anfreunden, so dass die negative Stimmung ihn bereits nach kurzer Zeit wortkarg werden ließ. Zudem war ihm, als ob sich seine Gesprächspartner von ihm einen Kontakt zum Leben außerhalb der Schulmauern erhofften, auch wenn sie zweifellos Zeitung lasen und recht gut informiert schienen.

Desmond hatte seine Geschichte weiter unterfüttern müssen und inzwischen war er an der Schule zumindest unter den Lehrern wohlbekannt, welche sich nicht in ihren Fachräumen vor ihrem Kollegium versteckten. Das war ihm ganz und gar nicht lieb, doch konnte er es jetzt nicht mehr ändern. Auch hatte er sich beiläufig erkundigt, ob er denn die Noten überhaupt einsehen dürfte. Doch Herr Meyer beschwichtigte, dass nach der Schule absolut niemand mehr Interesse an diesen Zahlen hätte. Desmond vermied es ab diesem Zeitpunkt, sich derartigen Widersprüchen mit weiteren Fragen zu stellen. Schließlich hatte er eine weitere Lüge genutzt, um zu entkommen, und entspannte den Rest des Tages bei verdunkelten Räumen in seiner Wohnung.

Jetzt stiefelte Desmond an einem Park vorbei in Richtung des Gasthofes, in dem er sich mit Robert verabredet hatte. Wegen seiner Abneigung gegen den Stadtverkehr hatte er seinen Wagen daheim stehen lassen und war eine gute halbe Stunde aus seiner Wohngegend in die Innenstadt gelaufen. Das wäre zwar zu jeder Jahreszeit sein Plan gewesen, aber das machte ihn gegenüber der ihn umgebenden Stimmung keinesfalls gleichgültig. Er beobachtete die lächelnden Menschen und ihre glücklichen Mienen spiegelten sich in seinem eigenen Gesicht wider.

An einer Wiese am Wegesrand hielten zwei Kinder auf einer Decke einen kleinen Flohmarkt ab. Es waren ein etwas rundlicher Junge mit gutmütigem Gesicht und Sommersprossen sowie ein frech grinsendes Mädchen mit blondem Pferdeschwanz. Desmond beobachtete den Jungen beim Ausziehen eines seiner Sportschuhe. Er befand, dass es Zeit war, seinen eigenen Beitrag zur Stimmung des Abends zu leisten. Er schwenkte auf die beiden zu und hielt sich mit übertrieben angestrengtem Gesicht die Nase zu. Die Kinder beobachteten ihn aufmerksam. Ihren Blicken nach begriffen sie wohl, dass Desmond sich nicht wie ein möglicher Kunde benahm. Doch ihre Neugier war glücklicherweise noch stärker als die Enttäuschung über ein möglicherweise verlorenes Geschäft.

„Du würdest mehr verkaufen, wenn du deine Schuhe anbeiheltest“, beriet Desmond den Jungen und versuchte, seine Stimme besonders nasal klingen zu lassen.

Das Mädchen lachte und nahm dem Jungen den Schuh weg.

„Wollen Sie den Schuh kaufen? Damit können Sie bestimmt voll gut jemanden ärgern!“, bot es an.

Desmond schüttelte den Kopf.

„Ich würde gerne, aber dann muss dein Freund auf einem Bein nach Hause hüpfen“, antwortete er.

„Das tät ihm aber ganz gut!“, rief das Mädchen und klopfte den Jungen auf seinen runden Bauch. Der Kleine wehrte sie ungeschickt ab und blinzelte zu Desmond hoch.

„Ich hab was Besseres“, sagte der Junge und hielt Desmond eine Sprühflasche entgegen. „Das hier stinkt wirklich übel. Hab ich nur einmal benutzt und wenn sie es kaufen, bekomme ich gleich zweimal Geld dafür. Von ihnen, damit Sie wen ärgern können, und von meiner Ma, weil sie sich dann keine Sorgen mehr machen braucht.“

Desmond war sich sicher, dass für das Keyboard und die zwei Bongotrommeln auf der Decke ähnliche Konditionen galten.

Wen gibt es denn, den ich ärgern könnte, überlegte er. Davon abgesehen, dass er die beiden jung genug schätzte, sich von ihren Erlösen weder Zigaretten noch Alkohol zu kaufen, wollte er jetzt auch keinen Rückzieher machen. Schließlich erwarb er die Sprühdose für zwei Münzen. Er verstaute sie in der kleinen Ledertasche, die er mitgenommen hatte, und machte sich wieder auf den Weg. Hinter ihm begann sich das Interesse lautstark wieder dem umkämpften Sportschuh zuzuwenden.

Desmond nahm tiefe Atemzüge. Genießerisch füllte er seine Lungen mit frischer Parkluft, wissend, dass zwischen dem Wohlgeruch des frischgemähten Rasens und dem jetzt in seiner Tasche eingesperrten Gestank nur dünnes Blech und ein Sprühknopf wachten.

Einige Minuten später erreicht Desmond den Gasthof. Es war ein älteres Gebäude, frei zwischen zwei Neubauten stehend. ‚Zur Post‘, stand in verschnörkelter Schrift auf einem über dem Eingang hängenden Holzschild.

Es wird in keiner Ortschaft ein Hotel oder Restaurant dieses Namens fehlen, bemerkte er.

Desmond betrat die Räumlichkeiten und sah sich um. Dank der dicken Steinmauern war es drinnen deutlich kühler als draußen, außerdem viel dunkler, so dass er sich erst an die Lichtverhältnisse gewöhnen musste. Der Schemen des Wirtes nickte ihm hinter seinem Tresen zu, während er einigen älteren Herren ihr Bier servierte. Desmond wanderte vorsichtig umher und versuchte nicht über den alten Teppich zu stolpern. Hinter einem Raumteiler, der mit rostigen Blechkannen geschmückt war, sah er schließlich den Kopf seines Freundes aufragen. Robert gegenüber saß ein junger Mann in einem altmodischen Anzug. Er wirkte gut frisiert, beinahe wie ein Model. Allerdings schien er für den Laufsteg etwas klein geraten, sofern er unter dem Tisch keine ulkig langen Beine versteckt hielt. Weder Robert noch sein Gegenüber, den Desmond als Schlasinski identifizierte, sprachen ein Wort.

Vielleicht ruhen sie sich aus. Robert wird ihn viel herumgeschleppt haben.

„N‘Abend Robert!“, rief Desmond und klopfte seinem Freund auf die Schulter. Robert zuckte zusammen und atmete tief durch. Seine Gedanken waren wohl nicht einmal zu Gast an diesem

Tisch gewesen.

„Hallo Des, hab dich gar nicht kommen sehen. Darf ich vorstellen, Günter Schlasinski, unser neuer Kollege.“

Man schüttelte sich die Hände. Günter drückte Desmonds Hand so schmerzhaft fest, als ob er sie auf Schwachstellen in der Knochenstruktur prüfen wollte.

„Servus, Herr Weilert, schön Sie kennenzulernen!“ sagte Günter so laut wie sein Händedruck fest war. Robert warf Desmond einen seltsamen Blick zu. Kurz nachdem dieser sich an den Tisch gesetzt hatte, brachte eine gelangweilt wirkende Bedienung die Speisekarten an ihren Tisch. Desmond beobachtete sie beim Weggehen dabei, wie sie sich einen Kaugummi aus der Backentasche in die Hand spuckte und zielsicher in einen Papierkorb neben dem Tresen warf. Irritiert wandte er sich wieder Günter zu und versuchte das Fremdeln offensiv zu mindern.

„Nennen Sie mich Desmond! Wir werden uns ja nun öfter sehen. Sie sind doch im gleichen Gang wie wir.“

„Alles klar, Desmond“, sagte Günter und grinste ihn breit an. Robert schaute irgendwie grimmig.

„Heute mal nicht zu deinem Lieblingsitaliener?“, fragte Desmond in Roberts Richtung, doch Günter antwortete: „Nee, da wollte er mich erst hinschleppen. Aber zu ‘nem ekligen Spaghettifresser wollt ich nicht. Ihr habt doch auch die richtigen Läden in dieser Stadt, oder? Ist doch gut hier!“

Desmond begann Roberts Blicke zu verstehen.

Der Neue ist ein Arschloch, wurde ihm bewusst! Wie groß wohl sein Durchmesser ist?

„Sind eh ganz schön viele von denen hier in der Stadt, oder?“, fragte das Arschloch und bewies damit genug Radius, um zumindest als mittelgroßes zu gelten.

„Von denen?“, fragte Desmond irritiert zurück. Robert griff nach seinem Bierkrug und ließ weiße Knöchel an seiner Hand erscheinen.

„Ja, von denen“, antwortete Günter und blickte Robert und Desmond abwechselnd fragend an. Die beiden spiegelten den Blick zurück und für den Hauch einer Sekunde konnte man in den drei Gesichtern ein wenig vom Weltenirrsinn ablesen. Desmond entschied das Thema zu wechseln, bevor Günter seine Phobien näher erläutern konnte.

„Was hast du ihm denn schon alles gezeigt, Robert?“, fragte er.

„Die Stadt, das wahre Leben, aber anscheinend nicht genug“, brummelte Robert vor sich hin. Günter sprang ein.

„Wir waren im Büro, aber da gab’s nicht viel Spannendes zu sehen. Ziemlich lockerer Ton bei euch, ich bin es zackiger gewohnt. Wir sind dann einige andere Abteilungen abklappern gewesen, aber Dickerchen hier ist nicht so gut auf den Beinen.“

Robert bedachte Günter mit einem zynischen Lächeln. Glücklicherweise kam just in diesem Augenblick die Bedienung an ihren Tisch und nahm ihre Bestellung auf. Aufgrund eines für Günter völlig unerklärlichen Zufalls bestellten Robert und Desmond jeweils nur einen kleinen Salat. Dies veranlasste ihn zu weiteren dummen Bemerkungen über Roberts Leibesfülle, aber Desmond hörte kaum hin.

Wenn ich jetzt schon zu viel kriege, wie hat Robert dann die vergangenen zwei Tage überstanden?

„Er hat jedenfalls alles gesehen. Morgen kann er anfangen sich einzuarbeiten“, sagte Robert und gab Desmond damit zu verstehen, dass sein grandioser Plan, den Neuzugang als Tor zu einer lauen Woche zu benutzen, grandios schiefgelaufen war.

„Gefällt es dir denn hier?“, fragte Desmond einen Günter, der mit seinen wachen Augen nicht halb so blind aussah, wie er akustisch wirkte.

„Sicher, aber sind mir zu viele Menschen hier in der Stadt. Da, wo ich herkomme-“, er nahm einen Schluck aus seinem Glas und begann erneut, „Da, wo ich herkomme, ist’s beschaulicher. Dort kann man sich besser konzentrieren – kann für sich sein. Außerdem hab ich hier in der Stadt immer ein bisschen Sorge.“

„Wovor?“, fragte Desmond, fast augenblicklich bereuend.

„Zu viele von denen, wie gesagt. Habe auf dem Weg hierhin gleich vier Kopftuchparaden gesehen. Ich parke meinen Wagen nur außerhalb. Man muss sie ja nicht in Versuchung führen.“

Robert verdrehte die Augen. Die Tischgespräche verliefen so zäh, wie der neue Kaugummi in den Backentaschen der Bedienung, die ihnen bald darauf das Essen brachte.

„Soso“, sagte Robert und stieß seine Gabel in den soßengetränkten Salat. „Schlechte Erfahrungen gemacht?“

Günter kämpfte mit seinem Steak. Ein wenig Bratensoße tropfte auf die Tischdecke und hinterließ einen bräunlichen Flecken.

„Nee, bei uns gibt’s ja zum Glück nicht so viele von denen“, antwortete er und stopfte sich ein großes Stück Fleisch in den Mund. Damit schien die Angelegenheit für ihn geklärt zu sein und er begann, den nächsten Brocken aus seinem Steak zu reißen. Wie am Vortag packte Desmond das Gefühl umher wabernder Widersprüchlichkeiten. Leider konnte er dieses Mal nicht so leicht entfliehen wie aus dem Lehrerzimmer, obgleich Robert sicherlich lieber jetzt als gleich mit ihm das Etablissement und seinen neuen Kollegen zurückgelassen hätte. Zumindest herrschte für den Augenblick gefräßige Stille. Desmond erwischte sich dabei, eine ‚differenzierte Betrachtung‘ von Günter vorzunehmen. Üblicherweise wagte er es erst kurz vor dem Schlafengehen über Personen wie ihn zu grübeln.

Kurz bevor man gar nicht mehr denken kann, aber schon zu müde ist sich wirklich aufzuregen.

Während sie zu Ende aßen bemerkte Desmond, dass ihn Günter kaum noch störte, solange er seinen Mund voll und sich damit bedeckt hielt. Doch sobald er seinen Unsinn so laut und öffentlich herum posaunte, ging er ihm gehörig auf die Nerven.

Arschlöcher sollte man ignorieren können, sonst überdeckt ihre Lautstärke all das Angenehme – das jedenfalls war Desmonds Meinung.

„All das Angenehme“, gleich fange ich an von ‚denen‘ zu reden. Wahrscheinlich sprech auch ich Günters Sprache – nur eben auf der anderen Seite des Spiegels.

Die Stimmung wurde immer feindlicher bis die kleine Gruppe sich nach einer Weile nur noch auf ihr Essen konzentrierte. Weder Robert noch Desmond bestellten Getränke nach. Da die Stille anscheinend nicht ausreichte, um Günter klarzumachen, dass der Abend vielleicht frisch, seine Teilnehmer jedoch müde waren, versuchten die beiden sich gegenseitig im Gähnen zu überbieten. Irgendwann hatten sie eine für den Aufbruch ausreichend schnarchige Atmosphäre geschaffen. Man verwies auf die alten Knochen, die anstrengende Arbeit und suchte zügig zu bezahlen. Ihr Abschied wurde von ihrem Wissen überschattet, dass es nicht das letzte Mal sein würde, dass sie

auf ihren neuen Kollegen trafen. Aber fürs Erste waren sie ihn los und sie wussten aus eigener Erfahrung, dass man sich auf der Arbeit ganz gut verstecken konnte.

Draußen war es merklich kühler geworden und Desmond schlug absichtlich eine Richtung ein, von der er wusste, dass sie Günter wahrscheinlich nicht nach Hause führen würde. Robert, der einmal mehr bewies, dass er ziemlich genau verstand, was um ihn herum vor sich ging, und ebenfalls genau wusste, wo Desmonds eigentliches Ziel lag, folgte ihm. Sie hatten Glück. Ihr neuer Kollege machte keine Anstalten mit ihnen mitzugehen. Er verabschiedete sich mit einem Händedruck, der Desmond aufkeuchen ließ, und schritt zügig davon. Die beiden Freunde hingegen bogen schnell um eine Ecke und betraten das nächstgelegene Restaurant. Dort bestellten sie in einem plötzlichen Anflug von Experimentierfreude nur die Gerichte, deren Namen auf der Karte sie nicht einmal aussprechen konnten, und begannen die Konversation erst, nachdem sie ihre Teller bis auf den letzten Krümel geleert und beide mit vollständig abgefüllten Bäuchen tief in ihre Stühle gesackt waren.

„Was für ein ...“, begann Desmond das Gespräch. Robert winkte den jungen Ober herüber und bestellte ihnen beiden noch ein Glas Wasser.

„Ja, furchtbarer Kerl. Er hat sich auch keine Zeit gelassen. Ich wusste schon nach wenigen Sätzen, dass ich die Einführungswoche so schnell wie möglich hinter mich bringen wollte.“

„Er scheint Selbstbewusstsein für etwas zu halten, hinter dem man sich verstecken kann“, vermutete Desmond.

„Er ist auch nur Unisex unter vielen“, scherzte Robert.

„Ich glaub eher, wir werden ihn noch hysterisch lachend Selbstmord begehen sehen, wenn er merkt, wie heterogen die Gruppe seiner eigenen Gesinnungsgenossen ist.“

Kichernd kehrte etwas Entspannung in ihren Abend ein. Desmond freute sich, Robert endlich wieder lachen zu sehen.

„War's sehr schlimm?“, fragte er seinen Freund.

Robert verzog das Gesicht. „Du hast keine Ahnung, lass uns bloß nicht drüber reden. Erzähl lieber, wie es bei dir gelaufen ist.“

Dieser Aufforderung kam Desmond gerne nach. Er umriss grob die Ausgangslage seiner Ermittlungen und erzählte seinem Freund von seinen Abenteuern mit Herrn Lauber und Herrn Meyer. Hin und wieder kommentierte Robert das Gesagte mit einem Literaturzitat oder einem Ratschlag, die meiste Zeit hörte er jedoch aufmerksam zu.

„Das klingt, als würdest du morgen einen echt spannenden Bericht schreiben können“, sagte Robert, als Desmond mit seiner Erzählung am Ende schien. Doch dann fiel ihm der Gesichtsausdruck seines Freundes auf.

„Was ist los, Des? Hast du Angst, dass die Sprache der Bürokratie verhindert, dass man dich zum König von Literaturien schlägt?“

Desmond entschied, dass es an der Zeit war, ehrlich zu sein. Irgendwie schien es Roberts Probleme mit Günter auszugleichen, wenn er ihm seine eigenen Leiden jetzt anvertraute.

„Ich will diesen Bericht nicht schreiben.“

So, jetzt ist es raus. Verdammter Alkohol.

„Hast du Angst Mist zu bauen?“, fragte Robert.

„Nein, verdammt, warum glaubt jeder, ich hätte Versagensängste.“

„Schon gut, schon gut. Was ist es dann?“

Robert schaute ihn mitfühlend an. Desmond war erstaunt, dass er dies nach den vergangenen zwei Tagen schaffte, zumal er noch gar nicht wissen konnte, wie ernst seine Gedanken wirklich waren. Sein letzter innerer Widerstand zerbrach und er begann zu erläutern: „Du weißt doch, was meine Aufgabe ist. Ich bekomme Berichte, ich lese sie und ich sauge mir anschließend einen Grund aus den Fingern, der allen das schlechte Gewissen nimmt, wenn ich sie abschließend vernichte.“

„Ja, genau das tust du. Und zwar schon seit Jahren. Was stört dich jetzt an der Abwechslung? Du schreibst den Bericht halt mal selbst und schickst ihn an diesen Militärtypen.“

„Genau. Ich schreibe einen Bericht über einen Vorfall, der nicht wirklich zu erklären ist. Und jetzt kommt's! Ich muss die Glaubwürdigkeit meines Berichtes selbst einschätzen. Das ist doch schizophren!“

Robert nickte bedächtig.

„Dann mach halt mal eine Ausnahme, Des. Du hast gesagt, es ginge um nichts.“

„So einfach ist das nicht. Robert ...“, Desmond beugte sich vor und sprach etwas leiser weiter: „Ich bewerte die Glaubwürdigkeit doch gar nicht. Wie auch, hab ich eine Glaskugel? Es ist, als ob ich mir selbst beweise, was für eine Farce mein Job ist. Herrgott! Ich weiß nicht einmal, wie ich vom Büro aus Akten verschicke! Seit Jahren vernichte ich Akten, Robert. Mehr nicht, ich vernichte Akten! Ich schick nichts weg!“

Desmond lehnte sich wieder zurück und schob sein Glas zwischen den Händen hin und her.

„Du siehst es bei Günter, Des. Unsere Neugier verlangt Neues, aber die Furcht treibt uns zum Alten.“

„Ich weiß auch nicht, warum mich das jetzt so mitnimmt. Wirklich, keine Ahnung. Wenn ich vorher damit leben konnte, warum dann jetzt nicht mehr. Aber ich vermute, dass trotz aller Beteuerungen von Frau Königsfeld nun doch ein wenig Verantwortung an mir hängt. Und wenn ich Verantwortung tragen soll, kann ich all den Blödsinn nicht mehr richtig akzeptieren.“

„Und deswegen bist du ein guter Mensch, Desmond.“

Wieder so ein Satz. Beugt er sich gleich vor und küsst mich auf die Stirn?

Desmond hatte erstmal genug der schweren Worte.

„Na, was hast du denn sonst Neues auf der Arbeit gehört? Meinetwegen auch von Melissa“, fragte er Robert.

„Du warst nur zwei Tage weg und ich war beschäftigt. Aber ...“

„Ja?“, fragte Desmond hoffnungsvoll.

„Ich hab beim Mittagessen mitgehört, wie sie von ihrer Cousine geredet hat. Sie hat erzählt, sie wäre ein echter Öko und von der Idee des Recyclings so überzeugt, dass sie auf der Toilette wahrscheinlich auch speist, was sie so schei-“

Desmond unterbrach ihn: „Blärch, sei still! Ich will mein Essen drin behalten!“

„Du unverbesserlicher Konsument!“, versetzte Robert. Beide lachten, dann schwiegen sie wieder.

Desmond richtete seinen Blick an die Decke.

„Und was mach ich jetzt?“, durchbrach er die Stille.

Trotz des abrupten Themenwechsels war es Robert ein leichtes die Frage einzuordnen, wusste jedoch keine Antwort. Weil er aber irgendwie helfen wollte, bot er Desmond an, die Rechnung zu übernehmen. Dieser lehnte ab. Sie versteckten sich noch eine Weile hinter weiterer belangloser Unterhaltung und traten dann, inzwischen wirklich müde, hinaus in die Dunkelheit.

Da er im Gegensatz zu Desmond und Günter sein Auto durchaus auch durch den Stadtverkehr lenkte, brachte Robert seinen Freund noch nach Hause. Als sie sich verabschiedeten versuchte er ihn erneut aufzumuntern.

“Dir bleibt nur übrig, was Frau Königsfeld dir geraten hat. Mach dir keine Gedanken. Was soll schon schiefgehen?“

„Ich hab mir bislang auch keine Gedanken dabei gemacht, Worte zu vernichten. Dann sollt ich wohl wirklich keine Angst haben, ein paar zu schreiben. Auch Herr Spatz wird einen Aktenvernichter besitzen.“

„Richtig, und was unser internes Postsystem angeht – dabei helf ich dir gerne. Ich nutze es ständig, um überarbeitete Berichte zurückzuschicken.“

„Danke“, sagte Desmond und drückte Roberts Hand auf dem Lenkrad, bevor er ausstieg und die Wagentür zuschob. Er sah seinem davonbrausenden Freund nach und winkte.

Was soll schon schiefgehen, dachte er auf dem Weg zur Haustür und lächelte schief.

Kapitel 6

Desmond schrieb am darauf folgenden Tag einen so trockenen Bericht, dass die gefühlte Luftfeuchtigkeit in seinem kargen Büro weit unter die Normen der Klimaanlage fiel. Weder erlaubte er sich Ausschweifungen noch achtete er auf einen angenehmen Stil. Er fühlte sich von den Ansprüchen, die er selbst in den vergangenen Jahren an die ihm vorliegenden Berichte herangetragen hatte, in die Pflicht genommen. Klar sollte der Text deswegen werden. So transparent wie die Folie auf einem Overheadprojektor, mit der auf Konferenzen wissenschaftliche Vorträge unterstützt wurden. Dafür ließ er sich Zeit. Genau drei Tage, bis er eine weitere Verzögerung vor dem Berg seiner aufgeschobenen übrigen Arbeit nicht mehr verantworten konnte.

Wie versprochen half Robert ihm dabei, den Bericht nach seiner Fertigstellung im internen Postverteiler aufzugeben. Desmond war ein wenig flau, während er die Papiere in den Umschlag schob, aber das Gefühl legte sich schnell, als er die Sendung endlich abgegeben hatte.

Der gleiche junge Mann, der Desmonds Papierschnipselbehälter täglich leerte, nahm auch den gepolsterten Briefumschlag im Postbüro entgegen. Sobald der Beamte die Adresse in seinen Computer getippt hatte, druckte er einen passenden Aufkleber aus und klebte ihn routiniert auf die Sendung. Weil er sich in seiner kleinen Kammer unbeobachtet fühlte, warf er den Brief lustlos zu den anderen in die Sammelkiste und zog ein Comic-Heft aus seiner Gesäßtasche.

Auch der Umschlag genoss ein wenig Freizeit, dann wurde er mit den anderen zusammen abgeholt und in einen gelben Posttransporter gebracht. Dieser wartete jeden Abend um 18 Uhr vor dem Bürogebäude auf die täglichen Korrespondenzen der Behörde. In dem Transporter erlebte die Briefkiste mit ihren mehr oder weniger wortgewandten Insassen eine verstörend rumplige Fahrt, bis sie spät in der Nacht in der Garage der Sammelstelle aus dem Wagen gehoben und über einem großen Laufband ausgeleert wurde. Auf diesem Band fuhren die Briefe zu einer Sortiermaschine, welche die Adressen automatisch auslaß, ihnen piepsend einen guten Morgen wünschte und eine neue Richtung zuwies. Der richtungsweisende Apparat schickte Desmonds Sendung statt über die populären Wege einsam weiter. Der Umschlag wurde direkt bei einem Postarbeiter ausgeworfen, der die frühe Stunde nur dank einer Übermenge Kaffee wach erlebte und wegen seiner zitternden Hände zweimal nach ihm greifen musste. Der Brief, hätte er ein Bewusstsein gehabt, wäre durch seine unruhige Reise bereits arg genervt gewesen. Geradezu ausgeflippt wäre er, wenn er zu diesem Zeitpunkt schon gewusst hätte, dass er nun fast alleine in einer großen Postbox eine ziemlich weite Strecke über mittelmäßig ausgebaute Straßen gen Norden gefahren werden würde. Seine Ecken waren bereits abgestoßen und die Rollen der Sortiermaschine hatten ihm eine schwarz verfärbte Stelle auf seiner Rückseite mitgegeben. Eine Schönheit war er nun nicht mehr.

Zum Glück haben Briefe kein Bewusstsein, sofern sie nicht gerade geschrieben oder gelesen werden. Der Geist im Umschlag erwachte also erst, als ein gerade zum Dienst angetretener Herr Spatz ihn um acht Uhr in der Früh auf seinem Schreibtisch fand, aufriss und aufmerksam zu lesen begann. Er hatte schon sehnsüchtig auf Desmonds Bericht gewartet. Viel zu lange, wie er nun feststellte. Was hatte dieser Herr Weilert nur die ganze Zeit getrieben? Waren dies alle Ergebnisse, die der angebliche Experte vorzuweisen hatte? Keine Ergebnisse? So etwas war Herr Spatz nicht gewohnt. Unruhig begann er, an den Überresten des Briefumschlages zu knibbeln. Er rupfte das Papier nachdenklich in kleine Fetzen. Konnten Nachforschungen so undifferenziert enden? War dies jetzt ein Sieg oder eine Niederlage? Doch, war nicht gerade das Neue ein angeblich gewichtiger Teil seiner Aufgabe?

„Sie besitzen Kreativität und zudem einiges an Vorstellungsvermögen und sind doch ein so wunderbarer Offizier geworden. Wir brauchen Sie für diese Stelle. Ich brauche Sie für diese Stelle“, hatte ihm sein Vorgesetzter gesagt - ein General mit grauem Backenbart und, trotz beindruckend hohem Dienstaltes, bewundernswert schneidigem Auftreten. Ein richtiges Vorbild. Herr Spatz sollte im Gegenzug für seine Beförderung verschiedene militärische Forschungsprojekte betreuen. Für diesen Job suchte man jemanden, der sich mit dem Neuen, dem Unbekannten anfreunden konnte. Üblicherweise gab es einige Querelen zwischen der Forschungs- und Verwaltenden Abteilung des Militärs. Angeblich war Herr Spatz ein qualifiziertes Bindeglied zwischen diesen beiden Parteien.

War dies nun vielleicht ein Fall, bei dem er kreativ sein sollte? Das Entspiegelungsprojekt, sehr geheim und spannend wie er fand, war möglicherweise in Gefahr. Wenn diese Technik einen Fehler hatte, eine Möglichkeit, selbst von Zivilisten mit dem bloßen Auge entdeckt zu werden, dann musste er das herausfinden. Möglicherweise war auch dieser Zivilist etwas Besonderes. David, so hieß er doch. Auch diese Information wäre sehr hilfreich. Es gab zwar viele Variablen in der Kriegsführung, aber Zufälle mussten, wo man es nur konnte, vermieden werden. Der Zufall war etwas, das Menschenleben gefährdete. Und ging es im Krieg nicht darum? Um Menschenleben? Um die Gefährdung? Herr Spatz war froh, dass seine Gedanken allein ihm gehörten. Findige Leute hätten sie verdrehen und seinen Job gefährden können.

Wenn Herr Weilert, dem er seiner Akte nach zumindest etwas an Kompetenz zuschreiben musste, nichts Falsches und Krummes an der Geschichte hatte finden können, sie aber trotzdem abstrus blieb, so durfte er sie doch nicht einfach beiseite legen. Aber was konnte er tun?

„Bei Ihrem letzten Manöver haben Sie Phantasie bewiesen“, hatten seine Vorgesetzten ihm einmal gesagt. Das hatte er sehr ernst genommen. Diese Sache mit der Phantasie. Vielleicht war es an der Zeit, diese Fähigkeit zu nutzen.

Das würde ihn zu einem phantastischen Offizier machen, dachte Herr Spatz und lachte ob dieses Witzes in sich hinein. Dieser ganz neue Humor, der um so vieles feinsinniger war als die Schenkelklopfer seiner Kollegen oder die Obszönitäten der unteren Ränge, war ein unerwarteter Nebeneffekt seiner Kreativitäts-Studien gewesen. Er zeigte ihn ungern offen, aber insgeheim fand er Gefallen daran. Manchmal übertönte seine neugewonnene innere Fröhlichkeit sogar die ständigen Zahnschmerzen, mit denen er sich seit Jahren plagte. Die Ärzte hatten ihm nicht sagen können, woher das Ziehen und Pochen in seinen Beißerchen kam. Die Weißkittel hatten ihn an einen Neurologen verwiesen, den er nicht aufsuchen wollte, um seinen Job nicht zu gefährden. So blieb ihm nichts anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeißen.

Mit raschen Handgriffen sortierte er die übrigen Dokumente auf seinem Schreibtisch neu, um mittig Platz für Herrn Weilerts Bericht zu schaffen. Er breitete ihn vor sich aus und las ihn noch einmal. Je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm, dass er sich und seine Aufgabe an dieser Situation messen konnte.

Fast 50 Jahre war er nun alt und sein Geburtstag hing wie ein Damoklesschwert in Kalenderform über bzw. neben ihm an der Wand. Das waren noch mindestens 15 Jahre Zahnweh, Schreibtischarbeit und Verzicht auf all das, was er sich inzwischen immer deutlicher vorstellen konnte. Ein Haus, eine Frau und vielleicht ordentlich abgerichtete Kinder. War es dafür schon zu spät? Er zweifelte seine Zeugungsfähigkeit oder Familienbeschaffenheit nie an, wagte aber auch keine Prognose für die Zukunft. Privat wie dienstlich war der vor ihm liegende Weg nicht einsichtig. Zudem hatte er selbst genug Personalentscheidungen getroffen, um sich seiner Austauschbarkeit bewusst zu sein. Wenn da nicht diese angeblich besondere Befähigung wäre.

Sie versprach einen sicheren Weg bis zu seiner Pensionierung.

Er war erleichtert, dass Herr Stimmes sich nicht mehr in seinem näheren Umfeld aufhielt. Dieser geleckte Schnösel hätte alles versucht, ihm mögliche Aktionen auszureden, ihn aufzuhalten - und das alles nicht einmal aus ehrbaren Gründen. Außerdem schüchtern Herr Stimmes ihn immer ein wenig ein, weil er sich durchgehend so sicher schien. Für Herrn Spatz selbst waren Zweifel als weiteres Produkt seiner Studien ständige Begleiter geworden. Aber je mehr Texte in seinen Kopf geflossen waren, je mehr Grenzgänge der Worte er gelesen und in sich aufgenommen hatte, umso höher war auch der Haufen der Argumente gewachsen, mit denen er diese Zweifel niederringen konnte. Schließlich musste er handeln, im Gegensatz zu Herrn Stimmes, der genau das anscheinend andauernd zu verhindernd trachtete.

Grübelnd verließ er sein Büro durch die große Metalltür und vertrat sich auf dem Gang mit flottem Schritt die Beine. In seinem Geist spielte er die verschiedensten Szenarien durch: Entwicklungen, die innerhalb seiner derzeitigen Handlungsmöglichkeiten angestoßen wurden. Egal, wie groß seine gedanklichen Gebilde dabei auch wurden, er selbst spielte immer eine zentrale Rolle in all der Komplexität. Das brachte ihn irgendwann zu dem Schluss, dass er vom Geschehen selbst eine gewisse Autorität gegenüber der Situation verliehen bekommen hatte und damit geradezu verpflichtet war, etwas zu unternehmen.

Sein Adjutant war, kurz nachdem er ihn hatte ausrufen lassen, zur Stelle. Herr Spatz nahm ihn am Arm und verließ zusammen mit dem jungen Mann das Zentralgebäude. Auf dem Platz vor dem Haus spazierte er mit seinem wortkargen Untergebenen im Kreis und weihte ihn mit gewaltigen Gesten und Worten in seine gewichtigen Pläne ein. Konsequenzen würden nur neue Herausforderungen sein.

Kapitel 7

Die folgenden Wochen nach Abgabe seines Berichtes verliefen für Desmond größtenteils langweilig, manchmal ein wenig stressig und aufgrund Günters Anhänglichkeit auch ab und an entnervend. Über die Pläne, Phantom Joe ein zweites Mal zu jagen, hatten Robert und er sich zwar noch einige Male unterhalten, sich bislang allerdings nicht aufraffen können, sie auch umzusetzen.

An den jungen David und die weiteren Erlebnisse der kurzen Zeit im Außendienst dachte Desmond kaum noch. Abgesehen von einer Postquittung für seinen Bericht wurde Desmond von nichts mehr an Herrn Spatz' Auftrag erinnert. Auch seine Spesenabrechnung war sofort bewilligt worden und ihm damit die letzte seiner Sorgen abgenommen. Das Wetter blieb schön, die Anspannungskurve seiner Gedanken gelassen und sein Schlaf war wieder halbwegs tief. Alles schien normal - selbst Desmonds kaputter Spiegel stand noch immer an die Wand seines Flures gelehnt.

Eine weitere Woche später stolperte er über diesen Spiegel. Gerade auf dem Weg zur Arbeit und noch immer etwas schläfrig, blieb er mit dem rechten Fuß am Rahmen hängen und kippte sich und das Glas vorne über. Desmond konnte sich gerade noch auffangen, was nicht unbedingt elegant anzusehen, ihm aber in der Einsamkeit seiner Wohnung überhaupt nicht peinlich war. Nachdem er sich versichert hatte, keine Prellung davon getragen zu haben, untersuchte er auch den Spiegel auf Schäden. Er fragte sich, warum er dies tat. Immerhin sollte das Ding schon längst auf dem Müll gelandet sein. Für die morgendliche Rasur mochte auch der Taschenspiegel reichen, den er momentan benutzte. Doch bestand der ursprüngliche Plan aus dem Kauf eines neuen Spiegels. Sogar die Maße hatte Desmond sich schon notiert. Der Zettel pinnte in seinem meist ungenutzten Arbeitszimmer an der Wand.

Ein neuer Spiegel wäre das Fanal für den alten. Gleich nächste Woche werd ich ins Möbelhaus fahren, nahm er sich vor. Und dann... Rost'ger Müll bildet dein Grab, wo einst Schönheit um dich warb, dichtete er fröhlich in sich hinein.

Die nächste Woche war noch weit entfernt. Desmond wusste das. Sollte er den Spiegel vielleicht doch schon vor die Tür stellen? Vielleicht gar auf seinen Rücksitz legen? Während er sich dies fragte, war er mit einem Teil seines Geistes schon wieder auf dem Weg zur Arbeit. Mit konkurrierenden Gedanken angefüllt, packte er seine Sachen und verließ das Haus. Damit war die Entscheidung über den Spiegel fürs erste gefallen.

Die Straßenarbeiter waren in der vergangenen Woche erstaunlich fleißig gewesen und hatten ihre Lärmereien am gestrigen Montag abgeschlossen. Nur die neu wirkenden Straßenmarkierungen verrieten noch die kürzlich vorgenommenen Bauarbeiten. Sie wirkten viel plastischer, als die abgenutzten weißen Flecken auf der alten Bundesstraße ein paar hundert Meter weiter. Desmond parkte seinen Wagen trotz seiner nun wieder befahrbaren Garage weiterhin zwischen den beiden alten Pappeln.

Die einzigen Veränderungen in Desmonds Tagesablauf waren die wiederauferstandene Möglichkeit Samstage zu verschlafen und das wechselnde Verhalten der ihn umgebenden Natur. Die Tage wurden länger und das Laub hatte seinen saftigsten Stand inzwischen schon fast wieder überschritten. Die Sonne war ein täglicher Begleiter geworden und wie jeden Sommer wünschte Desmond sich auf dem Weg zur Arbeit regelmäßig eine Klimaanlage in sein Auto. Als er jetzt auf dem Arbeitsparkplatz aus seinem Wagen stieg, flirtete trotz der frühen Stunde bereits die Luft über dem weißen Blech. Durch diese Luftverwirbelungen hindurch schien der Bürokomplex

zwischen verschiedenen Dimensionen hin und herzuspringen. Die Konturen des Autos wirkten dadurch locker und flockig. Desmonds Hemd hingegen war fest mit seinem Rücken verschweißt. Er hasste dieses Gefühl.

Trotzdem zwang er sich, Sybille lächelnd zu begrüßend, wobei er sie an der Rezeption nach wie vor Frau de Mais nannte. Er hielt sich jedoch nicht lange bei ihr auf, sondern lief schnurstracks weiter in sein Büro. Das vorsichtige Neuausrichten seiner Wäsche, unter anderem seiner auf dem völlig verschwitzten Po verrutschten Unterhose, erforderte Konzentration und Privatsphäre. Auf seinem Schreibtisch erwartete ihn schließlich die erste echte Neuerung der letzten Wochen - ein brandneuer Personalcomputer. Dank modernem Flachbildschirm blieb auf dem Schreibtisch noch genügend Platz für den analogen Teil seiner Arbeit und die Funktastatur ließ sich schnell in der Schublade verstauen. Das Gerät war auf diese Weise von seinem üblichen Tagesablauf flüssig absorbiert worden. Damit war auch die letzte Abteilung des Bürokomplexes voll vernetzt und digitalisiert. Allerdings nicht mit der Außenwelt, aus Sicherheitsgründen.

Diese Entwicklung warf jedoch auch kleinere Probleme auf. Desmond bekam nun seit einiger Zeit Berichte als E-Mail und deren Anzahl mit steigender Tendenz. Dadurch wurde es zwar um einiges einfacher, die Akten auf dem PC zu vernichten, aber er wusste nicht, ob nicht an anderer Stelle noch Sicherheitskopien lagen. Das schien Desmond sehr suspekt. Seine Lösung war nicht minder absurd, doch war er im Umgang mit Veränderungen inzwischen mutiger – oder feiger? – geworden.

Er druckte die Berichte einfach aus und verfuhr mit ihnen auf die gleiche Weise, wie er es früher schon getan hatte. Die frischgedruckten Blätter brachte er auch jetzt sofort zu seinem Aktenvernichter und zögerte nicht, sie mit den Anderen hindurchzujagen. So war sein Papierschnipselbehälter, wenn er abends abgeholt wurde, noch immer bis zum Rand gefüllt. Damit produzierte seine kleine Abteilung nach wie vor das, was sie schon immer produziert hatte. Konfetti.

„Eine integrierte Systemlösung“, so hatte Robert es getauft.

Vielleicht verlier ich langsam den Schrecken vor meinem Beruf, dachte Desmond, während er am Ende seines Arbeitstages seine gewohnte Langeweile genoss, indem er die Füße auf den Tisch legte und über eine Dokumentation sinnierte, die er am Vorabend im Fernsehen gesehen hatte.

Als er am späten Nachmittag nach der Heimfahrt seine Wohnungstür aufschloss und seine Sachen auf die Couch warf, war es ihm, als wäre er schon fast wieder bereit für etwas Abwechslung. Ein wilder Gedanke - das fand er selbst. Aber er war ja auch ein wilder Typ - hätte er gern gefunden. Jetzt war erst einmal Feierabend. Ein wenig einsam fühlte er sich wohl. Eine Einsamkeit, die seine wenigen Freunde nicht unbedingt zu stillen vermochten. Die Karte seiner Exfrau hatte er schon seit längerem nicht mehr betrachtet. Auch hätte er ihren aktuellen Aufbewahrungsort nicht nennen können. Als ihm dieser Umstand eines Morgens bewusst geworden war, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, einen Schlussstrich unter seine Vergangenheit zu ziehen. Leider hatte er keine Ahnung, welche Art von Stift dazu mächtig genug war.

Robert hatte ihm diesbezüglich ein Onlinedatingportal vorgeschlagen. Was Desmond aber nur die Erkenntnis brachte, in Zukunft mit seinem Freund nicht mehr über alle Themen zu reden. Er hielt Robert nicht unbedingt für eine Autorität auf diesem Gebiet, obwohl einige Damen die Bonmots des kleinen Mannes durchaus zu schätzen schienen.

Bei mir lachen die Frauen höchstens aus Erleichterung, einen Witz als solchen erkannt zu haben.

„Prüfe alles und behalte das Beste“, so oder ähnlich hatte Robert es ihm irgendwann einmal vorgeplappert. Desmond versuchte seitdem, seine sonst eigentlich überzeugenden Konversationskünste auf die Ansprüche des Paarungsverhaltens zu optimieren, indem er kitschige Liebesromane zu lesen begann, aber seine Augen waren abends immer furchtbar müde. Die übliche Langeweile in seinem Büro füllte er inzwischen nämlich ausgesprochen gerne mit Kartenspielen an seinem neuen Computer. Hätte ihm auf der Arbeit ein Internetzugang zur Verfügung gestanden, wäre er in schwachen Momenten vielleicht sogar auf eine dieser Datingseiten gesurft. Hätte sich möglicherweise ein paar Mitgliederprofile angesehen, sich über die Fotos und Texte der Nutzer amüsiert und irgendwann dabei ertappt, dass Anzeichen von Sehnsucht und echtem Interesse sein Kichern unterdrücken. Bei ihm zuhause stand kein Computer. Dort saß er entweder vor seinem Fernseher, ging spazieren oder versuchte sich auf ein Buch zu konzentrieren, was ihm jedoch so gut wie nie gelang. Jetzt wollte er sich nur noch das an seinem Körper festgebackene Hemd vom Leib reißen und sich den Schweiß des Tages abduschen.

Nachdem er das kühle Wasser genossen und sich etwas Frisches zum Anziehen gegriffen hatte, dunkelte er die Fenster mithilfe der Jalousien ab und setzte sich in seinen Lieblingssessel. Desmond ließ den Fernseher ohne Ton laufen. Er zappte sich langsam durch die Kanäle, bis er seinen Daumen beim Erreichen des Sportkanals von der Fernbedienung hob. Zwei Käseschnitten, die er sich aus dem Kühlschrank geholt hatte, sollten ihn mit der nötigen Energie für die Sportschau versorgen. Der Samt seines Sessels schmiegte sich kühl an seinen Körper. Genießerisch schloss er die Augen und träumte vor sich in. Die Farben des Fernsehers, die durch seine geschlossenen Augenlider drangen, malten bunte Muster in seinem Geist. Er sah einen Phoenix aus einem großen Lichtpunkt entstehen und in einem grellen Schauer verbrennen. Aus dem Schauer wurde ein Baum, der Baum wiederum zerfiel zu zwei Katzenaugen, die ihn gespannt anstarrten.

Plötzlich klingelte das Telefon. Da er für seine Mutter einen eigenen Klingelton eingerichtet hatte, um sie notfalls ignorieren zu können, wusste er, dass es sich um jemand anderen handeln musste. Nur um wen? Wer rief ihn außer seiner Mutter an? Erst beim dritten Klingeln fuhr er die Leinwand seiner inneren Augenlider nach oben. Er stand auf und nahm das Telefon von der Kommode.

„Hallo?“, fragte er vorsichtig in das Gerät und vergaß völlig seinen Namen zu nennen.

„Hallo? Sind Sie das, Herr Weilert?“, hörte er eine Frauenstimme fragen. Sie klang vertraut, aber irgendwie so... jung?

„Ja, hier Desmond Weilert. Wer ist denn da?“

„Judith Spengler, wir haben uns in der Berufsschule Westbach getroffen.“

Judith! - durchfuhr es ihn.

„Soso, und was kann ich für dich tun?“

„Wo ist David?“

Wo ist David, hallte es weiter durch Desmonds Kopf. Er setzte sich schnell von selbst in seinen Sessel, bevor die Schwerkraft ihm die Entscheidung abnehmen konnte. Seine Knie waren mit einem Mal weich geworden.

„Was ist mit David?“

„Sagen Sie es mir, er ist weg“, erklärte Judith empört.

„Er ist weg? Woher soll ich denn wissen, wo er ist?“

Auf der anderen Seite des Kupferkabels atmete das Mädchen tief durch. Es klang wie der Atem eines Boxers, der zwischen den Runden Luft für die nächsten Schläge tankt.

„Sie sind nicht von der Berufsberatung. Ich habe mir die Nummer von Herrn Meyer geben lassen. Die kennen dort keinen Herrn Weilert. Und die machen auch nur Klassengespräche, keine Einzelberatung. Wo ist David?!“

Sie stellte diese Frage äußerst nachdrücklich und laut, aber Desmonds Ohren waren ohnehin bereits ein wenig taub geworden, genau wie seine Finger, sein Magen und der restliche Körper.

„Ich ... Ich ...“, stammelte er. Dann riss er sich mit einem Ruck aus seiner Starre und drückte das Telefon aus. Das Gerät fest umklammernd saß er still in seinem Sessel. Er atmete in langsamen Zügen und versuchte sich und seine Gedanken in den Griff zu bekommen. Vor ihm ging die Sportschau in die Werbepause.

Warum ausgerechnet jetzt? Gebt mir meine Analysen!

Er schaltete den Ton wieder ein und versuchte sich auf diverse Werbeinhalte zu konzentrieren, aber es wollte ihm einfach nicht gelingen. Die Unruhe ließ sich weder mit den Verheißungen von Tütensuppen oder einem neuen Auto wirksam aus seinem Geist prügeln. Schließlich schaltete er den Fernseher ganz ab. Da er seine Gedanken nicht abschütteln konnte, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich ihnen zu stellen. So viele Fragen drängten durch seinen Kopf, aber seine Antworten bestanden aus einem noch viel erdrückenderen Berg von Spekulationen. Judiths Stimme hatte nicht nur besorgt, sondern auch sehr aggressiv geklungen. Wie ein Schlag – Wo war David? Alle Antworten, die er brauchte, hingen an dieser einen Frage.

Brauch ich diese Antworten wirklich? Woher hat sie meine Nummer?

Desmond stand auf. Er spürte seinen Magen ähnlich rumoren wie gegen Ende seiner Unterredung mit Herrn Spatz. Während er die Käseschnitten in den Kühlschrank zurückstellte, überlegte er, wo er das Telefonbuch verstaut hatte. Als ihm einfiel, dass er von der Stadt Bochum mit Sicherheit keines vorrätig hatte, nahm er sich vor, Davids Telefonnummer baldmöglichst auf der Arbeit zu recherchieren. Aber er musste auch jetzt etwas tun. Er wollte nicht warten.

„Handeln unterdrückt das Denken“, erinnerte er sich mit leiser Stimme an die Worte Roberts und versuchte dabei, die Tonlage seines Freundes zu treffen. Judith hatte ihn mit diesem Anruf bis in seine Wohnung verfolgt und dafür gesorgt, dass sein Refugium nun mit Stress und Unwohlsein kontaminiert war. Desmond ging in sein Arbeitszimmer und wischte mit dem Ärmel den Staub von der Unterlegplatte. Dann kehrte er ins Wohnzimmer zurück, nahm seine Aktentasche und suchte sich den Notizblock und einen Kugelschreiber heraus, der noch funktionierte. Zwar hatte er keine Ahnung, was er machen sollte, aber vielleicht konnte er eine Liste anfertigen. Listen waren gut. Listen mit vielen Verben waren fast so gut wie echtes Handeln.

Zurück im Arbeitszimmer schrieb er ‚David finden‘ als ersten Stichpunkt oben auf den Zettel. Der Stift drückte sich tief in das Papier. Für die weiteren Punkte zeichnete er mit ähnlich festen Bewegungen die Bindestriche vor.

‚Telefonnummer suchen‘ – das klang schon mal gut.

‚Evtl. hinfahren‘ – er strich das ‚Evtl.‘ wieder durch.

Mehr wollte ihm auf Anhieb nicht einfallen, zumindest nichts, dass er auch aufschreiben mochte.

Irgendwie reichte es nicht. Die Unruhe quälte ihn weiterhin. Er zerriss den Zettel mit den Stichworten wieder und setzte erneut an. Noch einmal schrieb er die gleichen Worte auf ein zweites Papier, doch diesmal nutzte er den Imperativ.

Finde David!

Langsam kam Desmond wieder zur Ruhe, doch die Fragen blieben.

Ist es meine Schuld, wenn er weg ist? Wie lange ist er denn schon weg? Vielleicht schwänzt er nur die Schule? Ich muss ihn anrufen.

Desmond weigerte sich beharrlich, irgendeine Verbindung zwischen seinen Ermittlungen und Davids vermeintlichem Verschwinden herzustellen. Doch immer wieder kam ihm Herr Spatz in den Sinn. Jedes Mal, wenn er versuchte, den Jungen wieder aus den Gedanken zu drängen, nahm das Bild des Militärs im Türrahmen seines Büros den Platz des Namens ein.

Ins Bett zu gehen schien ihm der einzige Ausweg aus seiner momentanen Verwirrung. Denn er ahnte, dass es länger dauern würde, bis er endlich einschlafen könnte. Daher konnte er genauso gut jetzt schon in die Laken kriechen. Desmond duschte ein weiteres Mal, legte sich dann ohne Umwege in die Leinen und schloss die Augen. Er hielt still, ignorierte jedes Jucken und Kratzen, drehte sich nicht einmal auf die linke Seite, als die rechte langsam zu schmerzen begann. Er wollte schlafen - und wenn es nur so aussah als ob.

Es dauerte noch gute zwei Stunden, bis sich seine Gedanken wirklich im Übergang befanden. Wo ist David, fragte er sich noch einmal? Dann griffen andere Realitäten nach seinem Geist. Er träumte von einer jungen Boxerin, die ihn durch seine Wohnung jagte.

Kapitel 8

Wo bin ich? Fragte David sich zum wiederholten Male und seit Tagen zunehmend verzweifelter. Er saß in einer Zellenecke. Ob es wirklich eine Zelle war, wusste er nicht. Aber so sah sie aus und so wurde sie von ihnen benutzt.

Wem auch immer.

David umklammerte seine angewinkelten Beine mit den Armen und blickte gelangweilt umher. Die Wände, der Boden und die Decke waren aus glattpoliertem Stahl. Es gab keine Fenster in dem kleinen Raum. In einer Ecke war an der Wand hängend ein schmuckloses Edelstahlklo montiert. Dem gegenüber stand eine einfache Pritsche mit einer viel zu dünnen Decke, die David zwar vor der nächtlichen Kälte, aber nicht vor seiner Umwelt schützte. Die Luft war recht warm und David meinte einen leichten Minzgeruch wahrnehmen zu können. Am stärksten an dem Gitter, vor dem er jetzt saß. Aus diesem strömte die frische Luft so wohltemperiert und genauso langweilig wie der Rest des Raumes.

Mein kleines Reich, dachte er zynisch. Doch er wusste, dass dies nicht stimmte. Der Raum gehörte weder ihm, noch seinen Kidnappern. Er gehörte der Kamera, die in der Ecke links oben neben der Tür angebracht war.

David wusste, dass man ihn beobachtete. Egal, wohin er sich stellte, nach einiger Zeit folgte ihm das elektronische Auge surrend. In seinen Computerspielen musste man sich mit seiner Spielfigur nur unter die Kamera stellen, um nicht erfasst zu werden. Das war leider völlig unrealistisch, wie David nun festgestellt hatte. Das Gerät war durchaus in der Lage auch in diese Richtung zu blicken.

Inzwischen kannte er seine Zelle so gut, dass er sich problemlos in ihr zurecht fand. Auch wenn sie ihm abends – er hatte sein Zeitgefühl verloren – das Licht ausschalteten. Manchmal hatte er sogar das Gefühl spüren zu können, auf welcher Stelle des Bodens er seinen Fuß gerade aufsetzte. Es erschreckte ihn, dass er diese unheimlichen Sinne in der Dunkelheit entwickelt hatte. Die Entwicklung einer neuen Fähigkeit machte die Geschehnisse auf unangenehme Weise noch realer. Der Lichtrhythmus gewährte ihm zumindest einen gewissen Takt, an dem er sich orientieren konnte. Trotzdem fühlte er sich, als ob er in seinen engen Grenzen bereits alles gemacht – und schlimmer noch, gedacht hatte, was man hätte tun oder denken können. David hatte mehrmals versucht Spuren, in dem Raum zu hinterlassen. Einen Fingernagel unter dem Bett, einen winzigen Riss im Laken, aber jedesmal, wenn er von den Verhören zurückgebracht wurde, war alles so, wie an dem Tag, an dem er hergebracht worden war. Frische Laken, neue Einwegunterwäsche, ab und an ein neuer Overall.

Die Verhöre.

Er wusste nicht, wie lange er schon hier war. Aber er schätzte in Wochen, nicht Tagen. Vielleicht zwei, oder zweieinhalb - er hatte zu spät begonnen den Lichtrhythmus zu zählen. Am Anfang war er für solche Gedanken einfach viel zu verwirrt gewesen. Abends in seinem kuscheligen Bett eingeschlafen, war er bald darauf an diesem so düsteren wie hellen Ort aufgewacht. Wo auch immer dieser Ort lag. Ab und an holten ihn zwei Soldaten aus der Zelle heraus, brachten ihn durch zwei sterile, weiße Gänge weiter in ein Verhörzimmer, in dem ein ernst blickender großer Mann mit kurzen Haaren saß. Er trug ebenfalls eine Uniform, war schon etwas älter und wechselte dauernd seinen Tonfall, ohne je seinen Gesichtsausdruck an seine Stimmlage anzupassen. Der Mann schien nicht einmal dann zu lächeln, wenn er beruhigendere Worte wählte. Wütend wurde er allerdings auch nicht, nur lauter oder leiser. Auf diese Weise stellte er

David zahlreiche Fragen. Davids eigene Fragen prallten an diesem Herrn einfach ab, schienen ihn gar nicht zu erreichen. Inzwischen hatte er aufgehört, überhaupt zu reden, denn seine Stimme hätte genauso gut reine Einbildung sein können. Trotzdem wurde er weiter zu den Verhören gebracht und bekam die gleichen Fragen wieder und wieder gestellt. Die Worte des Mannes drangen im Gegensatz zu seinen eigenen wie scharfe Messer durch David hindurch. Er hatte versucht, sie zu ignorieren, aber sie waren die einzige Abwechslung und Energie, die er im Moment zu spüren bekam. Der Typ schien seine Stimme selbst unter Kontrolle halten zu müssen, denn er baute ihr, wenn er nicht sprach, ein Gefängnis aus zusammengebissenen Zähnen.

David bekam sehr seltsame Fragen gestellt.

Ob er es manchmal spüren könne, wenn er beobachtet wird?

Natürlich! Ich höre es, wenn die Kamera summt.

Wie gut und weit er sehen könne?

Bald nur noch so weit, wie meine Zelle breit ist.

Einmal hatte der Offizier ihn gefragt, was er in seinem Badezimmer mache und dabei denke. Da hatte er sich an Herrn Weilert erinnert.

Herr Weilert.

Wo auch immer David sich befand, in seiner jetzigen Umgebung wirkte alles mechanisch oder gänzlich unbelebt. Die Räume, die Gänge und der Mann, der ihn verhörte. Doch dieser Herr Weilert, den hatte er als Mensch kennengelernt. Und gegen einen Menschen konnte man sich wehren. David wollte sich wehren, denn er war unglaublich wütend und ängstlich. Er schämte sich auch furchtbar. Zweimal hatte er bereits geweint. Einmal, als das Licht zum ersten Mal ausgeschaltet wurde, und das andere Mal auf dem Weg vom Verhörzimmer zurück in seine Zelle. Einer der ihn bewachenden Soldaten hatte ihn daraufhin mitleidig angesehen und diesen Ausdruck versuchte er so lange wie möglich in seinem Geist zu konservieren. Auch dafür schämte er sich, doch wärmte ihn diese Erinnerung auf seltsame Weise ein wenig auf. Diese Erinnerung – und der Gedanke an Judith.

Dann war da noch die Kamera. An die hatte er sich bis heute nicht gewöhnt. Das Glühen, das seinen Körper ergriff, wenn er gezwungenermaßen vor den Augen anderer aufs Klo gehen musste. Es war nicht mehr so schlimm wie anfangs, aber nach wie vor zögerte er seinen Stuhlgang so lange hinaus, bis es schmerzte. Bevor er sich das erste Mal überwinden konnte, hatte er so lange eingehalten, bis er sich kaum noch zu bewegen wagte, aus Angst, er würde zerplatzen. Wenn er aufs Klo ging, konnte er zwar seine Decke vor sich halten, fühlte sich aber dennoch schlecht dabei. Er hatte viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken und zu erfahren, auf wie viele Weisen man sich schämen konnte. Hilflos saß er stundenlang in seiner Ecke und schaukelte mit dem Kopf vor und zurück.

Scham. Aber er war vor allem wütend. Darüber, dass er sich überhaupt schämen musste. Fast freute er sich auf die Abwechslung weiterer Verhöre. Aber sie machten keinen Sinn, obwohl er unbegrenzt Zeit hatte, nach einem solchen zu suchen.

David stand auf und trottete die zwei Schritte zu seiner Pritsche. Ein Gefühl verriet ihm, dass die Lichter gleich wieder ausgehen würden. Er legte sich hin. Kurz darauf wurde es duster. David spürte Tränen in seine Augen schießen und weil er nicht wusste, ob man ihn auch im Dunkeln beobachten konnte, zog er sich die Decke über den Kopf. Wie in ein Leichentuch gewickelt lag er dort und versuchte, gleichmäßig zu atmen. Herr Weilert würde bezahlen müssen.

Kapitel 9

Obwohl nicht-dienstliche Telefongespräche auf seiner Arbeit verboten waren - und zwar aus mehr als nur Kostengründen - hatte Desmond mehrere Male probiert, bei David anzurufen. Es war nicht schwer gewesen, mithilfe der ihm zur Verfügung stehenden Angaben die Telefonnummer des Jungen in den Datenbanken herauszusuchen. Doch obgleich er es bereits zur Genüge probiert hatte und bei jedem Versuch länger den Piep-Tönen lauschte, nahm niemand auf der anderen Seite des Kupfers ab. Nach einem ebenfalls erfolglosen, fünften Anruf schlug er den Hörer mit einiger Wucht in die Gabel zurück.

An Sybille war er vorbeigerauscht. Robert hatte er unfreundlich abgewimmelt. Nun saß er in seinem Büro, zusammen mit einem Haufen ungeklärter Fragen, seiner Unruhe und genauso einsam, wie er sich auch zuhause fühlte. Sobald alles geklärt wäre, hatte er sich wieder angemessen um seine Freunde kümmern wollen. Das war nun erst einmal vergessen.

Darf ich Vermisstenanzeigen aufgeben, fragte er sich über all seine Gedanken hinweg?

Schließlich überwand er sich, bei Herrn Spatz anzurufen. Er hatte den Hörer schon aufgenommen, als ihm einfiel, dass er von dem Militärmenschen nur eine Postadresse hatte. Eine kurze Recherche blieb im Gegensatz zu der vorangegangenen erfolglos. Desmond biss sich in die Hand. Der Schmerz half ihm, sich zu konzentrieren.

Es wird alles nichts mit mir zu tun haben, versuchte er sich einzureden. Aber in Wahrheit kumulierten sich seit Herrn Spatz' damaligem Auftritt Ängste in Desmond, die durch Davids Verschwinden jetzt ein verbindendes Element besaßen, mit dessen Hilfe sie nun umso mächtiger losschlügen.

Es ist mir doch scheißegal, was mit diesem Jungen los ist. Aber bitte, lass es nichts mit mir zu tun haben.

Er erschrak aufs Heftigste, als Frau Königsfeld nach leisem Klopfen, welches er völlig überhört hatte, in sein Zimmer trat. Sie besuchte ihn, um ihm zu dem gelungenen Auftrag zu gratulieren, denn sie hatte die Rückmeldung bekommen, dass man mit seiner Arbeit sehr zufrieden gewesen war. Wahrscheinlich bemerkte sie seinen verwirrten Zustand und ihre Belohnung für Desmonds Dienste bestand darin, dass sie ihn nach wenigen Sätzen schon in Ruhe ließ und davon absah, Fragen zu stellen.

„Gute Arbeit, Desmond. Der Mann schien zufrieden, aber nicht so glücklich, dass er uns bald wieder beehrt, was mich wiederum fröhlich stimmt.“

Was sollte das nun wieder heißen?

Als die Tür nach ihrem Abgang ins Schloss fiel, erschrak er ein zweites Mal. Er hatte vergessen, sie nach Herrn Spatz' Telefonnummer zu fragen. Ihr nachzurennen, schien ihm jedoch aus unerfindlichen Gründen keine Option zu sein.

Den Rest seiner Arbeitszeit werkelte er fieberhaft an seinen Berichten. Das die Qualität seiner Anstrengung letztlich keinen Einfluss auf den weiteren Weg der Texte hatte, hinderte ihn nicht daran, so gewissenhaft wie möglich zu arbeiten. Er blieb sogar nach Dienstschluss einige Minuten länger in seinem Büro. Dann fuhr er, ohne sich von Robert verabschiedet zu haben, nach Hause. Gedankenverloren parkte er seinen Wagen an altbekannter Stelle, stieg aus und steuerte auf seine Haustür zu. Jemand schien die Bodenplatten vor seinem Haus vom Unkraut befreit zu haben. Wahrscheinlich Frau Kowalik.

Vielleicht sollte ich ihr einen kleinen Sekt vor die Tür stellen. Links und rechts flankierten frisch gepflanzte Blumen seinen Weg. Er setzte vor der Haustür schon zum Sprung auf die zweite Treppenstufe an, als er einen ungewöhnlichen Schatten bemerkte. Er blickte auf und erstarrte.

Vor dem Eingang stand eine entschlossen wirkende Judith und versperrte ihm den Weg. Ein sehr ernst blickendes Hindernis, das er nicht sofort anzusprechen wagte. Sein Erstaunen verlängerte die folgende Pause. Dann trat Desmond einen Schritt zurück und legte seine Aktentasche langsam auf dem Mauersims neben der Tür ab. Ein wenig Kies von Frau Kowaliks Gartenweg knirschte unter seinen Füßen.

„Was machst du hier?“, fragte er endlich.

„Sie suchen. David suchen“, antwortete sie bestimmt und verlagerte ihr Gewicht vom rechten auf das linke Bein. Sie hatte bestimmt seit geraumer Zeit dort auf ihn gewartet.

„Ich kann dir wirklich nicht sagen, wo er ist. Wie bist du überhaupt hier her gekommen?“

„Mit dem Zug? Dann mit dem Bus.“ Judith stemmte ihre Hände in die Hüften und legte den Kopf ein wenig zu Seite.

„Pass auf, Mädchen“, begann Desmond und versuchte beschwichtigend zu wirken. Doch seine sonst so sichere Wortwahl traf die falsche Taste ihrer geistigen Klaviatur.

„Mädchen? Hören Sie zu, Herr Weilert! Sie sagen mir jetzt, was mit David ist, oder ich gebe Ihnen eins für Mädchen in Ihre Fresse.“

Dass sie trotz allem eine höfliche Anredeform benutzte, reichte nicht, um Desmond davon zu überzeugen, dass sie ihre Drohung nicht wahr machen würde. Sie hatte sich auch schon ein wenig nach vorne gebeugt. Da die manipulative Region seines Hirnes anscheinend besseres zu tun hatte, als seinem Überlebensinstinkt zu gefallen, musste er sich wohl oder übel auf die Wahrheit verlassen.

„Ich hab versucht David anzurufen, aber niemand geht ran.“

„Aha, also haben Sie was mit seinem Verschwinden zu tun?“

„Nein, keine Ahnung, was mit ihm ist.“

Desmond atmete durch. So wie sie ihn weiter anschaute, schien er nicht sehr überzeugend gewirkt zu haben. Bevor Judith ihm dies bestätigen konnte, bat er sie, mit in seine Wohnung zu kommen. Er wollte von der Tür weg, diese ganze Situation irgendwie aus der Realität ausklammern. Die Augen zusammengekniffen, wägte Judith dieses für sie schwer einschätzbare Angebot ab. Desmonds offensichtliche Nervosität war ihre Sicherheit und so nickte sie schließlich zustimmend. Schweigend gingen sie ins Haus.

„Du hast ihn wirklich gern, oder?“, fragte Desmond sie auf der Treppe, als ihm bewusst wurde, dass ein Mädchen, welches er nur flüchtig kennengelernt hatte, ohne seinen Wunsch zu einer ziemlich realen Protagonistin in seinem Leben geworden war.

„Ja.“

„Ich fand ihn auch ziemlich nett“, antwortete er, sich ein weiteres Mal der Wahrheit bedienend.

Sie betraten Desmonds abgedunkelte Räumlichkeiten. Hastig öffnete er einige Jalousien, bot ihr einen Stuhl an und setzte Kaffee für sie beide auf. In der Hoffnung, sie würde die Küche nicht einsehen können, spülte er flugs zwei Gläser aus und brachte sie an den Tisch.

„Wenn Sie ihn so nett fanden, warum ist er dann weg. Was wollten Sie von ihm? Wer sind Sie eigentlich wirklich?“

Das wollte Desmond ihr zwar gerne sagen, doch er wich aus. Nicht aus Respekt vor seinem Arbeitgeber, sondern weil er Angst hatte, dass sie in ihrem Glauben, er wäre für Davids Verschwinden verantwortlich, bestärkt werden würde. Er schenkte beiden etwas Wasser in die zwei Gläser und lauschte dem Tuckern der Kaffeemaschine. Er selbst hätte noch auf den Kaffee warten können, Judiths Blick drängte ihn aber dazu, die Konversation schon vorher wieder aufzunehmen.

„Pass auf“, begann er, lies jedoch die Anrede ‚Mädchen‘ dieses Mal wohlweislich weg, „ich habe heute versucht, ihn zu erreichen, und versuche auch sonst alles zu tun, um ihn zu finden. Aber ich habe keine Ahnung, wo er ist und warum er weg ist - geschweige denn überhaupt weg sein sollte. Es hat bestimmt nichts mit mir zu tun.“

„Sie sind nicht von der Berufsberatung, weder in dieser Stadt, noch in Bochum. Warum haben Sie überhaupt gelogen? Was wollten Sie von ihm?“

„Das hast du alles herausgefunden? Hast du überall angerufen und gefragt?“

Bitte, keine große Welle.

„Nein“, antwortete sie und schüttelte den Kopf. „Herr Lauber hat das erledigt. Als David vor drei Wochen nicht mehr in den Unterricht kam, war ich bei ihm zuhause und wollte ihn besuchen. Dabei habe ich Herrn Lauber getroffen. Ihm habe ich alles erzählt und er hat mir dann geholfen. Jetzt bin ich hier.“

Wehe, wenn sie losgelassen, dachte Desmond und schwelgte in Erinnerungen. Rentner ...

„Ach ja, Herr Lauber.“

„Er hat mir erzählt, dass Sie auch bei ihm waren. Deswegen wusste ich, dass Sie mindestens einmal gelogen hatten. Herr Lauber hat ein richtig gutes Gedächtnis. Er war ...“, sie zögerte, „sehr ausführlich.“

Desmond konnte sich ausmalen, wie ausführlich Herr Laubers Darstellung gewesen sein mochte. Er schmunzelte.

„Hätten Sie nicht Ihren richtigen Namen genannt, hätten wir Sie nie gefunden. Ich habe mindestens 20 Herr Weilerts angerufen, bis ich mir bei Ihnen ziemlich sicher war. Also, als Sie aufgelegt haben, da wusste ich's mit Sicherheit.“

„Ja, ziemlich pfiffig, Judith.“

Erwartungsvolle Blicke wurden Desmond entgegen geschleudert. Sie ließ sich nicht so lange ablenken, wie er erhofft hatte. Er stellte sein Glas auf den Tisch und kam einer weiteren Nachfrage zuvor.

„Ich kann dir nicht sagen, wo David ist, weil ich es nicht weiß. Ich werde dir auch nicht sagen, wer ich bin beziehungsweise was ich mache. Aber ich verspreche dir hoch und heilig, dass ich alles versuchen werde, um Kontakt mit ihm aufzunehmen. Trotzdem glaube ich nicht, dass ich etwas mit seinem Verschwinden zu tun habe, und mir wäre lieb, wenn du es dabei belassen könntest. Könnten wir uns darauf einigen?“

„Na gut“, sagte Judith. Ihre Kraft schien aufgebraucht und sie wirkte enttäuscht. „Aber was soll ich jetzt machen?“

„Du kannst versuchen herauszubekommen, aus welchem Grund David von zuhause weg sein könnte.“

Jetzt habe ich sie soweit, dass sie aufgibt, und will ihr direkt neue Hoffnung machen. Was ist mit mir los, und was mit ihr? Warum vertraut sie mir eigentlich?

„Was glauben Sie, was ich gerade tue?“ Sie zuckte mit den Schultern.

Auch Desmond hob unentschlossen die Hände. Normalerweise konnte er zumindest anderen schnell sagen, was sie seiner Meinung nach tun sollten. Er knibbelte ein wenig Stoff von der Lehne seines Stuhles.

„Denk halt mal kurz nach, wo er hin sein könnte, wenn ich nichts mit seinem Verschwinden zu tun habe. Vielleicht ist er weggelaufen oder bei seinen Eltern. Apropos, könnten wir dort nicht mal anrufen?“

„Sie wohnen in Lippstadt, mehr weiß ich nicht. David redet nicht so gern über sie und wenn, dann eher abfällig“, gab Judith zu bedenken, aber Desmond wiegelte ab: „Trotzdem einen Versuch wert, wir sollten die Möglichkeit wahrnehmen.“

Wie schnell aus ‚mir‘ ein ‚wir‘ wurde, wunderte er sich.

Desmond schenkte sich Wasser nach und unterhielt sich mit Judith weiter über den Jungen, dessen Hobbies, allgemeine Busfahrten und was an der Schule so alles falsch lief. Es war ein überraschend ehrliches Gespräch, obwohl Desmond bei sich bezüglich seiner Arbeit einige Sperren im Kopf verspürte. Kurz bevor er sie zu ihrem Elternhaus nach Bochum fuhr, einigten sie sich darauf, Kontakt zu halten. Er würde sich bei ihr melden, sobald er etwas in Erfahrung brachte. Umgekehrt versicherte sie ihm, ihrerseits Neuigkeiten sofort weiterzuleiten und ihm nicht weiter nachzuspüffeln. Dieses Eingeständnis war ihm sehr wichtig. Dass ihr Wille sie immerhin bis vor seine Tür gebracht hatte, war etwas, das Desmond einigen Respekt einflößte. Dass sie sich jetzt so leicht von ihm hatte abwimmeln lassen, enttäuschte ihn schon fast ein wenig.

Auf seiner Rückfahrt von Bochum, inzwischen war es schon recht spät geworden, spürte Desmond trotzdem echte Erleichterung. Was hatte er für einen Schreck bekommen, als sie ihn angerufen hatte. Jetzt schien alles nicht mehr so schlimm. Er würde morgen bei Davids Eltern durchklingeln, sich bis dahin sicherlich eine gute Geschichte überlegt haben und wahrscheinlich hat sich inzwischen eh schon alles aufgeklärt. War das nicht immer so? Klärte sich nicht immer alles irgendwann auf?

Kapitel 10

Die Blechlawine auf der Autobahn schob sich mit einer Geschwindigkeit vorwärts, die ihre Übermotorisierung aus der Sphäre des Unnötigen in die der Absurdität abgleiten ließ. Eine halbe Stunde stand Robert bereits im Stau. Warum musste er auch so weit vom Büro entfernt wohnen? Desmond, der konnte schließlich fast mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren. Wohnungen waren in dem Ort, in dem sein Freund wohnte, sogar noch zu bekommen.

Weil ich mein Heimkino nicht würde mitnehmen können, gab er sich selbst die Antwort.

Seinen mühsam eingerichteten Filmtempel mit dem feinen Samt über seinen vier Sitzen, den gigantischen Lautsprechern und den Hohlräumen hinter den Wänden, welche die Akustik und Robert selbst so ungemein beflügelten. Erst gestern Abend hatte er sich die Monumentalversion von Ben Hur angesehen. Im Original, mit Popcorn und ohne störende Nebengeräusche etwaiger Mitzuschauer. So konnte er sich dem Film völlig hingeben, sich mitnehmen lassen, ohne während oder nach der Vorführung aus der Atmosphäre gerissen zu werden. Deswegen hatte er sein eigenes Kino, deswegen stand er nun im Stau. All die Arbeit zu wiederholen wäre für ihn nicht vorstellbar gewesen. Außerdem war er seine Wohnung gewöhnt, warum sollte er da umziehen?

Doch auch die konservierten Höhenflüge seiner Heldenepen konnten ihn nicht davon ablenken, dass er sich um seinen Freund Sorgen machte. Desmond hatte sich in den letzten Tagen kaum blicken lassen, war unwirsch gewesen und hatte ihn sogar einmal aus seinem Büro geworfen, als er ihn besuchen wollte. Robert war zu Frau de Mais gegangen, was eine Premiere darstellte, und hatte sich höflich mit ihr unterhalten, was noch viel ungewöhnlicher war. Er hatte erfahren, dass sie sich ebenfalls Sorgen um Desmond machte. Aufgrund dieser Verbindung war ihr Gespräch ein Erfolg und weniger peinlich, als Robert ursprünglich erwartet hatte. Sie war nett und die Unterhaltung war es ebenfalls gewesen.

Langsam rollte er weiter durch den Stau. Vor ihm versuchte ein Auto ohne zu blinken von der linken auf seine Spur zu wechseln. Wütend hupte Robert den Fahrer an. Wenn er zu spät käme, würde der Kaffeeautomat wieder besetzt sein. Oder es würde Kaffeepulver fehlen und er müsste erst in sein Büro, um sein Notfallpaket aus dem Schrank zu holen. Beide Möglichkeiten ließen ihn immer dichter auffahren und mit dem Gas spielen. Schließlich erreichte er eine Baustelle, die anscheinend die Hauptursache für die dahin kriechenden Blechmassen war. Und nicht, wie Robert angenommen hatte, die Unfähigkeit der ihn umgebenden Verkehrsteilnehmer. Er schwenkte seinen angestauten Ärger gekonnt auf die Kleinwagen um, die er auf der verengten Überholspur der Baustelle für sein Empfinden viel zu viel Platz für sich beanspruchten.

Vorsichtig manövrierte er sein breites Fahrzeug an Ihnen vorbei. Die kleinen Autos waren es, die nach seiner Meinung auf der schmalen Überholspur aufgereiht stehen sollten, damit er auf der breiteren Strecke elegant an ihnen vorbeirauschen konnte. Nachdem er die ärgerliche Engstelle der Verkehrsader durchfahren hatte, trieb er die 175PS seiner Limousine ans Limit. Es galt Zeit aufzuholen. Er wollte herausfinden, was mit Desmond los war. Frau de Mais hatte ihn zwar mit dem Argument zu besänftigen versucht, ihr gemeinsamer Freund hätte auch das Recht auf ein paar miese Tage, aber Robert glaubte, dass mehr dahintersteckte.

So oder so, spätestens heute würde er es erfahren.

Als Robert endlich auf der Arbeit angekommen war und ihn Frau de Mais überraschenderweise mit seinem Namen begrüßt hatte, steuerte er direkt zum Kaffeeautomaten, um sich gleich die zweite Klarheit und den Mut des Tages anzutrinken. Er erachtete beides für die vor ihm liegende Aufgabe als zwingend notwendig.

Im Automaten stand seltsamerweise bereits eine volle Kanne. Anscheinend hatte sie ein anderer Mitarbeiter gerade aufgesetzt. Robert schaute sich hastig um, zog seine Thermoskanne hervor und griff nach dem Behältnis. Aufgrund der Furcht erwischt zu werden etwas nervös, goss er den Inhalt zunächst über seinen Arm, dann sein Hemd und erst, nachdem er seine zweite Hand zur Hilfe nahm, in seine Thermoskanne. Das schöne Hemd, dachte er. Die Kaffeetropfen, die auf dem Teppich gelandet waren, störten ihn nicht weiter. Die Putzkolonne hatte um die Kaffeemaschinen herum den Kampf schon längst aufgegeben. Robert packte seine Beute schnell wieder in die Aktentasche unter seinem Arm und eilte weiter, um nach Desmond zu suchen.

Der war in seinem Büro nicht anzutreffen. So nutzte Robert die Gelegenheit und schüttete am Schreibtisch seines Freundes hastig einen Becher Kaffee in sich hinein. Das Koffein und die Abwesenheit des Kollegen verbesserten seine Stimmung nicht im Geringsten. Die Gereiztheit nahm eher zu und ließ seine Finger kribbeln. Wo steckte Desmond denn bloß? War er überhaupt zur Arbeit gekommen? Er fuhr mit dem Aufzug zurück zu Sybille und erfuhr, dass Desmond pünktlich wie immer vor einer guten dreiviertel Stunde seinen Dienst angetreten hatte.

Während sie sich über Pünktlichkeit in Zeiten überlasteter Verkehrsadern unterhielten, fiel Robert plötzlich ein Ort ein, an dem der Gesuchte sich vielleicht versteckt halten mochte. Er verabschiedete sich überhastet aus dem Gespräch mit Sybille und fuhr, wieder im Aufzug stehend, ein weiteres Stockwerk nach oben. Dort betrat er über den Glastunnel das Nebengebäude. Hier waren die Archive ihrer Behörde untergebracht. Eine aneinandergereihte Raumsammlung, in der vereinzelt Archivare herumsausten oder herumhockten, um zwischen staubigen Regalen die Akten umherzutragen. Was auch immer dieser Job beinhaltete, Robert wusste es nicht. Es klang ihm zu trocken. Wie eine Arbeit, die selbst ihm zu langweilig wäre, obwohl er das gegenüber einem Archivar nie auszusprechen gewagt hätte. Irgendwo hier lag schließlich auch seine Person in einem der Pappschuber. Wenn man den Leuten hier dumm kam, würden sie vielleicht aus Rache kleine Obszönitäten quer über seine Akte kritzeln.

Er durchquerte die ersten Räume und besah sich einige der ringsum wuselnden Gestalten. Sie wirkten nicht so unglücklich, wie er es sich vorgestellt hatte, sondern vielmehr konzentriert und von dem Bewusstsein erfüllt, genau zu wissen, wie es um die Ordnung der Dinge lag. Er selbst hätte sich an diesem Ort nie zurechtgefunden, wenngleich auch sein Beruf viel mit Ordnung zu tun hatte.

Die Räume im Archiv waren mit Teppich ausgelegt. Dadurch wurden die Schritte aller Anwesenden gedämpft und wirkten immer weit entfernt. Auch der Geruch war anders, trockener. Es war eine ganz eigene Welt. Keuchend lief er weiter. Der Kaffee trieb ihm den Schweiß aus allen Poren. Aufgrund der ihn umgebenden Stille, hörte er seinen Atem besonders laut.

Als Robert Desmond vor Jahren kennengelernt hatte, waren sie in ihrer Arbeitsstelle zusammen auf Erkundungstour gegangen. Paradoxerweise waren sie gleichzeitig auf der Suche nach Rückzugsmöglichkeiten wie kleinen Abenteuern gewesen. Bei diesen Streifzügen waren ihnen die hintersten Räume des Archives aufgefallen. Hier lagerten die Akten, welche noch vor 1959 archiviert worden waren. In diesem Jahr war das Ordnungssystem völlig umgestellt worden. Da das alte System nicht mehr weitergepflegt wurde, fand sich nach ein paar Jahrzehnten niemand mehr mit den Papieren zurecht. Wegwerfen durfte man sie jedoch nicht, weswegen sie weiter vor sich hin staubten, bis die beiden Freunde die Türen der Lagerräume eines Tages wieder aufgestoßen hatten. Das stimmte natürlich nicht ganz. Der Putzdienst betrat die Räume ebenfalls mindestens einmal pro Woche, nutzte ihn jedoch hauptsächlich für heimliche Pausen. Die Expertise der Putzkolonne für sichere Häfen hatte sie schließlich überzeugt, den Platz ungestört

für eigene Zwecke nutzen zu können. Sie waren zwar schon längere Zeit nicht mehr an diesem Ort gewesen, da er relativ weit entfernt von ihren ebenfalls wenig fremdfrequentierten Büros lag, aber Robert war sich ziemlich sicher, Desmond heute hier zu finden.

Er behielt Recht. Im hintersten Raum fand er die langgewachsene Gestalt seines Freundes auf einem Stuhl über einen Tisch gebeugt. Desmond hielt sein Gesicht in seinen verschränkten Armen verborgen. Robert legte ihm vorsichtig die Hand auf die Schultern und setzte sich auf den Stuhl neben ihn.

„Desmond?“, fragte Robert vorsichtig und klopfte seinem Freund sanft auf den Rücken.

Langsam hob der lange Mann seinen Kopf und ein trauriges Gesicht blickte zu Robert. Seine übermüdeten Augen wirkten durch ihre gewaltigen Tränensäcke wie mit kleine Handtaschen behangen. Für einen kurzen Augenblick hatte Robert die Befürchtung, sein Freund würde ihn wieder wegschicken. Doch Desmond machte keine Anstalten ihn abzuweisen.

„Hey, alles in Ordnung?“, fragte er ihn. Die Worte klangen abgedroschen, aber sie kamen ihm automatisch über die Lippen.

Desmond holte tief Luft. Dann setzte er sich aufrecht hin und blickte Robert mit einem zweiten Blick - was dieser nicht für möglich gehalten hätte - noch trauriger an als mit seinem ersten.

„Nein.“ Desmond atmete noch einmal tief durch und die beiden schauten sich eine Zeitlang an. Es lag Bedeutung in der Luft und sie beanspruchte einige Sekunden für sich.

„Der Junge, über den ich da ermittelt habe, ist weg.“

„Weg? Weg wie in weggelaufen oder weg wie in ‚Ich hab den Bericht verloren?“, fragte Robert.

„Weg wie in weg, weg wie in ‚verschwunden‘“, antwortete Desmond und seine Stimme wurde kräftiger. Robert wusste nicht, ob ihm das gefiel.

„Und du machst dir Sorgen? Hast du überhaupt was damit zu tun?“

„Ich weiß es nicht, möglich wär's.“ Seine letzten Worte klangen nach einem für ihn schmerzhaften Eingeständnis. Desmond setzte sich nun ganz in die Richtung seines Freundes und begann die Geschichte seiner Begegnung mit Judith zu erzählen. Kein einziges Mal wurde er von Robert unterbrochen.

„Sie hat dich also echt gefunden? Und jetzt machst du dir Sorgen, weil du etwas mit seinem Verschwinden zu tun haben könntest? Oder hast du Angst, dem Jungen ist was Schlimmes passiert?“ Robert begann die Probleme zu erfassen, mit denen Desmond sich umgetrieben hatte.

„Beides“, seufzte dieser und fragte: „Hast du Kaffee dabei?“

Beide schielten sie auf die Thermoskanne.

„Sicher“, antwortete Robert und goss etwas von der dampfenden Flüssigkeit in den Deckel.

Sie tranken abwechselnd ein paar kleinere Schlucke.

„Ich hab eben bei Davids Eltern angerufen. Zwei Tage habe ich den Anruf aufgeschoben, in der törichten Hoffnung, dass sich alles in Wohlgefallen auflöst. Das erste, was seine Mutter mich gefragt hat, war, ob ihrem Sohn etwas passiert wäre. Dann sagte sie, er könne sich auf was gefasst machen, wenn er gefunden würde“, fuhr Desmond fort.

„Klingt für mich, als ob es ihm so oder so an den Kragen geht. Eltern ...“

Die beiden lachten verhohlen.

„Jedenfalls hat sie mich kurz darauf zurückgerufen und mir berichtet, dass niemand in ihrer Familie wüsste, was mit ihrem Sohn ist“, erzählte Desmond. „Sie vermuten, er ist auf einem Rock-Festival und ich soll mich melden, wenn man ihn findet.“

„Und jetzt machst du dir einen noch größeren Kopf wegen der Sache“, mutmaßte Robert.

Desmond schüttelte den Kopf.

„Ehrlich gesagt habe ich mir nur Sorgen gemacht, weil nun noch eine Partei in dem ganzen Schlamassel meine Telefonnummer hat. Verstehst du? Alles läuft schief, sogar meine Gedanken! Da ist vielleicht ein Junge verschwunden und ich versuch ihn nur deshalb zu finden, um mich selbst zu beruhigen. Was, wenn er verschwunden bleibt und ernsthafte Untersuchungen angestellt werden?“

„Es muss ja nichts mit dir zu tun haben“, warf Robert ein. „Das wäre sogar mehr als unwahrscheinlich. Es war doch nur eine harmlose Nachforschung. Vielleicht hat ihn dieser Militärmensch noch einmal persönlich eingeladen, aber das wird sich klären lassen.“

„Ja, genau meine Worte. Aber trotzdem kann ich nicht aufhören mir Gedanken zu machen. Mir ist diese Situation entglitten, obwohl ich ein Teil von ihr bin, und ich frage mich, wie ich ein wenig Kontrolle zurückbekommen kann.“

„Wenn du jemanden suchst, der dir als Vorbild für völlige Lebenskontrolle vorstehen soll, dann geh ins Irrenhaus und frag nach dem Kaiser von China.“

„Aber es gibt auch in der Realität Protagonisten. Ich wär manchmal gern einer“, seufzte Desmond. „Irgendwie habe ich die Quarterlifecrisis verpasst und warte nun auf meine Midlifecrisis, in all ihren schon erforschten Eventualitäten.“

Zwar klang seine Stimme ruhig und gelassen, aber seine Stimmung konnte mit dem Wort ‚trübsinnig‘ nicht mehr in ihrer dunklen Komplexität beschrieben werden.

„Na komm. Zweifel machen die Welt auch nicht realer. Was glaubst du denn, ab wann es mit deinem Leben schiefging? Du hast doch alles?“ dozierte Robert, hob fragend die Schultern und blickte seinen Freund aufmunternd an. „Du warst sogar mal verheiratet.“

„Verheiratet gewesen zu sein ist gegenüber dem verheiratet sein keine allzu große Verbesserung, auch wenn dir zahlreiche Plattitüden was anderes vormachen wollen. Aber keine Ahnung. Vielleicht an dem Punkt, an dem ich mich zuerst gefragt habe, wie teuer etwas ist, statt mich zu fragen, ob ich es wirklich brauche.“

Robert versuchte seine Reaktion auf diesen Satz zu unterdrücken, schaffte es jedoch nicht und lachte prustend los.

„Was ist daran so komisch, bitte?“, fragte Desmond mürrisch.

„Verzeih, aber das klingt wie ein abgedroschener Spruch aus so einem Lebenshilferatgeber. Völlig ohne jeden Bezug zur Situation. Vergiss es, ich wollte gar nicht lachen.“

„Nein, nein, rede nur weiter. Das ist echt interessant!“ Desmond war aufgesprungen. „DU, gerade DU erzählst mir etwas von abgedroschenen Phrasen? Wer labert denn tagein, tagaus wie so ein verschissener Spruchkalender?“

Wütend schlug Desmond mit seiner Faust auf den Tisch. Auch Robert sprang nun auf. Desmond zögerte kurz, schimpfte dann jedoch weiter: „Ständig hängst du mir mit diesen Sprüchen in den

Ohren, erzählst mir irgendeinen Dreck der mir nicht im Geringsten hilft. Glaubst du, mir ginge es dadurch besser? Oder, dass ich auch nur einen feuchten Furz auf die Dinge geben würde, die du von dir gibst?“

Desmond starrte Robert durchdringend an. Doch anstatt wie erwartet zurückzuweichen, schnaubte dieser mit erstaunlicher Feindseligkeit auf und ging seinerseits mit einem großen Schritt auf Desmond los. Der wich überrascht zurück. So aggressiv hatte er seinen Freund noch nie erlebt. Er hatte nicht im Geringsten erwartet, dass er mehr vermochte, als Desmonds Aggression durch sich hindurch gleiten zulassen. Jetzt war er gezwungen sich wirklich mit ihm auseinanderzusetzen.

Und damit mit mir selbst, fiel ihm auf.

„So, Des, glaubst du, ich würde nur rumlabern? Du erlebst tagein, tagaus neue Dinge, hast neue Erfahrungen und ich mach mir die verdammte Mühe sie für dich in Worte zu fassen? Dir zu helfen, zu verstehen, was gerade passiert und dir vielleicht den ein oder anderen Tipp zu geben? Glaubst du, ich täte das nur für mich?“, schrie Robert und schubste Desmond mit Wucht in Richtung eines alten Stuhles. Wie eine Abrissbirne rammte er Desmond seine Hände in die Hüftgegend und brachte dessen langen Körper zu Fall. Desmonds Hintern verfehlte den Sitz und landete unsanft auf dem Boden. Stechende Schmerzen durchfuhren ihn. Robert baute sich über ihm auf. „Ich tue das für DICH, du undankbares Stück Scheiße!“, brüllte er mit puterrotem Gesicht.

Desmond schluckte. Einer der Archivare blickte, vom Getöse im Nebenraum aufgeschreckt, durch die Tür, doch Roberts böser Blick trieb ihn wieder hinaus. Die Luft war dick geworden.

Als ob das Geschrei den Staub aufgewirbelt hat, stellte Desmond sich vor.

Robert schaute zurück zu dem noch immer am Boden liegenden Mann, ohne dass sein Blick durch die kurze Ablenkung etwas an Intensität verloren hätte.

„Was glaubst du, warum ich jetzt gerade hier bin? Weil ich mir Sorgen um dich gemacht habe. Aber für dich Riesenarschloch ist das natürlich sonnenklar, wer zählt schon außer dir?“ Robert wandte sich wütend ab.

Desmond schluckte erneut und zog sich am Tisch hoch. Er setzte sich, diesmal erfolgreich, auf einen Stuhl und blickte fassungslos auf den Rücken seines Freundes.

„Du machst das wegen mir? Das mit diesen Sprüchen?“, fragte er Robert fassungslos.

„Natürlich! Glaubst du, ich würde mich nur profilieren wollen?“

„Aber warum? Weil ich dein Freund bin?“

Robert umrundete den Tisch und blieb gegenüber Desmond stehen. Abrupt setzte er sich hin und blickte nach unten auf den abgewetzten Teppich. Ein wenig von der überraschenden Aggression schien dorthin zurückgekehrt, wo er sie die Jahre versteckt gehalten haben musste. An ihre Stelle trat eine Ruhe, die Robert sichtlich viel Kraft kostete.

„Kluge Worte müssen gleichzeitig gehört und erlebt werden. Desmond, von uns beiden hast du noch am ehesten die Chance tolle Dinge zu erleben. Gute Erfahrungen zu machen, spannende Geschichten, wie die mit David zum Beispiel. Ich hab Filme, Bücher, die Berichte, die Leben anderer eben. Nur schlaue Worte.“ Seine Stimme bebte noch immer leicht nach.

„Meines zum Beispiel?“, fragte Desmond, der einen Teil ihrer Freundschaft schlagartig anders bewerten musste.

„Ja, deines zum Beispiel. Immerhin realer als meine DVD-Sammlung und spannender als alles, was ich jemals erleben werde. Du bist die Erfahrung, ich die Theorie.“

„Dann tust du es also doch nicht nur für mich. Ich muss eine ziemliche enttäuschende Vorstellung gewesen sein.“

„Ach quatsch“, verneinte Robert. Er klang nun überhaupt nicht mehr wütend und seine Gesichtsfarbe näherte sich wieder dem üblichen, etwas teigigen Teint an. Er war sogar noch etwas blasser geworden.

Desmond strich seine Haare nach hinten. Das ging alles ein wenig schnell und er konnte eine Verschnaufpause gebrauchen, um seine Gedanken zu sortieren. Er lächelte besänftigend zur Robert hinüber. „Vielleicht hast du dich ein wenig zu sehr daran gewöhnt, mein Leben mizuleben. Und nur mein Arbeitsleben, wir haben doch privat gar nichts miteinander zu tun? Oh Gott, war dir vielleicht furchtbar öde?“

„Vielleicht, keine Ahnung, Desmond. Tut mir leid, wenn ich dich damit genervt habe.“

Sie blickten betreten auf dem Tisch umher, der zwischen ihnen stand und wieder für die nötige Distanz sorgte. Beide wussten, dass der jeweils andere ebenfalls angestrengt nachdachte. Sie ließen die äußerliche Ruhe geschehen.

„Das Problem ist, dass keiner von uns weiß, wie es ist, ein echter echter Protagonist zu sein. Du weißt nur, wie es aussieht oder wie es sich liest, wenn man einer ist“, versuchte Desmond das Problem zu umreißen.

„Du glaubst, du bist mein Held?“, scherzte Robert und schaute ein wenig beschämt zur Seite, als ihm ein Fünkchen Wahrheit die Wangen rötete.

Ein Moment der Klarheit erfasste Desmond. Er stand auf und wanderte langsam durch den Raum. Robert blickte ihm nach.

„Was denkst du, Des?“, fragte er.

„Wenn wir nur die beobachtende und passive Form kennen, sollten wir versuchen das zu nutzen. Jeder von uns wäre doch ein passabler Beobachter für den anderen. Wir könnten uns helfen, die Kontrolle zu bekommen“, schlug Desmond vor.

„Ach bitte, ich nehm mir ständig einen heldenhaften Lebenswandel vor. Immer wenn ich abends, von einem heroischen Buch mitgerissen, ins Bett gehe. Morgens wacht jedesmal der gleiche Robert auf. Klein, dick und genauso schwerfällig, wie er am Vortag war. Meist sogar noch etwas dicker.“

Desmond fuhr um. Er näherte sich wieder seinem Freund am Tisch.

„Und was wäre, wenn ich in diesem Augenblick dabei wäre?“, fragte er.

„Wenn du morgens neben mir in meinem Bett aufwachst?“, spöttelte Robert.

„Oh bitte, nein. Aber wir könnten uns gegenseitig ein wenig kontrollieren. Wie beim Sport, wo der eine den anderen mitzieht!“

Desmonds Euphorie zeigte ein klein wenig Wirkung. Robert blickte zu ihm hoch und musterte ihn aufmerksam.

„Und du würdest mir so eine Kontrolle anvertrauen?“, zweifelte er Desmonds Idee an. Er fand sie fast ungewollt ein Stückchen weniger absurd, war aber noch nicht wirklich überzeugt. Jedoch

lockerte ein wenig von der Energie, die sich vorher zwischen den beiden aufgebaut hatte, seine Gedanken jetzt auf.

„Sicherlich keine perfekte Besetzung, aber es wäre besser, als das, was wir momentan so machen.“

„Ich weiß nicht. Das klingt so einfach, so naiv.“

„Ja, ist es vielleicht auch. Aber meine jetzige Situation steckt auch voller Naivität. Irgendetwas wird passieren, ob ich nun handle oder gehandelt werde.“

„Ok, einen Versuch ist es vielleicht wert. Ich bin dabei“, willigte ein über sich selbst verblüffter Robert leise ein, während er seine Handrücken betrachtete.

Desmond jauchzte. Ein seltsamer Laut. Dieses Geräusch hatte er schon lange nicht mehr von sich gehört. Er setzte sich wieder hin und beugte sich über den Tisch.

„Ok, dann lass uns anfangen, erste Ziele auszutauschen.“

„Darüber muss ich erst nachdenken“, gab Robert zu bedenken.

„Nein, nein, dir werden die Jahre schon welche eingefallen sein. Nicht zu viel grübeln!“, wiegelte Desmond ab.

„Aber ist es nicht dumm, zu handeln ohne nachzudenken?“

„Oh bitte, denk gut darüber nach, was du tust. Aber je spontaner du deine Ziele wählst, desto mehr Abenteuer werden wir erleben.“

„Und wir erinnern uns gegenseitig, die Abenteuer auch wirklich anzugehen“, nahm Robert den Faden auf. „Vorsicht, Desmond, ich kenne dich inzwischen gut genug, um zu merken, wenn du dieses Spiel manipulieren willst.“

„Darauf hoff ich doch gerade“, pflichtete Desmond ihm bei. „Zum Beispiel habe ich mich gerade schon dabei ertappt zu überlegen, welche Dinge ich vielleicht doch besser vor dir verheimlichen sollte.“

„So geht es mir auch, deswegen hab ich mir das schon gedacht. Das System funktioniert. Ich glaub zwar immer noch an eine kleine Spinnerei, aber bitte ...“ Robert grinste.

„Na dann sag mir, was war deine letzte Spinnerei? Was möchtest du gerne tun?“, forderte Desmond ihn auf.

„Hmm“, begann Robert zu grübeln. „Ich will Phantom Joe fangen und regelmäßig joggen gehen“, frohlockte Robert mit fast kindlicher Freude. „Nur vielleicht in anderer Reihenfolge“, fügte er dann nachdenklicher hinzu. „Und du?“

„Ich will David finden und die Situation entwirren, dann sehen wir weiter. Hilfst du mir dabei?“

Robert nickte, gab aber zu bedenken: „Wie stellst du dir das denn vor? Zu joggen wird eine reine Willensfrage, aber die Sache mit dem Jungen kann sich hinziehen, vielleicht sogar heikel werden. Wir sind nur ganz normale Leute.“

„Nee“, lachte Desmond, „wir sind besser. Wir sind Beamte!“

Kapitel 11

Es wurde eine ruhige Nacht. Doch die ersten Gedanken, die Desmond am Morgen nach ihrem turbulenten Treffen fassen konnte, waren ausgesprochen feindselig. Normalerweise waren zumindest die ersten Wachsekunden des Morgens ein Tabula rasa der Gefühlswelt, doch heute füllte sich bereits dieser Augenblick mit einer unangenehmen Wahrnehmung. Irgendetwas stimmte mit seinem Wecker ganz und gar nicht. Desmond wälzte sich zur Seite, um die nervige Quelle der schrillen Traumzerstörer auszuschalten, aber die Töne hielten unvermindert an. Er drückte erneut auf der technisch völlig überladenen Tastatur seines Funkweckers herum. Als dieser noch immer keine Anstalten machte sein durchdringendes Piepsen zu beenden, warf er ihn mit aller Kraft, die seine morgenschlafte Muskulatur zuließ, gegen die Wand des Schlafzimmers. Der Wecker zerbrach knackend, die Geräusche blieben, Desmonds Wut wuchs.

Die Geräusche kommen gar nicht von meinem Wecker, fiel ihm schlaftrunken auf. Er riss sich hoch und wankte, wütend darüber, sein kleines Funkwunder unnötigerweise zerstört zu haben, in sein Wohnzimmer.

Das Display seines Telefons ließ die Wand über der Kommode in regelmäßigen Abständen in einem unheimlichen grünen Farbton erschimmern. Das erneut aufblendende Licht kündigte ein weiteres Klingeln an.

Inzwischen sollte der Teilnehmer am anderen Ende auf die Uhr geschaut und seinen Fehler eingesehen haben, dachte Desmond. Trotzdem wankte er hinüber und nahm ab.

„Hallo, Weilert hier? Wissen Sie, wie spät es ist?“

„Desmond?“

„Robert?“

„Du bist noch dabei, oder?“

Desmond stützte sich mit dem Arm auf der Kommode ab und seufzte ins Telefon: „Ja, ich bin noch dabei.“

„Gut“, antwortete Robert, „wir sehen uns, ich fahr jetzt zu dir“.

Es klickte und das Freizeichen ertönte. Desmond lauschte den folgenden Piepstönen für einen Moment, dann schlurfte er in die Küche und setzte Kaffee auf.

„Lass uns doch mit dem Sport beginnen. Beim Sport ist der Wert der Zusammenarbeit doch schon wissenschaftlich bewiesen“, hatte Robert so oder ähnlich gesagt und sie hatten sich darauf geeinigt, jeden Dienstag- und Freitagmorgen zusammen laufen zu gehen. Öfter noch, wenn es die Zeit erlaubte. Jetzt liefen sie tatsächlich durch den frühen, aber schon vollständig hellen Tag.

Wir laufen nicht, wir jandern, verbesserte Desmond, eine Mischung aus Joggen und Wandern.

Robert musste häufig in den normalen Schritt zurückfallen, was dazu führte, dass Desmond sich nicht wirklich gefordert fühlte. Aber das empfand er auch nicht als seine Aufgabe. Er sorgte nur dafür, dass Robert kein Taxi nach Hause nahm und wenn er ehrlich zu sich war, fühlte er sogar einen schmalen Schweißfluss seinen eigenen Rücken herunter rinnen.

Desmonds Wohngegend erwies sich als ansprechend grün und zu dieser Zeit noch menschenleer. Durchgängig beobachtet wurden sie nur von einigen Wahlplakaten. Klassische, mit Portraitphotos unbedingt zu wählender Politiker, und moderne, die den Mitmachwahlkampf des Digitalzeitalters mit analogen Mitteln zu vermischen suchten und mit der Bitte um Vorschläge

Fläche zum Bekritzeln anboten. Ansonsten waren die Gehwege bis auf vereinzelte Fußgänger leer. Darüber hinaus schien der Plan, in einer Siedlung laufen zu gehen, weitere Vorzüge zu haben. Sie sahen einige andere Läufer und – was ein wenig mehr ihrer Aufmerksamkeit fand – Läuferinnen.

Robert war, wie ihr knappes Telefonat versprochen hatte, sehr früh zu ihm gefahren. So konnten sie sich nach dem Joggen bei Desmond duschen, sich arbeitsfertig machen und gemeinsam ein zweites Frühstück einnehmen. Aufgrund des frühen Aufstehens würden sie abends eher ins Bett fallen, aber Robert hatte gönnerhaft verlauten lassen, dass er an zwei Abendenden der Woche durchaus auf seine Videos und Bücher verzichten konnte.

Da Desmond nichts eingefallen war, auf das er verzichten bräuchte, hatte er schnell das Thema gewechselt.

Jetzt verließ die Luft ihre Kehlen, ohne von Worten begleitet zu werden, bis Robert mit einem Mal schnaufend innehielt und seine Hände auf die Knie stützte.

„Warte mal“, krächzte er.

„Na komm, noch zwei Blocks und wir sind da. Wir schaffen es mindestens noch bis zu der Ecke dort vorne“, versuchte Desmond seinen Freund anzustacheln, doch Robert blieb stur. Zumindest hielt er seinen Kopf in Bewegung und schaute sich nach etwaigen Zeugen seines Schwächeanfalls um. Was Desmonds Ermutigung nicht vermochte, schaffte eine junge Frau, die ihre zwei Möpfe Gassi führte und um eine angrenzende Straße hinter ihnen bog. Ehe Desmond begriff, dass es nicht seine Worte waren, die Robert plötzlich an ihm vorbei trieben, war sein Freund schon ein ganzes Stück vor ihm. Die junge Frau und Desmond lächelten sich kurz an, nachdem er seine Blicke von den Hunden endlich zu ihren Augen emporgezerrt hatte. Dann drehte er schnell um und versuchte, Robert wieder einzuholen. Sie liefen weiter durch die Wohngegend, deren Bürgersteige sich langsam zu füllen begannen und genossen nach Beendigung ihres Laufs auf dem kleinen Mäuerchen vor Desmonds Haus die warme Morgensonne. Eine kleine Kanne Kaffee hatten sie schon vor Beginn für ebendiesen Moment bereitgestellt. Ihr erstes Erfolgserlebnis. Wie hätten sie es besser begießen können.

Frau Kowalik kam aus der Haustür an ihnen vorbeigestürmt, grüßte sie gutgelaunt und gratulierte ihnen zu ihrer Disziplin. Desmond hatte sie schon lange nicht mehr so früh gesehen. Er war erstaunt, dass sie schon zu solcher Stunde wach und glücklich schien. Im Gegensatz zu ihrer frischen Erscheinung, sahen die beiden Männer völlig verwüstet aus. Roberts Gesicht war puterrot, sein hellgraues T-Shirt um einiges dunkler und die Haare noch krauser, als vor ihrem Lauf. Doch beide grinsten sie so breit, als ob Kaffee nicht mehr lange eine legale Droge bleiben würde. Desmond sah nicht viel besser aus als sein Freund. Das sonst gelockte schwarze Haar hing schweißnass über seiner hohen Stirn und zeichnete wilde Muster.

Während Robert nach ihm die Dusche genoss, zauberte Desmond in seiner am Vorabend noch schnell aufgeräumten Küche ein reichhaltiges Frühstück und freute sich, als sich sein frisch duftender Freund hungrig zu ihm gesellte und es sich schmecken ließ.

„Wie wollen wir das Phantom denn fangen?“, fragte Robert zwischen einem Mohnbrötchen und einer Gabel voll Rührei.

„Unser letzter Versuch ist schon einige Wochen her. Inzwischen dürfte er die Treppen wieder als sicher erachten. Also nehmen wir ungefähr die Zeit, zu der wir ihn das letzte Mal sahen, verstecken uns oben und unten und wenn jemand was hört oder sieht, laufen wir los und treiben ihn uns gegenseitig in die Arme.“

„Wie sollen wir uns denn verständigen? Hast du Walkie-Talkies?“

„Gibt es so was überhaupt noch? Hast du kein Handy? Überhaupt, stell nicht so viele ‚Wie‘-Fragen. Wir müssen ihn halt zwischen uns kriegen.“

„Wir könnten mit den Aufzügen jeweils einer nach unten und der andere nach oben fahren, dann laufen wir in der Mitte zusammen und weiter, um mit dem Aufzug erneut an die Startpositionen zu fahren. Dann wiederholen wir das Spiel. Wir müssen nur leise bleiben, so dass uns niemand hört. Dann haben wir eine gute Chance, ihn irgendwann einzukreisen.“

„Das ist eine sehr gute Idee“, lobte Desmond. „Aber erst ab 14 Uhr. Dann hat keiner von uns ein schlechtes Gewissen, weil er nicht gearbeitet hätte. Reicht dir das?“

„Ja, bis zwei habe ich einiges fertig. Ich werde aber eh nicht in Ruhe korrigieren können, bis wir ihn haben.“

„Gut, lass es uns so machen“, willigte Desmond ein.

„Ich bin allerdings derjenige, der von oben nach unten läuft!“, meldete Robert mit erhobenem Zeigefinger an und lachte gackernd.

Um drei Uhr nachmittags war zumindest Desmond das Lachen vergangen. Treppenstufe um Treppenstufe fragte er sich, ob er als Langweiler nicht glücklicher gewesen war. Es war bereits das siebte Mal, dass er die Tour nahm. Außerdem ärgerte es ihn, dass er Robert nie in der Mitte der Treppen traf, sondern immer ein wenig weiter oben. Desmond war sogar schneller als sein Freund, wenn er die Treppen hinauf stieg, statt gemütlich hinunter zu trotten.

Es ist völlig bescheuert sich darüber aufzuregen. Der Sport macht ein echtes Monster aus mir, dachte er sich und schüttelte den Kopf. Dann stieg er weiter. Wie soll ich dem Phantom nur hinterher hechten, wenn ich gleich schon völlig fertig bin? Das wird mit Sicherheit die letzte Runde für heute.

Mit dieser Feststellung sollte er Recht behalten. Die Muster der Risse in den Wänden verrieten ihm, dass er sich momentan auf der Wendung des zweiten Stockwerkes aufhielt. Noch ungefähr 60 Treppenstufen bis er Robert erreichen würde und 123 bis er es ganz nach oben geschafft hatte. Desmond ging um den Absatz und ließ den Blick hinauf gleiten. Er stieß den obligatorischen Seufzer aus.

Dem Seufzer folgte ein heiserer Schrei. Phantom-Joe, zumindest hoffte er das, denn er konnte sich an dessen Gesicht nicht mehr klar erinnern, war gerade über ihm in das Treppenhaus eingebogen. Mit dem Schrei hatte Desmond ihn auf sich aufmerksam gemacht. Sie blickten sich stumm an und nach einer Schrecksekunde, in der Desmond schon zweifelte, die richtige Person über sich zu haben, rannten beide Männer los. Das Phantom nach oben, Desmond, nun aller Zweifel entledigt, ihm nach.

Jetzt machten sich die Anstrengungen bemerkbar, die bereits hinter ihm lag. Nach dem morgendlichen Joggen hatte er schon beim ersten Aufstieg ein leichtes Schwächegefühl in den Beinen verspürt, obwohl er sich, Robert sei Dank, nicht gerade verausgabt hatte. Trotzdem überforderte ihn der Sprint. Er verfehlte eine Treppenstufe und stolperte. Sein Schienbein stieß gegen den Stein und ein furchtbar stechender Schmerz ging augenblicklich von der Prellung aus. Stechende Schmerzen waren in diesen Tagen nichts Neues für ihn, aber in solcher Intensität noch unbekannt. Er brüllte die Pein hinaus. Über ihm verdoppelte sich die ohnehin schon schnelle Schrittrate des Phantoms.

Was ich an Geschwindigkeit nicht mehr bringe, mache ich an Lärm wett, zuckte es ihm durch den Kopf. Desmond richtete sich wieder auf und humpelte so schnell er konnte weiter. Ich hoffe, es lohnt sich. Jetzt hängt alles von Robert ab. Der erwischt ihn doch nie, zweifelte er, lief aber weiter.

Über ihm kam es zu einem lautstarken Tumult. Desmond ging davon aus, dass Robert auf das Phantom getroffen war. Irgendwo über ihm, wahrscheinlich ein ganzes Stockwerk entfernt. Obgleich er die Erfolgsaussichten seines Freundes nach wie vor als sehr gering einschätzte, versuchte er, sich noch ein wenig mehr zu beeilen.

Ihn erwartete eine Überraschung. Robert war Phantom-Joe nicht nur begegnet, er hatte ihn auch an die Wand gedrängt und stemmte sich nun mit seinem ganzen Gewicht gegen ihn. Die Hände hielt er fest um das Geländer gewunden. Die zweite Überraschung war, dass Robert trotz kleiner Statur ein Stück größer wirkte als das Phantom. Was das Phantom wiederum zu einem sehr kleinen Mann machte. Irgendwie hatte Desmond in jedem Detail eine völlig andere Situation erwartet. Wahrscheinlich guckte er deshalb wie ein Auto zu seinem Freund hinauf.

„Ich hab ihn, glotz nicht und komm rauf!“, rief Robert ihm zu und spuckte seiner zitternden Beute aus Versehen leicht ins Gesicht. Diese Beute entpuppte sich als kleiner, dürrer Mann um die 60 Jahre. Eine halbe Glatze, ein kariertes Hemd mit Flickern über den Ellbogen, abgessene Jeans – er wirkte wie der Prototyp eines Verwaltungsmitarbeiters. Nur sein Blick schien ein bisschen zu wach für diesen Beruf. Als Desmond die beiden erreicht hatte, wurde ihm bewusst, dass die Angelegenheit mit dem Aufspüren des Mannes keinesfalls als abgeschlossen betrachtet werden konnte.

Was haben wir getan, fragte er sich? Was tun wir jetzt?

„Was sollen wir jetzt mit ihm machen?“, fragte auch Robert, immer noch keuchend und entschlossen, dem Phantom keinen Bewegungsspielraum zu lassen.

„Lass ihn doch erstmal los“, wies ihn Desmond an.

„Keine faulen Tricks, Freundchen“, drohte Robert dem völlig verängstigten Mann. „Wir haben dich einmal gekriegt und wir kriegen dich auch wieder!“

Desmond wurde die Situation unangenehm, aber die Entschlossenheit seines Freundes entband ihn auch von der Notwendigkeit selbst die Initiative ergreifen zu müssen. Ganz abseits stehen wollte er dann allerdings doch nicht.

„Guten Tag“, begann er und ging einen Schritt auf das elendige Häufchen Phantom zu, „mein Name ist Desmond und das hier ist mein Kollege Robert. Wie heißen Sie?“

„Friedrich“, sagte der Mann hastig und zog sich mit dem Rücken in die Ecke des Treppenabsatzes zurück. „Was wollen Sie von mir?“

Robert und Desmond schauten sich fragend an.

„Das wissen Sie genau!“, sagte Robert mit einer Bestimmtheit, der auch Desmond nicht zu widersprechen gewagt hätte.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich in Ruhe. Sie werden auch nichts mehr von mir sehen, das verspreche ich. Ich verschwinde ganz einfach. Es ist bestimmt kein Schaden entstanden“, flehte Friedrich sie an. „Sie machen mir Angst!“

Diese letzte Aussage schien Robert aus seiner bislang stimmigen Jägerrolle zu werfen. Er wollte doch niemandem Angst machen. Das war zwar schmeichelhaft, aber eigentlich noch nie

vorgekommen und er hatte dieses Gefühl auch nie vermisst. Robert fühlte sich plötzlich sehr schuldig. Nach vorne tapsend umarmte er einen völlig verduztten Friedrich, der in seiner Ecke nicht ausweichen konnte, und klopfte dem kleinen Mann beruhigend auf den Rücken.

„Alles ist gut, wir haben‘ s nicht so gemeint“, sprach er ihm zu.

Desmond wurde es nun zu viel. Er wollte endlich einige Antworten auf seine drängendsten Fragen haben und war sich sicher, dass für Robert gleiches galt. Er zog seinen Freund von dem Mann weg, achtete aber darauf, dass er ihm selbst nicht zu nahe kam. Ihn noch weiter einzuschüchtern wäre dem gewünschten Informationsfluss sicher nicht zuträglich. Friedrich schaute mit unstem Blick zwischen den beiden hin und her und wechselte anscheinend auch innerlich zwischen völlig verschiedenen Einschätzungen seiner Kontrahenten.

Verrückt oder völlig durchgeknallt, wofür hält er uns, überlegte Desmond.

„Ok, Friedrich, wir wollen Ihnen nichts tun. Warum kommen Sie nicht mit uns runter in mein Büro und ...“, schlug Desmond ihm im kameradschaftlichen Tonfall vor. Doch Friedrich wirkte noch lange nicht bereit, sich den beiden Herren anzuvertrauen, die ihn gerade noch so unsanft gefangen hatten.

„Ich gehe nirgendwo mit Ihnen hin! Lassen Sie mich einfach in Ruhe!“, flehte er erneut.

„Aber wir wollen Ihnen doch nichts Böses“, bekräftigte Robert.

„Warum haben Sie dann so fürchterlich gebrüllt?“ fragte Friedrich mit zittriger Stimme und stieß einen Finger in Desmonds Richtung.

„Oh, ich hab mich nur gestoßen und bin ziemlich geschafft von der ganzen Aktion. Tut mir leid. Sie haben es uns aber auch nicht einfach gemacht, Sie zu fangen“, entschuldigte Desmond seinen martialischen Schrei.

„Warum sollten Sie mich fangen wollen, Sie sind doch nicht einmal von der Abteilung für Interna. Weder Sie, Herr Weilert, noch Herr Bäumler hier.“

Robert kniff die Augen zusammen. „Woher wissen Sie denn, wie wir heißen? Warum sollten wir von der Internen sein?“, fragte er.

„Wer sollte mich sonst jagen? Und ich kenne jeden, wirklich jeden in diesen Gebäuden!“ Friedrich schaffte es, ein wenig Stolz in seine Stimme fließen zu lassen.

„Wie kommt es dann, dass WIR Sie nicht kennen?“, schaltete Desmond sich in die Fragerunde ein. „Wir jagen Sie ja schließlich nur, um endlich herauszufinden, wer Sie überhaupt sind.“

Herr Friedrich atmete wieder etwas ruhiger. Robert reichte ihm ein verziertes Stofftaschentuch, das der alte Mann dankbar annahm, um sich damit den Schweiß von der Stirn zu wischen.

„Na, wo Sie mich jetzt haben, muss ich ja wohl mitkommen. In ihr Büro?“, fragte Friedrich und reichte Robert sein Taschentuch zurück.

Desmond nickte und wunderte sich, dass Friedrich sofort zielsicher die Treppe hinabstieg, wenngleich er noch immer ein wenig zitterte. Offensichtlich wusste er genau, in welche Etage die Reise ging. Desmond war sich sicher, dass er auch wusste, welches der Büros seines war. Auch der für einen Mann seines Alters unglaublich dynamische Gang fiel ihm auf.

Auf dem Weg sprachen sie nicht viel, da die neuerliche Anstrengung sie damit beschäftigt hielt, nicht zu stolpern. Robert versuchte nah an Friedrich zu bleiben. Er wollte verhindern, dass dem alten Mann ihre Erschöpfung auffiel. Sie hätten ihn derzeitig wahrscheinlich weder halten noch

verfolgen können. Den Gedanke, dass sie erneut hinter ihm herlaufen müssten, fand Desmond aus irgendeinem Grund äußerst erheiternd.

Im Büro angekommen holte Robert noch einen weiteren Stuhl hinzu und die Männerrunde entspannte sich an Desmonds Schreibtisch bei einem kühlen Glas Wasser. Robert schien genauso wenig wie Desmond zu wissen, wo der Faden begann, den sie aufnehmen wollten.

„Von welcher Abteilung stammen Sie?“, griff Robert aufs Geradewohl in den Fadenknäuel. Er hatte sein Glas schon geleert und so bot es ihm keine Möglichkeit mehr, beschäftigt zu wirken.

„Ich war mal bei der Personalabteilung“, antwortete Friedrich und nippte an seinem besser rationierten Wasservorrat.

„Sie waren mal bei der Personalabteilung? Und wo sind Sie jetzt?“, fragte Desmond. Robert lehnte sich zurück und gab seinem Freund mit einem Nicken zu verstehen, dass er sich von nun an mit leicht schläfrigen Augen beobachtend zurückhalten würde.

„Jetzt? Jetzt bin ich hier, nicht wahr?“

„Ja, aber was machen Sie hier?“

„Sie haben mich gefangen, sagen Sie es mir?“

Desmond war nicht amüsiert. Er hatte keine Lust, weitere Gedanken darauf zu verschwenden, geistreiche Fragen zu stellen. Er zog in Gedanken seine Samthandschuhe aus und formulierte die gewaltige Tatze der Drohung. Er fühlte sich mutig, seine Angst vor der Situation war geschwunden. Das lag nicht nur an Friedrichs kleiner Statur.

Irgendetwas Sonderbares geht hier vor, völlig normal ist der Typ nicht.

„So kommen wir nicht weiter. Sie wollen uns nichts erzählen, aber anscheinend gibt es Gründe, aus denen sich die Interne für Sie interessieren könnte. Die kenn ich nicht, die mag ich bestimmt nicht und ich würde sie auch ungern anrufen. Also, können wir den Mist außen vor lassen?“

„Sie könnten auch einfach plausiblere Fragen stellen, junger Mann!“, tadelte Friedrich trotzig, fügte sich dann aber beschwichtigend: „Ist ja gut, ich überleg mir, was Sie vielleicht wissen wollen und verpack es Ihnen in einer Form, die auch ein Mystery-Man versteht.“

„Mystery-man?“, fragte Desmond. Robert begann mit seinen Augen die Flecken der Raufasertapete an der Decke zu zählen.

„Ja, das ist der Spitzname Ihrer Position in fast allen Abteilungen. Kennen Sie den etwa nicht?“

„Nein“, antwortete Desmond verdattert und als er zu Robert schaute, der sich sehr auffällig uninteressiert gab, war er sicher, dass er es auch nicht so schnell erfahren hätte. „Erzählen Sie erstmal Ihre Geschichte. Um meine Jobbezeichnung kümmern wir uns vielleicht später. Ich bin ganz Ohr“, forderte er den Alten auf.

Friedrich begann, von seiner Anfangszeit in ihrer Behörde zu berichten. Wie er vor 36 Jahren in die Personalabteilung kam, vier Jahre ein ausgesprochen erfülltes Berufsleben hatte und dann, eines Tages, durch eine Unachtsamkeit seines Vorgesetzten seine eigene Kündigung bearbeiten sollte.

An dieser Stelle beugte sich auch Robert wieder vor und lauschte ebenso gespannt wie Desmond. Vor ihnen entfaltete sich eine verrückte Geschichte, die sie, wäre ihr Verfasser nicht von ihnen persönlich gefangen worden, wahrscheinlich als ‚urban legend‘ bezeichnet und schnell wieder vergessen hätten. Denn statt seine damalige Kündigung einfach hinzunehmen, machte Friedrich

sich seine Kenntnisse über die Bürointerne und die Pensionierung seines damaligen Chefs zunutze und blieb in den Bürogebäuden – Er blieb in den Gebäuden, richtete sich häuslich ein und lebte sein weiteres Leben an dem Ort, den Robert und Desmond nur als ihre Arbeitsstelle kannten. Trotz mehrmaliger Nachfrage beharrte er jedoch darauf, den genauen Ort seiner Wohnstätte in der Behörde geheim zu halten. Als er seine Geschichte damit grob umrissen hatte und anscheinend glaubte, sie auch nicht weiter ausführen zu müssen, war Desmond fast geneigt ihm zu glauben. Wer sollte sich so etwas ausdenken? Doch Roberts ungläubiges Kopfschütteln entfachte neue Zweifelsfunken.

„Und Sie wurden nie entdeckt? Nie hat Sie jemand gefragt, was Sie machen?“, entschied er nachzufragen. Desmond wollte, dass seine Zweifel verschwanden. Auch, weil er sich nicht in der Lage sah, eine andere plausible Erklärung für die Person Friedrichs herbei zudenken.

„Naja, es gab einige Probleme, die ich lösen musste, und ein paar brenzlige Situationen. Vor allem dann, wenn ich selbst unachtsam war. Letzten Endes bin ich aber immer durchgekommen. Wer glaubt denn bitte, dass ich nicht hierhin gehöre? Ich hab mein Leben lang diese Welt hier studiert, ich bin Experte. Nun, Sie haben mich natürlich gefunden. Wie eigentlich?“

„Wir ... wollten das. Sie sind meinem Kollegen aufgefallen.“

„Oh.“ Friedrich schaute zu Robert. „Gute Beobachtungsgabe, Glückwunsch!“

Robert schien noch nicht ganz überzeugt, nahm das Lob aber mit stolzem Blick an.

„Wie haben Sie sich denn ernährt?“ stellte Desmond eine weitere Frage im Kampf gegen seine Ungläubigkeit.

„Ich habe mir eine Karte für die Kantine angefertigt. War ein wenig schwierig, als sie das System auf diese Chipdinger umgestellt haben, aber ich habe mir eine Blanko-Version aus dem Personalverteiler gefischt und umgearbeitet.“

„Und Ihre Sachen? Woher haben Sie Ihre Sachen, klauen Sie die etwa?“, fragte Robert weiter.

„Aber nein, ich geh natürlich auch ab und an raus. Ich hab da meine Wege. Glauben Sie etwa, ich bin nur in den Gebäuden hier? Ich bin doch nicht verrückt.“ Friedrich lachte. Da Desmond und Robert ihn tatsächlich für ein wenig verrückt hielten, lachten sie mit.

Dann stellte Desmond eine Frage, die Friedrich auf der Stelle etwas unangenehm schien. „Woher haben Sie denn das Geld?“

Friedrich schniefte leise.

„Von Ihnen?“, fragte er vorsichtig zurück.

„Von uns? Sie bestehlen uns?“

„Nicht wirklich.“, wiegelte Friedrich schnell ab. „Allerdings habe ich eine Figur in die Mitarbeiterkartei eingeführt, deren Gehalt ich beziehe. Und dieses Gehalt berechnet sich anteilig an der Besoldung aller 744 Mitarbeiter. Ich hab die Zahlen so gedreht, dass unter dem Strich immer das rauskommt, was wiederum nach anderen Zahlen rauskommen müsste. Und damit scheint man bis zum heutigen Tage zufrieden zu sein.“

„Und auch das soll nie jemandem aufgefallen sein?“ Robert schüttelt den Kopf erneut. Dieses Mal vor Erstaunen, denn obwohl er Friedrichs Geschichte für sehr ungewöhnlich befand, war er inzwischen bereit, dem Mann Glauben zu schenken. Wie ein Pendel war die Unglaubwürdigkeit der Geschichte von der Seite, auf der sie Friedrich schützte, auf die Seite des

„So-Etwas-Kann-Man-Sich-Nicht-Ausdenken“ geschwungen und sicherte nun in völlig gegenteiliger Funktion Friedrichs Glaubwürdigkeit ab.

„Nein“, sagte Friedrich. „Listen zu übertragen und zu vervollständigen ist kein Job, um den man sich reißt. Das ist Aufgabe der Jungen und die haben noch keine Übersicht.“

Friedrich legte ihnen genau dar, auf welche Weise er die Akten manipuliert hatte. Wie er seinen Decknamen an eine Stelle der Listen gesetzt hatte, an der man einen unbedeutenden Sachbearbeiter zu vermuten hatte. Wie er die anderen Mitarbeiter beobachtet hatte, um festzustellen, welche Bürokleidung jeweils dem durchschnittlichen Zeitgeist entsprach. Wie er seine Wege ausgetüftelt hatte und warum es in der Führungsetage den einsamsten Wasserspender gab.

„Dort haben alle Büros ein eigenes kleines Waschbecken und die anderen Mitarbeiter, die in diese Büros gerufen werden, sind meist so froh wieder herauszukommen, dass es ihnen nicht einfällt dort auch zu trinken.“ Friedrich zog mit dieser Erklärung ein triumphierendes Fanal unter seine Ausführungen. Desmond war platt und Robert wies darauf hin, dass dieser alte Mann wahrscheinlich der weltweite Meister des urbanen Survivaltrainings war. Dann kamen sie zu dem Punkt ihres Gespräches, der den Enthüllungen des Tages unausweichlich folgen musste.

„Wie sollen wir jetzt mit der Angelegenheit verfahren? Ich lass mir ja nicht gerne etwas vom Lohn abziehen, aber...“, Robert wurde von Friedrich unterbrochen.

„Es war damals schon nicht viel, und so, wie die Inflation und die Sache mit dem Euro sich entwickelt haben, ist es inzwischen wirklich nicht mehr der Rede wert.“

„Ok“, entschied Desmond. Robert nickte zustimmend und ließ seinen Freund weitersprechen.

„Wir werden Sie nicht verpfeifen. Wir werden auch versuchen, Ihre Deckung nicht zu gefährden. Wenn Sie aber mal mit jemandem reden wollen oder etwas dringend brauchen, melden Sie sich ruhig bei uns.“

„Das ist mehr, als ich vor zwei Stunden noch gehofft hatte. Ich hab gedacht: Jetzt ist es vorbei“, stieß Friedrich ehrlich erleichtert aus. „Wenn hingegen Sie mal ein Problem haben oder mich aus anderen Gründen kontaktieren wollen, legen sie einfach eine Münze auf die Treppe. Ich melde mich dann bei Ihnen“, bot er ihnen an.

„Nur eine Münze? Irgendwo auf der Treppe? Die übersehen Sie doch vielleicht“, wagte Robert einzuwerfen.

„Ich übersehe nichts, ich überblicke. Und zwar alles, was hier geschieht!“, erwiderte Friedrich etwas pikiert.

Als sie ihn an Desmonds Bürotür schließlich verabschiedeten und ihm nachsahen, wie er ohne sich noch einmal umzublicken die Treppen hinaufstieg, fühlte Desmond sich wie jemand, der einen Fisch zurück in den Teich geworfen hatte.

Da lief es, ihr erstes Abenteuer. Sie blickten noch zur Treppe, als Friedrich schon längst verschwunden war.

Nach einer Nacht, in der sie beide fest geschlafen hatten, und einem Morgen, den sie am Abend vorher kaum noch hatten erwarten können, flanierten die beiden Freunde durch die Gänge zur Kantine. Die erste Hälfte ihres Arbeitstages lag hinter ihnen, aber ihre Energie war noch lange nicht verbraucht. Desmond spielte mit seiner Sonnenbrille, die er neckisch in seine Brusttasche gesteckt hatte. Robert erzählte ihm gerade noch einmal, wie er Friedrich am Vortag erwischt

hatte. Dabei wedelte er mit seinen kurzen Armen durch die Luft und hüpfte hin und wieder auf und ab, um seiner Beschreibung der Geschehnisse möglichst viel körperliche Authentizität zu verleihen. Kurze Ärmchen stießen mit geballten Fäusten vor und zurück. Desmond fand, dass Robert dabei wie eine hyperaktive Spitzmaus aussah. Doch auch er fühlte sich ausgesprochen lebendig und konnte die Emotionen, die seinen Freund so herum wackeln ließ, gut nachempfinden. Also verkniff er sich eine freche Bemerkung. Er hatte sie sowieso nur beiläufig gedacht.

Gestern war zum ersten Mal etwas geschehen, von dem er sich vorstellen konnte, dass er sogar als Einziger überhaupt jemals derartiges erlebt hatte. Niemand sonst. Und sollte er einmal Enkel haben, hatte er endlich etwas zu erzählen. Etwas, das er höchstens noch ein wenig ausschmücken brauchte, statt es komplett zu erfinden. Das war ein tolles Gefühl. Jetzt benötigte er nur noch lauschenden Nachwuchs, doch der konnte warten.

Kurz bevor sie die Glastüren der Kantine erreicht hatten, ertönte eine schrille Stimme hinter ihnen. „Hallo ihr Hübschen, was seid ihr denn so gut gelaunt?“ Melissa schob sich von hinten zwischen den beiden Männern hindurch und baute sich fordernd vor ihnen auf. „Was ist denn mit euch los, so am lachen und so? Na? Habt ihr mir was zu erzählen?“, fragte die Buchhalterin viel zu aufdringlich, wie Desmond fand. Seine Hochstimmung zog sich zurück. Doch die einnehmende Energie, die er verspürte, blieb. Wie zu erwarten, übernahm Robert die Konversation.

„Oh, wir haben einfach einen guten Tag gehabt. Wir gehen jetzt oft joggen, das erfrischt Körper und Geist.“ Robert zog ein wenig den Bauch ein und schob seine Brust vor.

„Ja, jaaaa, Ihr seht auch richtig frisch aus. Man sieht direkt, dass Du Sport machst. Nicht wahr Herr Weilert, der Robert sieht viel fitter aus!“, kommentierte Melissa und stieß einen Finger gegen Roberts Brust, sah dabei aber durchweg Desmond an. Der seufzte nickend und hoffte inständig, dass sein Freund, bei dem Versuch den Bauch noch ein wenig mehr einzuziehen nicht explodierte.

„Daaankeschön“, zog Robert das Wort in die Länge und schaute angestrengt zu Desmond. „Wir fühlen uns auch voller Energie, nicht?“

Jetzt blickten sie ihn beide an und Desmond zwang sich noch einmal zu nicken. Er versuchte es mit möglichst viel Enthusiasmus, was aber schwierig war und etwas übertrieben aussah. Melissa schien die seltsame Verrenkung nicht wahrzunehmen.

Wie sie auch sonst nicht viel bemerkt, dachte Desmond.

„Du siehst aber auch gut aus heute“, zog Robert das Gespräch zurück zu sich und der zierliche Frau.

„Oh ja? Danke, ich habe heute mal dieses grüne Kostüm ausprobiert. So ähnlich wie das, welches die Frau am Empfang immer trägt“, antwortete sie. Desmond wurde aufmerksam.

„Ich finde, dass es ihr überhaupt nicht steht. Mit dem giftigen Farbton vertreibt sie sicher jeden Besucher. Das erspart uns bestimmt eine Menge Arbeit“, sagte Melissa und lachte schrill.

Tzack, da war es. Desmonds Selbstbeherrschung brach zusammen.

„Was fällt Ihnen eigentlich ein!“, bellte er so laut, dass nicht nur Melissa zurücktrat, sondern auch Robert zusammenzuckte. „Ständig lästern Sie über Ihre Kollegen. Glauben Sie, damit gewinnen Sie den hiesigen Hinterfotzenpreis? Tut mir leid, den gibt’s nicht. Hier gibt’s nur den

Verzieh-dich-und-lass-mich-von-nun-an-in-Ruhe-Preis. Den gibt's gratis, obwohl Sie so hart dafür gearbeitet haben. Und jetzt verpissen Sie sich, sonst ...“ Desmond schüttelte den Kopf, um Melissa klarzumachen, dass er auch nicht wusste, wie viel Beherrschung er noch aufbringen mochte. Ihm fiel auch nichts mehr ein, was er noch hätte sagen können. Er fand, er war grausam kreativ gewesen.

Melissa war während der Schimpftirade völlig erstarrt. Jetzt stierte sie zur Seite. Als Robert gerade den Mund öffnete, um die Situation mit einer seiner Bemerkungen zu entschärfen, lief sie in Richtung der Aufzüge los. Robert blickte ihr hinterher und wandte sich dann zu Desmond.

„Solche Ausbrüche scheinen zur Gewohnheit zu werden. Der hast du's ganz schön gegeben. War das nötig?“, fragte er ein wenig mürrisch.

„Nein“, wurde Desmond klar. Er drehte sich von einem verdutzten Robert ab und rannte der Buchhalterin hinterher.

„Warte!“, schrie ihm sein Freund hinterher, aber ihr gemeinsames Joggen hatte sie noch nicht auf den gleichen Level der Beweglichkeit gebracht.

Desmond erreichte die Aufzugtüren erst, als Melissa schon hineingeschlüpft war. Er meinte zu sehen, wie sie mit offenem Mund auf den Boden der Kabine blickend dastand. Dann schlossen sich die Türen und der Aufzug ruckte los. Desmond blickte sich um und wandte sich zu den Treppen. Hastig stürmte er die Stufen hinab.

„Nicht die Treppen, bitte nicht die Treppen, Des!“, hörte er Robert hinter sich herrufen. Doch sein Freund war ihm im Augenblick egal. Desmond ging davon aus, dass Melissa auf dem Weg in ihr kleines Büro in der Buchhaltung war. Entweder das oder sie wollte nach Hause flüchten.

Hoffentlich nicht.

Der Muskelkater vom Vortag war noch lange nicht verschwunden und kostete Desmond ein wenig von seiner Körperbeherrschung. Mit etwas zu viel Schwung nahm er den Treppenabsatz und rammte die Wand. Er rappelte sich auf und rannte weiter. Auf der Ebene der Buchhaltung angekommen, überprüfte er rasch ob der Aufzug wirklich schneller als er gewesen war, und stieß anschließend die Türen zu den Büroräumen auf. Eine rundliche Sekretärin versuchte ihm den Weg zu versperren, aber er manövrierte sie erfolgreich aus. Mit zügigen Schritten suchte er die Namensschilder an den Türen ab.

Klopfen hielt Desmond für nicht angebracht, aber er trat sehr vorsichtig in ihr Büro. Melissa saß an ihrem Schreibtisch und blickte ihn mit tränenschwangeren Augen an.

„Raus!“, flüsterte sie mit bedrohlicher Stimme.

„Nein, hören Sie ...“, versuchte Desmond einen Satz zu beginnen, dessen Ende ihm noch unbekannt war. Erst einmal in ein Gespräch zu kommen, schien ihm bereits Aufgabe genug.

„Ich will keine Entschuldigungen von Ihnen hören.“ In ihre Äußerung verfang sich ein kleines Schluchzen. „Hauen Sie einfach ab und laufen Sie mir nie wieder über den Weg.“ Sie sah ihn nicht an.

„Na gut“, lenkte Desmond ein, „dann entschuldige ich mich halt nicht. Ich muss ihnen trotzdem was sagen.“

Melissa antwortete ihm nicht. Ob er das als gutes oder schlechtes Zeichen werten sollte, war Desmond nicht klar. Aber solange sie ihm die Stille überließ, war er bereit sie zu füllen.

„Damals“, begann er, „als ich Sie zum ersten Mal traf, da hatten Sie sich mit Robert in der Kantine unterhalten, erinnern Sie sich?“

Die Stille blieb Desmonds Angelegenheit.

„Jedenfalls hab ich mir da gedacht: ‚Hey, was ein hübsches Mäusegesicht.‘ Das hätte ich damals gar nicht denken dürfen, denn zu dem Zeitpunkt war ich noch verheiratet.“ Desmond lächelte verlegen. Melissa trocknete sich mit einem Papiertaschentuch die Augen. Die dabei entstehenden Geräusche waren noch immer nicht genug, um Desmond von seinen Verpflichtungen zu entbinden, aber er schöpfte Mut. Den würde er jetzt brauchen.

„Und dann, dann haben Sie den Mund aufgemacht. Ab da ging es bergab. Sie haben mir als neuem Mitarbeiter alles Ihrer Meinung nach Wichtige über das Büro erzählt. Wer mit wem, wer wovon zu viel, so was halt. Jedenfalls war ich sofort genervt. So war es von da an jedes Mal, wenn ich Sie traf. Und das schien viel zu oft. Ich war einfach enttäuscht von Ihnen, weil ich mir innerhalb der Millisekunde, in der ich Sie das erste Mal gesehen habe, so viel mehr versprochen hatte.“

Das Papiertaschentuch war inzwischen in den Mülleimer gewandert, aber Melissa griff sich bereits ein neues. Desmond war nicht sicher, ob ihr die Wendung des Gesprächs gefiel, aber er wollte unbedingt noch etwas loswerden.

„Trotzdem habe ich Ihnen nie gesagt, wie sehr Sie mich damit nerven. Jedesmal habe ich die Klappe gehalten, Robert reden lassen oder mich schnell verflüchtigt. Da hat sich vielleicht einiges aufgestaut. Nur, weil ich jetzt mal einen mutigen Tag habe, haben Sie es nicht verdient, Opfer meiner zurückliegenden Feigheit zu werden.“ Desmond kam einen Schritt näher und blieb vor ihrem Schreibtisch stehen. Sie sah ihn noch immer nicht an, sondern starrte auf einen Kugelschreiber vor ihr.

„Sehen Sie, jetzt entschuldige ich mich doch. Nur weil ich jahrelang ein feiges Arschloch war, darf ich jetzt kein mutiges werden. Es tut mir leid. Wenn Sie nichts mehr mit mir zu tun haben wollen, geht das klar. Ich halt mich von Ihnen fern. Aber wenn Sie mir verzeihen, werde ich versprechen, nicht mehr vor Ihnen wegzulaufen.“

Melissa blickte kurz zu ihm hoch, dann wieder auf ihren Schreibtisch, sagte aber noch immer nichts.

Was erwarte ich auch, ich sollte verschwinden. Er fühlte sich schutzlos und ohne die Kraft auf der Stelle ihr Büro verlassen zu können. Aber erst jetzt schwand auch der Ärger, den er die ganze Zeit gegen sie und auch sich selbst gerichtet hatte. Mitten in die Stille, die nun keiner von beiden mehr füllen wollte, platzte Robert keuchend durch die Tür.

„Na? Kleine Extra-Trainingsrunde? Mir völlig egal, ich bin fit“, stieß er hervor und ließ sich völlig entkräftet in einen Stuhl neben der Tür fallen. „Und?“ fragte er und blickte beide mit großen Augen an: „Habt ihr euch wieder vertragen?“

Die beiden Freunde nahmen zum zweiten Anlauf auf ihr Mittagessen und zu Roberts Erleichterung dieses Mal den Aufzug. Desmond hatte ihn ohne weitere Worte aus Melissas Büro geschoben und schickte sich nicht an, ihm über die Geschehnisse zu berichten. Sein Freund fragte auch gar nicht erst. Bei einem trockenen Steak und einem ‚fleischlosem‘ Gericht, aus dem Robert erst kleine Speckwürfelchen fischen musste, planten die Freunde ihr weiteres Vorgehen.

„Wollen wir am kommenden Samstag laufen gehen und dann bei mir über David recherchieren? Wir könnten auch Judith einladen“, schlug Desmond vor und versuchte verzweifelt, mit seiner

Zunge einen Steakrest zwischen zwei Backenzähnen herauszupulen.

„Glaubst du, das wäre gut? Heute ist erst Donnerstag. Wenn wir jetzt einen Tag überspringen, verlieren wir dann nicht vielleicht den Rhythmus? Den Flow?.“ Robert zog mit seinen Händen Schlangenlinien durch die Luft, um Desmond diesen Flow zu verdeutlichen.

Diese Gestik erinnert eher an die Schwimmbewegungen von Spermien, fand Desmond, ohne je welche beobachtet zu haben. Zumindest nicht aus der erforderlichen Nähe.

„Vielleicht sollten wir es gerade deshalb versuchen, um uns selbst zu testen“, erwiderte Desmond. „Und joggen gehört mit zum Plan. Das hilft uns sicher, wieder in den Flow hineinzukommen.“

Er wiederholte die Bewegungen Roberts mit seiner Hand und schmunzelte. Robert seufzte.

„Naja, dann lass uns das System testen. Glaubst du, Judith kann helfen?“

„Sollte es wirklich gegen das Militär gehen, ersetzt dieses Mädchen zehn Haubitzen.“

„Was ist denn eine Haubitze?“, fragte Robert und offenbarte eine seltene Bildungslücke.

„Keine Ahnung“, gab Desmond zu. „Aber die Kleine hat bestimmt auch jede Menge Infos, die uns von Nutzen sein könnten. Dann sollten wir Herrn Spatz' Adresse überprüfen, bei Herrn Lauber erfragen, ob er etwas Seltsames gesehen hat, und versuchen, uns Davids Wohnung anzuschauen.“

„Ich würde die Adresse zuhause gerne mal per Internet überprüfen. Wenn es in der Nähe ist, könnten wir direkt hinfahren.“

„Alles zu seiner Zeit, erstmal müssen wir die Spuren suchen, denen wir dann folgen wollen“, gab Desmond seinem Freund zu bedenken.

„Gut, du rufst die Kleine an und bittest sie zu kommen. Ich kann sie auch abholen, wenn ihr das nicht zu komisch ist. Bin gespannt darauf sie kennenzulernen“, freute sich Robert. Desmond stach die Gabel in den Rest seines Steaks und schob den Teller beiseite.

„Glaube ich dir, aber nenn sie besser nicht ‚Kleine‘“, empfahl er.

Kapitel 12

Bescheuerte Idee, völlig bescheuerte Idee, schimpfte Desmond in sich hinein. Zusammen mit seiner inneren Stimme hallten Enttäuschung, Wut und Nervosität durch seinen immer noch leeren Bauch, während er sich fest ans Lenkrad seines Wagens krallte. Für seine Verhältnisse fuhr er außergewöhnlich schnell. Der zitternde Tacho wies seine Geschwindigkeit mit 130 km/h aus und Desmond überholte Autos, die er sonst nur von ihrer rechten Seite sah. In seinem Handschuhfach vibrierte die Sonnenbrille und wetteiferte zusammen mit dem Motor und weiteren inneren Turbulenzen des Wagens um das größte Getöse. Musik wollte er in die Kakophonie gar nicht erst mit einfließen lassen, so war die Tasche mit seinen CDs auf den Rücksitz verbannt worden. Seine Aufgewühltheit hätte von einer anderen Geräuschkulisse auch gar besser nicht widergespiegelt werden können.

Die Uhr neben dem Tacho zeigte gleichermaßen beängstigende wie drängende Werte. Desmond hatte wertvolle Minuten verschwendet, weil er erst bei Sybille anrufen musste, um Roberts Adresse zu erfragen. Die Empfangsdame hatte sie glücklicherweise aus ihrer Datenbank lesen können.

Ich wusste nicht einmal, wo er wohnt. Toller Schicksalsgenosse, stellte Desmond gereizt fest.

„Das System testen“ - was haben wir uns nur dabei gedacht. Desmond schwenkte aus, um einen grünen Kombi zu überholen. Er fuhr noch ein wenig schneller. Die ganze Zeit schon überlegte er, wie er Robert überreden konnte, wieder in den ‚Flow‘ einzusteigen. Er ärgerte sich auch darüber, dass er diesen Begriff inzwischen selbst ernsthaft verwendete.

Sie waren an diesem Morgen bei Desmond verabredet gewesen - joggen gehen, frühstücken, um zwölf würde Judith vor der Tür stehen und sie hätten sich über ihr weiteres Vorgehen beraten. So hatte der ursprüngliche Plan ausgesehen, der jetzt so weit entfernt schien, dass Desmond in der stillen Hoffnung, ihn doch noch einzuholen, ein weiteres Mal die Geschwindigkeit erhöhte. Robert war nicht aufgetaucht. An sein Telefon ging er auch nicht. Als er bereits zwei Stunden überfällig war, hatte Desmond kurz entschlossen seine Autoschlüssel gegriffen und war in voller Joggingmontur in seinen Wagen gestiegen. Erst dann hatte er die fehlende Adresse bemerkt und Sybille über sein Handy angerufen. Seither beobachtete er die schrumpfende Entfernungskilometeranzeige auf seinem Navi beinahe genauso aufmerksam, wie die Straße vor sich. Ihm fiel auf, dass ihm seine derzeitige Geschwindigkeit zum ersten Mal die Möglichkeit gab, auf den Verkehr zu reagieren, anstatt ihn bloß für andere zu verkörpern.

Ist das der Rausch der Geschwindigkeit?

„Oh ja“, antwortete Desmond sich leise selbst und drückte sich vom Lenkrad ab fest in das Polster, als ob sein schepperndes Auto ihn mit dem Andruck eines Spaceshuttles hinein quetschen würde. Als das Rütteln des Lenkrades trotz seines festen Griffes gerade unerträglich wurde, wies ihn sein Navi durch das Weinen des Getriebes hindurch darauf hin, dass er die Autobahn bald verlassen musste. Statt sich brav hinter ihm einzureihen und die Geschwindigkeit zu drosseln, überholte er kurz vor seiner Ausfahrt noch einen schwedischen Lastwagen. Doch der Nervenkitzel seiner rasanten Reise endete mit der engen Kurve, in der er seinen Tacho gewaltig bändigen musste, um einer ungewollten Flugstunde zu entgehen.

Knappe sieben Kilometer Landstraße bis zu Roberts Adresse ließen Desmond jetzt nur noch wenig Zeit, sich einen Plan zur Überzeugung seines Freundes auszudenken. In Gedanken begann er, das erwartete Gespräch zu proben. Er hatte die möglichen Szenen bereits ausgiebig durchgespielt, seine Argumente teils lauthals in Richtung des leeren Beifahrersitzes gebrüllt, als

er schließlich an seinem Ziel ankam. Er befand sich in einer Spielstraße, die neben Geschwindigkeitshügeln und Hindernissen zum Glück auch einige Parkmöglichkeiten bot. In dieser Mischung aus Autofreundlichkeit und -feindlichkeit stellte Desmond seinen Wagen neben einem grauen Mercedes ab und stieg hastig aus. Das Mehrfamilienhaus, in dem Robert laut Adresse wohnte, war schon etwas älter und der rote Backstein leicht bräunlich angelaufen. Aber der frisch bepflanzte Vorgarten und das wohl kürzlich erneuerte Dach wiesen es als gut gepflegte Immobilie aus. Das familiäre Vorstadtidyll dieses Ortes passte überhaupt nicht zu Roberts Persönlichkeit.

Er müsste viel abgeschiedener wohnen, beschloss Desmond in Gedanken.

Unter den Türschildern war Roberts Nachname nicht zu finden, doch unten links unter den Briefkästen war eine unbeschriftete Klingel auszumachen. Anscheinend war nie ein Papierschildchen hinter die Metallhalterung geklemmt worden. Nach kurzem Zögern und einer nochmaligen Überprüfung von Hausnummer und Adresse drückte Desmond diese Klingel und wartete. Als der Türsummer ertönte, stieß er die Tür auf und trat ins Treppenhaus. Kalte Luft schlug ihm entgegen, aber der klimatische Schock war aufgrund des bewölkten und dadurch kühleren Tages nicht sonderlich ausgeprägt. In dem Parterre gab es keine Wohnung. Er fand sich direkt in einem Treppenhaus wieder. Die Treppe bot die Möglichkeit, hinab in den Keller zu steigen, oder führte zu einem Absatz mit einigen Türen nach oben.

Desmond war bereits eine Stufe empor gestiegen, als er von unten her das Klackern eines Türschlosses vernahm. Er blickte über das Geländer der Treppe hinab und sah Robert in der Kellertür stehen. Sie blickten sich an.

„Ach, du bist das“, sagte Robert und musterte ihn kurz. „Komm rein, ich zieh nur schnell meine eigenen Joggingsachen an.“

Roberts Keller entpuppte sich als vollständig ausgebautes Apartment. Die Decken waren ein wenig niedriger als üblich, aber sie reichten trotz Desmonds hochgewachsener Statur für einen aufrechten Gang gerade noch aus.

Sein Gastgeber hatte sich ins Badezimmer zurückgezogen und so erkundete Desmond die Räume allein. Die Küche war aufgeräumt und sehr sauber, nur die Mikrowelle sah benutzt aus. Sie war nicht sehr groß und schon gar nicht modern. Möglicherweise hatte er sie von seinem Vormieter übernommen.

„Kann ich mir ein Glas Wasser nehmen?“, rief Desmond die Frage in Richtung des Bades.

„Sicher, Gläser sind im mittleren Schrank oben“, kam die Antwort gedämpft, aber prompt.

Desmond fand sie auf Anhieb und füllte sich an der Spüle etwas Wasser ab. Am Glas nippend schritt er hinüber ins Wohnzimmer. Die Regale waren aufgrund der niedrigen Decken nicht sehr hoch gebaut und vollgestopft mit Büchern. Kleine Bücher, wie Desmond bemerkte. Er selbst hatte auch einige Schmöcker. Bei ihm standen sie hoch oben auf den Schränken und machten ihm Angst. Nicht, weil ihr Inhalt so furchteinflößend gewesen wäre. Doch es handelte sich ausschließlich um dicke Wälzer und Desmond hatte kurz überschlagen, wie viel Fallschaden sie wohl anrichten mochten, würden sie dort hinunterfallen. Bislang waren sie jedoch recht stabil vor sich hin gestaubt, denn er las sie nie. Für ihn waren es tote Bücher ohne innere Reflexion. Lexika, Opernführer, derartiges eben. Für die Romane, die er in seiner Jugend gelesen hatte, fehlte ihm jetzt einfach der Nerv. Seinen einzigen neuen Roman hatte er bereits vor vier Jahren von Sybille geschenkt bekommen und wahrscheinlich an die hundert Mal angefangen. Die ersten Zeilen konnte er inzwischen auswendig und er wusste genau, an welcher Stelle ihn jedes Mal seine

Konzentration verließ.

Desmond schaute sich weiter im Zimmer um. Nach längerer Betrachtung fiel ihm das Fehlen eines Fernsehers auf. Hatte Robert ihm nicht ab und an von Filmen erzählt? Ging er wohl gerne ins Kino? Obwohl Robert zum Zeitpunkt der Frage zu ihm stieß, verschob er sie auf später.

„Da bist du ja“, sagte er doppeldeutig.

„Ja“, antwortete Robert schlicht, doch als sie kurz darauf in Richtung des Autos schlenderten, fühlte er sich wohl doch zu einer Erklärung genötigt.

„Du, Des. Es tut mir leid wegen heute morgen, ich ...“

„Nein, Robert“, schnürte Desmond den Versuch seines Freundes ab, sein Fernbleiben plausibel darzulegen. „Es ist alles ok. Alles, wie es sein muss. Steig ein.“

Robert kam der Aufforderung nach und mühte sich auf den kleinen Sitz. Das Auto nahm augenblicklich eine leichte Schräglage an, die erst durch Desmonds Zusteigen ausgeglichen wurde.

Auf der Rückfahrt fuhr Desmond bedeutend langsamer als auf der Hinfahrt. Er konnte die Auswirkung des derzeitigen Ballasts auf das fragile Konstrukt seines Wagens nicht abschätzen und musste sich neben dem Fahren auch noch auf die Gespräche mit Robert konzentrieren.

„Was willst du David als erstes fragen, wenn wir ihn gefunden haben?“

„Wenn wir ihn finden?“ Desmond überlegte. „Ich denke, ich würde ihm erst die ganze Wahrheit über meinen Auftrag erzählen und ihn dann noch einmal fragen, was es mit seiner Grimasse auf sich hatte.“

„Du glaubst wirklich, dass mehr hinter der Sache steckt als Albernheit und blöder Zufall?“

„Du, Robert, was soll ich sagen. Ja, ich glaube schon. Sonst wär doch nicht so ein Wirbel entstanden, oder?“

„Wenn dieser Militärmensch ein bisschen dusselig im Kopf ist, dann vielleicht doch. Aber wenn nichts dahintersteckt, dann ist es nur dieser allgemeine Zweifel, der den ganzen Schlamassel angerichtet hat.“

„Ach, so kommen wir nicht weiter.“

„Weiter? Wohin weiter?“, fragte Robert und entlockte Desmond einen weiteren Seufzer.

„Immerhin bewegen wir uns“, warf dieser ein.

Nach ihrer Ankunft und einer verkürzten Joggingrunde liefen sie vor Desmonds Haustür Judith in die Arme, die auf dem Mäuerchen sitzend auf sie gewartet hatte. Sie schnupperte gerade an einer von Frau Kowaliks Blumen, als die beiden Männer schnaufend in den Türpfad einbogen.

„Hey Judith“, begrüßte Desmond sie und stellte der jungen Dame Robert vor. Sie schüttelten sich die Hände und lächelten unbehaglich.

„Tut uns leid, dass wir so spät sind. Aber wir wollten das Laufen nicht ausfallen lassen“, entschuldigte sich der kleinere Beamte.

„Das macht überhaupt nichts“, winkte Judith ab. „Ich hab Sie laufen sehen und jetzt die Gewissheit, dass ich Ihnen auf jeden Fall davon rennen kann, sollte es nötig sein.“

Zwar lachte das Grüppchen über diesen Witz, aber Desmond vermutete, dass Judith einen Teil der

Aussage durchaus so meinte. Er konnte es ihr nicht verübeln.

„Ich war in Davids Wohnung“, eröffnete das Mädchen kurz darauf die Gesprächsrunde an Desmonds Esstisch. Robert verschluckte beinahe eines der Schokoröllchen, die Desmond zum Kaffee gereicht hatte.

„Das ist ja phantastisch“, krächzte er. „Wie hast du das hingekommen?“

„Herr Lauber hatte einen Notfallschlüssel von David erhalten. Ich hab ihm alles erzählt und er hilft uns jetzt. Er hat mich allerdings auch davor gewarnt, Ihnen beiden zu vertrauen. Ich bin mir auch noch nicht ganz sicher, ob ich das wirklich kann.“ Judith blickte zwischen ihnen hin und her. Sie sollten sie nun überzeugen, soviel war klar. Desmond hatte damit gerechnet, dass ihre Zweifel wiederkommen würden. Sie war ja nicht dumm, ganz und gar nicht. Sonst säße sie auch nicht mit uns an diesem Tisch.

„Du wirst bei allem, was wir tun, dabei sein. Wir werden uns aber noch absprechen, wie viel wir dir verraten dürfen. Du musst verstehen, dass auch für uns einiges auf dem Spiel steht.“

„Wenn ich Ihnen vertrauen soll, müssen Sie mir ebenfalls vertrauen. Ich weiß nämlich noch nicht einmal, was für David oder mich auf dem Spiel steht. Das halte ich für viel schlimmer.“

„Da hat sie Recht“, warf Robert ein und wandte sich ihr zu. „Wir werden dir grob erzählen, wer wir sind und was wir machen. Aber eben nur grob, den Rest kannst und musst du dir dann selbst zusammenreimen.“

Desmond hielt Robert nicht auf, als er Judith von ihrer Arbeitsstelle erzählte. Die Situation, in der er sich bezüglich Davids befand, umriss er allerdings lieber selbst. Inzwischen hatte er ein wenig Übung, die intimen Details der Klo-Geschehnisse ohne peinliche Pausen zu erzählen. Glücklicherweise stellte das Mädchen kaum Fragen, auch wenn ihre Augen verrieten, dass sie während des Gesprächs eine Menge verarbeiten musste. Nach dieser knappen Einführung schnappte sie sich schnell ein Gebäck vom Tisch und erkaufte sich damit eine kurze Bedenkzeit, bevor die beiden Herren sie ihrerseits mit Fragen zu Davids Wohnung durchlöchern konnten. Mit den letzten Krümeln, die sie mit ihrer Zunge aus ihren Mundwinkeln fischte, entschied sie sich, Desmond und Robert an ihrem Erlebnis in Davids Wohnung teilhaben zu lassen.

„Ok, also ich bekam von Herrn Lauber den Schlüssel zu Davids Wohnung, weil ,er bestimmt nichts dagegen hätte, wenn die Prinzessin mal den Prinzen rettet“, zitierte Judith und fuhr fort: „Es sah alles ganz normal aus, aber in seinem Schlafzimmer roch es ein bisschen streng. Ein Geruch, der nicht aus seinem Wäschekorb kam. Es roch so bitter wie im Krankenhaus, aber vielleicht irre ich mich auch und es war nur der Abfall.“

„Ob es einen Unfall gab und er vom Notarzt abgeholt worden ist?“, fragte Robert sich selbst und die Runde.

„Er hat doch Verwandte, die hätten doch Bescheid kriegen müssen?“, überlegte Desmond, nahm die Möglichkeit aber mit einer Spur Hoffnung an.

„Vielleicht, aber ich glaub er wohnt ohne großen Kontakt zu seiner Familie. Da war aber noch was. Ich bin ein wenig stolz auf mich, dass ich das entdeckt habe“, fuhr Judith den beiden Männern in ihre Überlegungen. „Ich bin mir nämlich ziemlich sicher, dass sein Fenster im Bad ausgetauscht wurde. Sein altes war nämlich schon etwas verlaufen und wellig. Doch jetzt ist eine klare Scheibe drin. Eigentlich ist es mir aber aufgefallen, weil es plötzlich sauber war. Ich war vor einiger Zeit bei ihm und ich bin mir sicher, dass er seine Wohnung für mich ein wenig hergerichtet hat. Doch die Fenster – durch die konnte man nicht einmal erkennen, ob es draußen

gerade regnet.“

Judiths letzte Worte vernahm Desmond nicht mehr. Das Badezimmerfenster war alles, was ihm durch den Kopf ging. Robert blickte mitleidig zu ihm hinüber.

„Ich werde die Krankenhäuser in der Nähe abtelefonieren, nur um sicherzugehen“, bot er seinem Freund aufmunternd an. Doch Desmond hatte andere Pläne.

„Nein, das erledige ich. Du versuchst rauszufinden, wohin uns die Postadresse von Herrn Spatz führt. Dieser komische Code, von dem du mir erzählt hast, muss sich doch irgendwie aufschlüsseln lassen. Frag mich jetzt nicht wie, aber du bekommst das hin. Ich schau mal, was ich von Frau Königsfeld erfahren kann.“

„Kann ich auch was beitragen? Ich hab in seinem Betrieb angerufen, aber die meinten nur, dass David seine Ausbildungsstelle verliert, wenn er in der nächsten Woche nicht wieder erscheint. Das wäre übel“, bot Judith ihre Hilfe an.

„Du kannst Herr Lauber bitten ins Team einzusteigen. Begleite ihn in Davids Wohnung und lass ihn das Fenster überprüfen. Er sieht bestimmt, ob es wirklich ausgetauscht wurde. Ich glaube dir zwar, aber ich muss mir sicher sein“, erklärte Desmond seinen Wunsch.

Judith nickte verständnisvoll, kündigte aber an, genaueres über Desmonds Vermutungen erfahren zu wollen – insbesondere über diesen Herrn Spatz – sobald mehr Gewissheit herrschen würde.

„Ich werde den Postwagen am Montagabend verfolgen und schauen, ob ich bei der Poststelle erfahren kann, wohin die Adresse weist“, kündigte Robert an. Er klang allerdings die Frage mit, ob Desmond und Judith den Plan für stimmig hielten. Als niemand Widerspruch erhob, wiederholte er die Worte noch einmal für sich selbst und klang dieses Mal zwar leiser, aber schon um einiges bestimmter.

Kapitel 13

Die Luft am frühen Abend war lau, aber nicht unangenehm. Robert hatte sich aus der klimatisierten Kabine seiner Limousine herausgewagt und beobachtete an sein blaues Auto gelehnt den Postwagen am Lieferanteneingang des Hauptgebäudes. In seinem eigenen Wagen warteten zwei frisch gebrannte CDs mit den Soundtracks zu den berühmtesten Verfolgungsjagden der Filmgeschichte. Auf dem Wagendach lagen ein Feuerzeug und ein Päckchen Zigaretten. Robert fühlte sich für seinen Einsatz ausgesprochen gut vorbereitet. Er griff die Zigaretenschachtel und knibbelte die Plastikfolie ab. Achtlos fallengelassen schwebte sie auf den Boden und wurde vom Wind unter das Auto getrieben. Robert steckte sich eine Zigarette an und begann vorsichtig am Filter vorbei Luft einzuziehen. So konnte er zumindest ein wenig inhalieren und musste nicht schon beim ersten Zug hustend aufgeben. Auf diese Art rauchte er drei weitere Zigaretten bis er endlich – inzwischen war ihm ein wenig schwindelig geworden und der Geschmack in seinem Mund störte ihn zunehmend – den Fahrer aus dem Lieferanteneingang kommen sah. Der schon etwas ältere Mann in seinem gelben Postdress und den adretten, kurzen Hosen stieg mit geübtem Schwung in seinen Lieferwagen und startete augenblicklich den Motor. Auch Robert schwang sich schnell in seinen Wagen. Er fuhr mit einem erheblichen Ruck an, denn er hatte in der Eile völlig vergessen die Handbremse zu lösen. Wild am Lenkrad kurbelnd manövrierte er die Limousine aus seiner Parknische und folgte dem Lieferwagen auf die Allee. Hinter ihm fielen die vergessene Zigaretenschachtel und das Feuerzeug von seinem Dach.

Im Tandem, wenngleich mit erheblichem Abstand, fuhren beide Fahrzeuge den allabendlichen Weg der Post. Zunächst ging es über Bundesstraßen, doch wie Robert schnell merkte, waren die verschiedenen Ziele ihrer gemeinsamen Reise anscheinend hauptsächlich durch ein Netz von unzureichend ausgebauten Landwegen miteinander verbunden.

Sie fuhren eine Bauerngewerkschaft, eine Versicherungsaußenstelle und eine Holzmöbelfabrik ab. Während ihrer holprigen und staubigen Fahrt fragte sich Robert, beschallt von der pompösen Titelmelodie älterer Bond-Filme, ob der Postwagen überhaupt vor Mitternacht an seinem Zentrallager ankommen würde. Inzwischen war es fast zehn und die Arbeitszeiten des Postbeamten wirkten immer grotesker. Um Viertel nach deutete jedoch ein großes, gelbes Emblem endlich das Ende ihrer Fahrt an. Der Postwagenfahrer schien von Roberts Verfolgung nichts mitbekommen zu haben. Er fuhr zügig auf einen durch hohe Zäune gesicherten Parkplatz und stellte den Lieferwagen gekonnt mit dem Heck an einer Laderampe ab. Dann stieg er aus und ging in ein Nebengebäude, welches er kurz darauf in Zivilkleidung wieder verließ. Robert hatte derweil mit seinem Auto vor dem Tor gewartet, fuhr nun noch ein paar Meter weiter und stellte seinen Wagen ebenfalls ab. Er griff den Notizzettel mit Herrn Spatz' Adresse, steckte ihn in seine Brusttasche und überprüfte noch einmal seine Frisur im Rückspiegel. Froh, endlich aus seinem sonst so geschätzten rollenden Käfig zu entkommen, stieg er aus und schritt durch die inzwischen eingetretene Dunkelheit.

Seine Sitzgegend schmerzte ungemein und er wusste, dass sein Hintern noch viel mehr schmerzen würde, hätte er an dieser Stelle nicht sogar auf zwei Polstern gesessen: einem natürlichen, und dem Leder seiner Sitze. Die Fahrt war wirklich mörderisch gewesen. Er strich seinen Anzug glatt und stolperte über das Gras auf dem Seitenstreifen weiter in Richtung des Haupttores. Das Pförtnerhäuschen war nicht besetzt und so hielt Robert einen seiner Ausweise nur deshalb an die dunkle Glasscheibe, um möglichen Beobachtern eine gewissenhafte Routine vorzuspielen.

Es war noch immer warm, sein Hemd klebte an seiner Haut und die Schmerzen der

zurückliegenden Holperstrecke wurden von seinen muskelkatergepeinigten Beinen noch übertroffen. Trotzdem strengte sich Robert an, mit möglichst selbstsicherem Gang einen Eingang zu den vor ihm aufragenden Lagerhallen zu finden. Als er an einer Reihe sauber geparkter Lieferwagen vorbeilief, fügte er den bereits vorhandenen Schmerzquellen seines Körpers willentlich eine weitere hinzu, indem er wütend gegen einen Betonpfeiler trat. Auf der Rückwand jedes Transporters stand deutlich lesbar die Nummer des Postdepots samt seiner Adresse. Robert schüttelte sich und suchte dann nach einem Eingang in das Depot.

KlickediKlack. KlickediKlack. Der Soundtrack dieser Arbeit war nicht aufregend, doch damit ganz nach seinem Geschmack. Wilbert knüllte ein weiteres Stück Papier zusammen und warf es in Richtung des Papierkorbes. Er schaute nicht einmal hin. Durfte er auch gar nicht. Durch ein Fenster neben seiner kleinen Kammer musste er die Briefe auf dem Förderband beobachten und auf den großen roten Knopf auf seinem Schreibtisch drücken, wenn es zu einem Briefstau kam. Aber das dumpfe Knistern aufeinander fallenden Papiers war ihm Beweis genug, dass sein Wurf geglückt war. Das machte die Übung und die Übung war Produkt seiner Langeweile. Wie er seinen Beruf genoss! Solange er die Spätschicht hatte jedenfalls. Die Sortierer würden zwar früh, dennoch erst nach seinem Dienstschluss kommen. Bis dahin musste er nur die Sonderzustellungen aus dem schäbigen Korb vor seiner Tür genommen haben, die mit einem Piepen aus der großen Sortiermaschine durch den Seitenschlitz ausgespuckt wurden. Die reguläre Post blieb auf dem Förderband und mit einem Übermaß war frühestens zur Feiertagszeit zu rechnen. Das war alles.

Die Industrie erfand ständig neue Feiertage, importierte sie aus fremden Ländern und fertigte dazu passende Glückwunschkarten an. Das erhöhte die Frequenz der Papierstau in den letzten Jahren erheblich, sicherte jedoch seinen Arbeitsplatz. Wie lange die Leute wohl überhaupt noch schreiben würden? Zumindest manuell?

Wilbert kannte diesbezüglich keine Angst, nur Fragen. Sein Beschäftigungsverhältnis hatte bereits die Automatisierungswelle der Poststationen überstanden. Seine Arbeit war sogar noch etwas einfacher geworden. KlickediKlack. KlickediKlack.

Quietsch.

Was war das? Wilbert nahm die Füße vom Tisch und warf instinktiv das nächste Papierbällchen in Richtung des Abfalleimers. Das Geschoss verfehlte sein Ziel, aber er achtete nicht weiter darauf.

Schräg unter ihm hatte sich die Nebentür geöffnet. Ein kleiner runder Mann im Anzug startete nervös in den Lagerraum. Er sah aus wie ein Pinguin. Wenn auch wie ein Exemplar, das sich wahrscheinlich im Wasser genauso unbeholfen bewegen würde wie an Land. Der dicke Mann mit der langen spitzen Nase betrat vorsichtig die große Halle und begann mit seltsam humpelnden Schritten umherzuschleichen. Seine Haut warf das Licht der großen Deckenleuchter gelblich wider. Ein helles Gelb, wie das der neuen Eilsendeumschläge, die sie vor einiger Zeit eingeführt hatten. Wilbert machte sich bewusst, dass der Mann sicherlich nicht mit zu seinem Aufgabenbereich gehörte. Trotzdem entschied er sich aus Neugier, ein wirklich unerhört unerwartetes Gefühl, der Sache nachzugehen. Im vollen Vertrauen auf seine Feiertagstheorie stand er auf und verließ sein Kämmerlein. Heute würde sich das Papier sicher nicht mehr stauen.

Da die Tür des Raumes ohnehin ständig offen stand, machte er nicht das leiseste Geräusch, als er hinaus schlich. Vorsichtig beugte er sich über die Brüstung und suchte den Raum nach dem Mann mit der spitzen Nase ab. Er hatte ihn unter dem Gestell, auf dem sich sein Arbeitsplatz befand, aus den Augen verloren. Plötzlich trat der Pinguin unter ihm hervor und Wilbert erschrak

heftig.

„Hallo?!“, fragte er keuchend nach unten. Nun war es an dem Pinguin erschreckt herumzufahren. Als der kleine Mann ihn über sich erblickte, nahm er augenblicklich Haltung an. Auf Wilbert hatte das keine Wirkung. Er war auch nicht viel größer als er, stand aber auf einer Brüstung gut zwei Meter über ihm und hatte einen Haufen guter Gründe um hier zu sein.

„Guten Abend“, sprach der Pinguin. „Sind Sie hier zuständig?“

„Ich denke das bin ich“, antwortete er. Sollte er noch etwas hinzufügen? Wilbert überlegte angestrengt. „Was kann ich für Sie tun?“, fragte er schließlich, erfreut über seinen Einfallsreichtum.

„Bäumler mein Name. Ich komme von einer Behörde, deren Korrespondenzen hier weitergeleitet werden, und untersuche einen bestimmten Postweg, auf dem es zu Unregelmäßigkeiten gekommen ist.“

„Während der Feiertage?“, fragte Wilbert. Der Bäumler-Pinguin schaute ihn verwirrt an.

„Äh, nein, aber vielleicht doch. Darf ich kurz hochkommen?“

Das war eine seltsame Frage, fand Wilbert. Er gebot über Briefe, nicht über Menschen.

„Da vorn ist eine Treppe“, wies er den dicken Mann an.

Als dieser leicht schwitzend, aber anscheinend immer noch auf seinen Auftritt bedacht die Treppe hinaufgestiegen und zu ihm herübergekommen war, streckte er Wilbert einen Ausweis entgegen, der ziemlich offiziell aussah. Er nahm dem überraschten Pinguin den Ausweis aus der Hand und hielt ihn prüfend vor seine Augen. Das Licht der Halle spannte feurige Reflexionen über das in Plastik verschweißte Kärtchen. Freudig betrachtete Wilbert das unverhoffte Spielzeug noch einen Augenblick und las den Namen des Inhabers. Dann gab er die Karte einem Herrn Bäumler zurück, dessen Gesicht nun noch weißer und dadurch um vieles gelber wirkte. Erstaunlich, fand Wilbert, so ähnlich sah er selbst aus, wenn er die Frühschicht hatte. Das verriet ihm die klar spiegelnde Edelstahlplatte neben dem Fenster jedes Mal aufs Neue.

Inzwischen hatte der Bäumler-Pinguin vereinzelt rote Flecken auf seinen Wangen bekommen, auch wenn sie an diesem Ort nicht rot wirkten. Wilbert hob seine Hand um die lustigen Stellen zu berühren, zuckte aber zurück, als der Pinguin ebenfalls erschrocken einen Schritt zurücktrat.

„Um was für einen Postweg handelt es sich denn?“, fragte er.

„Einen offiziellen“, beeilte sich der dicke Mann zu sagen. „Von meiner Behörde zu“ – er begann ein Kärtchen aus seiner Brusttasche zu fischen – „dieser Adresse hier. Es wäre schön, wenn Sie mir sagen könnten, wie mit solch einem Brief umgegangen wird und wohin er geht.“

Wilbert griff nach dem Zettel. Der Mann schien dieses Mal nicht nervös, sondern erleichtert, als er das Papier aus seinen knubbeligen Händchen zog. Es handelte sich um eine Sonderadresse, das erkannte der versierte Postbeamte sofort. Eine von denen, die er nach dem Pieps-Ton schon selbst aus dem hinter ihm angebrachten Behältnis gezogen hatte. „Wohin sollten die Sendungen denn gehen? Dann kann ich schauen, ob die Adresse mit der im System übereinstimmt.“

„An einen Herrn Spatz, Militär. Die Anschrift habe ich wieder vergessen. Aber wenn es Ihnen möglich wäre Sie mir aufzuschreiben, könnte ich sie zu Hause vergleichen.“

Der Mann schien Wilbert auf seine Aufgabe nicht sehr gut vorbereitet worden zu sein.

„Na dann kommen Sie mal mit“, lud er ihn in sein Kämmerchen ein und ließ sich dort in seinen

Bürostuhl fallen. Mit einem Knacken schaltete er den Bildschirm seines kleinen Personalcomputers ein und wartete, bis die schwarz-weiße Anzeige des veralteten Monitors deutlich lesbar war. Dann tippte er den Postcode in die Suchmaske und wartete erneut, bis die gewünschte Adresse auf dem Bildschirm erschien. Er nahm einen der Zettel, die er sonst für seine Papierkügelchen nutzte, und schrieb die ausgegebenen Zeilen auf. Der Pinguin war indessen auf den wenigen Quadratmetern auf- und abgewandert und riss ihm das Papier beinahe aus der Hand, als Wilbert es ihm entgegenhielt.

„Danke, vielen Dank, damit haben Sie mir eine Menge Arbeit erspart“, bedankte sich der kleine Mann überschwänglich.

„Nein“, erwiderte Wilbert bestimmt. „Sie hätten doch einfach einen Nachforschungsauftrag bei unserer Dienststelle aufsetzen können. Soll ich das für Sie erledigen?“

„Nicht nötig, überhaupt nicht nötig. Das hier reicht völlig aus. Ich bin dann auch weg, hab eigentlich längst Feierabend.“

Das verstand Wilbert vollkommen. Er begleitete den seltsamen Menschen noch bis zur Treppe, sah ihm über die Brüstung nach, wie er rasch in Richtung Tür lief und mit demselben Quietschen, das Wilberts Rhythmus ursprünglich unterbrochen hatte, auch wieder verschwand. Ob er seiner Frau nachher von dieser Begegnung erzählen sollte? Sie fragte ihn schließlich immer, wie sein Tag gewesen sei. Meist sauste sie nach dieser Frage aber sofort in die Küche, also hatte er eh nie die Gelegenheit, ihr zu antworten. Naja.

Wilbert stieß sich vom Geländer ab und trottete zurück in sein Kämmerlein. Er entschied, dem Pinguin trotz dessen Beteuerungen zu helfen, und setzte ein kleines Häkchen unter das Feld mit den Nachforschungsaufträgen. Damit hatte er eh nichts zu tun und so ein kleiner Mausclick war schließlich schnell getan. Daraufhin schaltete er den Monitor wieder aus, knüllte ein weiteres Papier in seiner Hand und stierte wieder aus seinem Beobachtungsfenster.

Auf der Straße hüpfte Robert trotz protestierender Knie im Hopslerlauf auf seinen Wagen zu. Er wollte sich eine Zigarette auf seinen kleinen Sieg anstecken, fand aber die Schachtel nicht. Da er im Licht seiner Innenraumlampen nicht viel sehen konnte, gab er die Suche bald auf und begann die Heimfahrt. Das kleine Stück Papier lag zusammengefaltet in der Hemdtasche über seiner noch immer pochenden linken Brust. Er freute sich riesig, endlich aktiv an der Suche nach David beteiligt zu sein. Morgen würde er Desmond von dieser kleinen Episode berichten. Sein erster Außendienst, wenngleich inoffiziell, war ein voller Erfolg gewesen. Genau wie der von Desmond, mehr oder weniger. Mehr weniger, aber das war schließlich der Grund, warum er endlich zeigen konnte, was in ihm steckt.

Von lauter und triumphaler Musik begleitet, fuhr er zügig in Richtung seines Heimkinos, noch unentschlossen, mit welchem Film er die Ereignisse vor dem Schlafengehen am besten würde feiern können.

Kapitel 14

Die Busfahrt vom Bahnhof des kleinen Städtchens in das äußere Gebiet, in dem dieser Herr Weilert wohnte, unterschied sich an einem Sonntag nur in der Besetzung, nicht in der erdrückenden Masse der Menschen. Hatten an dem Werktag, an dem Judith dieses Haus zum ersten Mal aufgesucht hatte, noch Kinderscharen den Bus bevölkert, ihr die Sitzplätze weggeschnappt und die Schultonnister beim Hinauslaufen in die Seite gehauen, so musste sie heute unter einer neben ihr hockenden, schwitzenden, dicken Frau und einem jungen Herrn mit unerträglich klirrendem Kopfhörer leiden. All die porentiefe Reinheit des gechlorten Wassers im Schwimmbecken, die wohlige Dusche nach dem Training und der frische Geruch ihres Duschgels wurden nun von Schweiß und Enge beiseite gewischt und würden vor dem Wasserballspiel am nächsten Samstag in dieser Kombination nicht mehr zurückkehren.

Und wofür? Für einen zugegebenermaßen recht süßen Jungen und eine fehlerhafte Kopie von Dick & Doof. Die Geschichte war so abgefahren wie das blecherne Hämmern, welches dem Kerl hinter ihr wahrscheinlich den Apathieorgasmus seines Lebens brachte. Normalerweise regten sie die Nebengeräusche von Kopfhörern nicht auf, aber sie musste sich heute auf ihre Gedanken konzentrieren.

Dass man David wegen einer herausgestreckten Zunge umgebracht hatte, war noch eine ihrer milderer Spekulationen gewesen. Als die Schrecken in ihrem Geist immer weiter wuchsen, hatte sie sich wieder auf die Fakten zu konzentrieren versucht. Das Problem war nun, dass, egal in welcher Kombination sie es sich auch vorzustellen versuchte, ein Blick aus dem Fenster für sie niemals einen Grund darstellen konnte, einfach zu verschwinden. Sie konnte die Geschichte nicht logisch zusammenfügen und nach einer Weile, in der sie inzwischen auch das langsame Atmen der dicken Frau mächtig zu stören begonnen hatte, wischte sie die Gründe für Davids Verschwinden vollständig beiseite.

Diese beiden Männer, mit denen sie sich heute verabredet hatte, waren möglicherweise eine Lösung, vielleicht aber auch Ursache der ganzen Probleme. Angst hatte sie nicht vor diesem Besuch. Im Gegenteil. Beide schienen ihr körperlich unterlegen, aber sie waren redegewandt und irgendwie komisch. Aus unerfindlichen Gründen waren sie genauso daran interessiert, David zu finden, wie Judith selbst. Aber nur der lange Typ mit seinem traurigen Blick hatte so etwas wie Leidenschaft nach außen getragen. Der kleine Dicke war ganz lustig, aber er plante die Suche nach David wie Kinder einen Schulhofstreich. Er steckte beachtlich viel Energie in die Sache, aber er schien die Konsequenzen nur auf eine lachende und abgehobene Weise zu fürchten. Das reichte ihr nicht im Geringsten. Herr Lauber hatte jedes Recht, sie vor diesen Menschen zu warnen. Aber solange sie die einzige Chance auf Antworten verkörperten und sie an ihren Aktionen beteiligten, war Judith auch bereit ihnen zu helfen. Vorsichtig würde sie bleiben und mit Sicherheit nicht allzu schnell bereit sein aufzugeben. Das war nicht ihre Art.

Der Bus erreichte ihre Zielhaltestelle und sie wand sich an der Frau neben ihr vorbei auf den Mittelgang hinaus. Beinahe wäre sie auf deren dicksohlige Sandalen getreten, die sie zwischen den unförmigen Beinen und unter der unglaublichen Wampe nur vermuten konnte. Mit dem Zeigefinger riss sie beim Hinausgehen dem Kopfhörerautisten aus der Reihe hinter ihr einen der Stecker aus dem Ohr und flüchtete rasch über die Treppchen am Ausgang hinaus. Die Türen zischten hinter ihr zu und die große Raupe voller Menschen fuhr auf und davon.

Judith warf sich den Turnbeutel mit ihren Schwimmsachen auf den Rücken und steuerte auf die nächste Seitenstraße zu. Die kleinen Häuschen um sie herum ähnelten dem, in welchem ihre Großmutter zurzeit wohnte. Alles wirkte beschaulich, grün und zugleich blütenbunt. Man schien

hier viel Zeit auf die Vorgärten zu verschwenden. Seit sie mit ihrer Familie in die Stadt gezogen war, hatte sie sich eigentlich angewöhnt, nur noch auf den Bürgersteig vor sich zu achten. Doch hier schienen die Hunde beziehungsweise ihre Halter besser erzogen. Sie würde auch wieder auf dem Land leben, wenn ihre Ausbildung vorbei war. Dort war es noch weit beschaulicher als hier.

Vielleicht handelte es sich bei diesem Vorort um einen Zwischenschritt. Einen Kompromiss zwischen Arbeit und Abgeschiedenheit. In ihrem Heimatdorf lag die Natur vor der Tür. An diesem Ort gab es zumindest selbstgestaltete Kopien einer grünen Umwelt. Mit all dem Kitsch und Effekthaschen, welchen eine Pflanze aufbringen musste, um vom Menschen nicht nur als Papierrohstoff angesehen zu werden.

Judith bog in eine der beeindrucktesten Naturrekonstruktionen ein und schickte sich an bei Herrn Weilert zu klingeln. Bevor ihre Finger den Taster erreichen konnten, öffnete sich die Tür bereits und eine ältere Dame lächelte ihr freundlich entgegen. Für einen kurzen Moment überlegte Judith, ob Herr Weilert möglicherweise noch bei seiner Mutter wohnte. Aber die Frau sah ihm nicht im Geringsten ähnlich und hatte sie trotz ihres überzeugenden Lächelns auch nicht erwartet. Judith schob sich vorsichtig an ihr vorbei und bemerkte, wie die Dame ihr beim Hinaufsteigen der Treppen wach und neugierig, aber nicht aufdringlich nachblickte. Einen Absatz weiter war sie aus dem Blickfeld verschwunden und ihre Aufmerksamkeit richtete sich auf erregte Stimmen, die aus der Wohnungstür von Herrn Weilert kamen. Da sie nicht davon ausging, dass die beiden Herren eine Show für sie inszenierten, legte sie ungeniert den Kopf an die Tür und lauschte gespannt.

„Urlaub nehmen? Des, warum rufst du nicht erst einmal dort an. Warum fahren wir nicht an einem Wochenende da hoch und schauen uns um? Meinetwegen sogar schon am nächsten!“ Aufgeregt lief Robert um Desmond und den Tisch herum, an dem sein Freund mit ernster Miene saß. Vor dem hageren Mann lag neben Gebäck außerdem der Zettel mit der Adresse, die Robert durch seinen heroischen Einsatz erhalten hatte, und bildete den Fokus ihrer Gedanken.

„Warum denn nicht? Wenn wir es wirklich ernst meinen, dann geben wir uns damit ein gewisses Zeitfenster, in dem wir nicht nur ‚mal schauen‘, was sich dort befindet, sondern gegebenenfalls auch handeln können. Es ist doch eine schöne Gegend. Sieh es als Urlaub mit ein paar eigenwilligen Besichtigungszielen!“

„Ich hab im Internet nachgesehen. Es ist ein militärisches Forschungszentrum im grünen Norden, ja. Aber auch ein ganzes Stück entfernt von der nächsten großen Stadt. Hör mir zu: Ich habe sogar die Telefonnummer des Empfangs herausbekommen. Ruf an und lass dich verbinden! Was schadet es, wenn wir uns ankündigen?“

„Nein. Wir fahren da hin. Ich kann nur dann Kontrolle über die Situation bekommen, wenn ich mich in ihrer Nähe aufhalte. Notfalls bin ich auch bereit, diese Reise ohne dich zu unternehmen.“ Desmonds neutrale Stimme berichtete über Tatsachen, die bereits entschieden waren. Er versuchte nicht, jemanden zu überzeugen. Ruhig und gelassen schnappte er einen Keks aus der Packung vor ihm und steckte ihn sich ganz in den Mund. Mit völlig verstopftem Gebiss und nicht mehr in der Lage zu sprechen, zwang er Robert, entweder einen Monolog zu führen, oder sich schweigend mit den Tatsachen abzufinden.

„Ok, du willst also in die Nähe dieses Ortes fahren, dort vorbeischiendern und mehr herausbekommen, als du bei einem Telefonat könntest. Wie, wenn ich fragen darf? Vielleicht einbrechen? Oder sollen wir uns von einem Hubschrauber abseilen, auf dem Dach landen und uns dann in schwarzen Anzügen durch die Belüftungsrohre zwängen? Falls es dir noch nicht aufgefallen ist, ich bin zu dick für Belüftungsrohre.“ Robert ließ seine Hände fast stolz über

seinen Bauch gleiten. Er starrte Desmond an, der ihn mit den Kieferbewegungen und vor allem dem gelangweilten Blick einer wiederkäuenden Kuh anlotzte. „Des, wir fahren nächstes Wochenende gemeinsam hin, lassen uns einen Termin bei Herrn Spatz geben und befragen ihn ausführlich. Wir erzählen ihm alles und du überprüfst statt eines Berichtes einfach seine Aussagen auf ihre Glaubwürdigkeit.“ Robert kopierte die sonore Stimme eines Nachrichtensprechers, genau wie sein Freund es getan hatte. Er wollte Fakten gegen Fakten stellen. Doch Desmond schluckte das breiige Konglomerat in seinem Mund mit einem Mal hinunter und bewies, dass neben dem rhetorischen Keks-Trick wahre Überzeugung hinter seinen Worten steckte.

„Keine halben Sachen, Robert. Ich will sichergehen, dass ich wirklich etwas daran setze den Jungen zu finden. Glaub nicht, dass ich irgendwelche Wunder erwarte. Ob dem Jungen etwas zugestoßen ist oder wir überhaupt auf der richtigen Fährte sind, weiß ich nicht. Ob ich es schlussendlich schaffe, ihn zu finden? Steht in den Sternen. Aber wenn ich einen toten Punkt erreiche, dann nicht, ohne alle Optionen ausgekostet zu haben. Und dafür brauche ich Zeit, sonst betrüge ich mich irgendwann mit einem Blick auf die Uhr selber. Deshalb nehme ich Urlaub und du kannst es auch tun. Du hast gesagt, Günter sei bereit, autonom zu arbeiten. Frau Königsfeld genehmigt dir deinen Urlaub mit Sicherheit.“

Desmond verschwieg, dass er ihre Chefin vor einigen Tagen aufgesucht und sich mit ihr bereits über seinen bevorstehenden Urlaub mit seinem Freund ausgetauscht hatte. Sie war richtig begeistert von der Idee und hatte ihm gebeichtet, dass sie schon um seine Gesundheit fürchtete, weil er sich zwischenzeitlich so seltsam benommen hätte. Leider hatte er über Herrn Spatz keine zusätzlichen Informationen bekommen können, obgleich er sehr geschickt nachgefragt hatte.

Ein Glück, dass Robert so erfolgreich bei seiner Recherche war.

„Na gut“, willigte Robert schließlich ein. Er hatte sich von Desmond abgewandt und blickte jetzt die Wand an. „Ich komme mit und passe auf, dass deine Spinnereien nicht ausarteten. Nehmen wir diese Judith in das Team auf?“

Desmond war froh, dass Robert seine verräterische Erleichterung in diesem Augenblick nicht sehen konnte.

„Wenn sie will und sich die Zeit nehmen kann, gerne. Sie müsste ohnehin schon längst hier sein. Und, Robert?“ Er stand auf und trat hinter seinen Freund. Robert drehte sich um und sah ihm in die Augen. „Danke sehr“, sagte Desmond und seine Stimme klang so ernsthaft gerührt, wie sie vorher überzeugt gewesen war.

Als wäre das Ende ihres Gezänkes das geplante Zeichen für einen weiteren Schauspieler, dessen Einsatz bevorstand, auf die Bühne zu treten, klingelte es in diesem Augenblick an der Tür. Als Desmond Judith öffnete, war er einigermassen überrascht sie direkt vor sich zu haben, statt ihr erst die Haustür öffnen zu müssen. Außerdem schien ihr Blick viel weniger skeptisch, als bei ihren beiden Treffen zuvor. Sie lächelte sogar und es wirkte aufrichtig.

Eine Woche später saßen sie zu dritt in Roberts Limousine und fuhren gen Norden. Den Luxus, für ihre Aktion dieses große Auto nutzen zu dürfen, hatten sie sich mit einer halbstündigen Einleitung erkaufen müssen, in der Robert sie auf eine Vorabreise in die wunderbare Welt der Fleckenvermeidung und Benutzungsanleitung für seinen Wagen mitgenommen hatte. Nun saßen sie, bis auf den Fahrer in Socken, brav angeschnallt in ihren bequemen Sitzen und lauschten dem Fahrtwind.

Trotz Roberts penetranten Anweisungen war die lange Fahrt für alle Beteiligten sehr angenehm.

Erstaunlicherweise hatte der Mann einen akzeptablen Musikgeschmack, wie Judith und Desmond nach einigen Kilometern festgestellt hatten. Die Filmmusik eignete sich gerade für Beifahrer, deren unentwegte Landschaftsbetrachtungen durch die zusätzlichen Klangwelten Substanz gewannen. Trotz gleißendem Sonnenlicht war es dank der Klimaanlage schön kühl im Auto und Robert fuhr, ein hart erkämpftes Eingeständnis, gesittet langsam.

Statt den Elbtunnel zu durchqueren, nahmen sie eine Fähre und, während sie an Deck standen und über den breiten Fluss schipperten, wurde Desmond klar, dass er in mehr als einer topographischen Hinsicht eine Grenze überquerte. Der Wind hatte zugenommen und kräuselte die Wasseroberfläche in eine ganz andere Richtung als die Wellen, die das Schiff auf dem Fluss verursachte.

„Gefällt es dir?“ fragte Robert, der neben ihm an der Reling stand und alles sehr genau beobachtete. Judith hatte sich entschlossen, im Auto sitzen zu bleiben. Sie mochte für eine Zeit lang ihre eigene Musik hören und hatte keine Lust gehabt, sich für die kurze Überfahrt ihre Schuhe zu schnüren.

„Ich war mit meiner Frau mal hier oben. Kurz nachdem sie ihre Bestätigung aus Afrika erhalten hat.“

„Und da seid ihr noch in den Urlaub gefahren? Du wusstest doch, dass du sie auf ihrer nächsten großen Reise nicht mehr begleiten würdest ...“

„Ja“, bestätigte Desmond und schaute weiter über den Fluss. „Aber wir haben nicht mehr über diesen neuen Job gesprochen, nachdem sie mich informiert hatte. Ich war ihr ja nicht böse. Jeder hatte sich entschieden - aus seinen ganz eigenen Gründen. Ich habe meine kleine Krise erst bekommen, als ich einige Wochen nach ihrer Abreise die Scheidungspapiere in der Hand hielt.“

„Denkst du noch an sie? Jetzt, wo wir in das Land eurer letzten Ferien fahren?“

„Nein, ich erkenne nur die Umgebung wieder.“

Das Signalhorn der Fähre schreckte sie hoch. Kurz darauf begann der Schiffsdiesel mit schwerem Wummern das Boot abzubremsen.

„Warum fährst du eigentlich einen Diesel, Robert? Ich hab dich für einen Benziner gehalten.“

„Wenn ich diesen Wagen ausfahre, dann trommelt und vibriert der Motor so heftig, dass ihn meine Füße spüren können. Wie ein Wirbel, hervorgerufen durch mich.“ Robert lächelte versonnen und schaute auf seinen Wagen. Judith blickte aus der leicht getönten Fensterscheibe herüber und grinste in der Annahme, das Lächeln gälte ihr, zurück. „Oh, und dem Auto natürlich“, fügte der kleine Beamte hinzu, die Haare vom Wind zerzaust.

Nachdem sie den Fährmann bezahlt hatten, der mit seiner Brustkasse an ihrem Auto gestanden hatte, fuhren sie über die ausgeklappte Rampe des Schiffes zurück auf das Festland. Ein Schild wies die Richtung zu jener Stadt, die durch den gesammelten Hass deutscher Autofahrer langsam aber sicher an den Rand der Nation gedrängt wurde.

Wahrscheinlich wird man sie bald den Dänen überlassen, überlegte Desmond.

„Wo übernachten wir eigentlich?“, fragte Judith vom Rücksitz aus, als eine Pause zwischen der dröhnenden Filmmusik es ihrer Stimme erlaubte. Desmond regelte unter dem wachsamen Auge des Fahrers die Lautstärke etwas hinunter, um mit der Antwort nicht auf die nächste Unterbrechung warten zu müssen.

„Ich habe uns über Robert ein Ferienhaus an der Nordsee gemietet. Etwas inländisch,

abgeschieden gelegen und knappe zwei Stunde mit dem Auto von unserem Erkundungsziel entfernt. Er reichte ihr eine Karte mit mehreren Markierungen nach hinten. „Wieso fragst du?“

„Oh“, Judith beugte sich zwischen ihren Sitzen nach vorne. „Ich wollte nur ungern neben Ihnen beiden stehen, wenn Sie in irgendeinem kleinen Hotel ein Zimmer für uns reservieren.“

Robert lachte. „Keine Angst, du wirst dein eigenes haben. Wenn ich schon Urlaub nehmen muss, dann will ich auch gut untergebracht sein. Und wenn sogar mein Name unter dem Mietvertrag steht, dann kannst du davon ausgehen, dass ich Desmond bei der Suche über die Schulter geschaut habe.“

„Ich kann dazu aber nichts beisteuern, das ist euch beiden klar, oder?“, vergewisserte sich das Mädchen. Desmond wiegelte ab. „Dass du dir im Betrieb frei genommen hast und mit uns mitkommst, ist schon genug. Du wirst uns mit Sicherheit helfen können.“

„Wobei?“, fragte Judith. Desmond zuckte nur mit den Schultern. Die Frage verschwand irgendwo mit der Abluft im hinteren Teil des Wagens und niemand schien bereit, sie zu wiederholen oder zu beantworten. Nach einer Weile drehte Robert die Lautstärke der Musik wieder nach oben. Die Insassen des Gefährts hatten sich mit dem Unerwarteten arrangiert.

Kapitel 15

In den geriffelten Wolken über sich glaubte Desmond einen Fußabtritt erkennen zu können. Die weiße Erscheinung der Himmelsgebilde zeichnete sich dank der hellen Sonne scharfkantig vor dem sonst blauen Hintergrund ab. Dass ihn seine Phantasie einen Fußabdruck sehen ließ, wunderte ihn überhaupt nicht. Wenn er statt nach oben vor sich auf den Boden blickte, sah er seit gut zwei Stunden die Spuren von Judiths sehr realen Wanderstiefeln. Das Mädchen legte wirklich ein beindruckendes Tempo vor. Hinter ihm hörte er Roberts Keuchen und Fluchen. Es war der Vorschlag seines Freundes gewesen, sich als Wanderer zu tarnen. Doch anscheinend konnte sein Körper erneut nicht mit seinem Ideenschatz mithalten.

Wahrscheinlich wäre er ohne unser gemeinsames Joggen in den vergangenen Wochen schon längst zusammengeklappt, lobte ihn Desmond in Gedanken.

Der Wagen stand nun etwa acht Kilometer hinter ihnen auf einem Wanderparkplatz, von dem aus sie in die unterbevölkerte Umgebung aufgebrochen waren. Desmond trug alte Kleider und seinen Rucksack, dessen schwerster Inhalt ein neuer Feldstecher war, den er sich in der vorigen Woche bestellt hatte.

Robert hatte sie mit einem vollständigen Wanderaufzug überrascht. Er trug keinen Rucksack, sondern behielt seine diversen Accessoires allesamt an kleinen Bändern hängend um seine Gelenke baumelnd oder in einer der vielen Taschen seiner Hose und Weste versteckt. Ganz in Grün und mit all den Spielereien behangen, sah er aus wie ein Weihnachtsbaum, der sich in der Jahreszeit geirrt hatte. Die Tatsache, dass seine Kleidung von der Imprägnierung noch immer so leuchtete, als hätte er sie nie getragen, verstärkte diesen Effekt noch. Judith hatte ihn ausgelacht und darauf verwiesen, dass sie in dem Jutebeutel über ihrer Schulter nur eine Flasche mit Wasser und ein in der Früh geschmiertes Butterbrot mit sich herumschleppte. Robert hatte ihr Lachen grunzend abgetan und war entschlossen vorangeschritten. Kurz darauf hatten ihn seine beiden Begleiter jedoch hinter sich gelassen.

An jeder Wegkreuzung holte er sie nun wieder ein und nachdem sie sich nach Desmonds Karte für eine Richtung entschieden hatten, stiefelte Judith bis zur nächsten Gabelung an ihrer Spitze voran. Sie durchquerten kleine Wäldchen, kamen an Tümpeln und Seen vorbei und das Mädchen blühte richtig auf. Sie entdeckte unter anderem einen kleinen Laubfrosch, eine Blindschleiche und in einiger Entfernung zwei kopulierende Kühe. Auch Desmond erinnerte sich seines Naturblickes, je weiter er durch die Landschaften stiefelte, und kam bei seinen eigenen Beobachtungen zumindest auf eine hübsche, kleine Feder und einen ulkig aussehenden Käfer. Robert keuchte nur, sagte aber zu keiner ihrer Entdeckungen - abgesehen von einer pikanten Bemerkung bezüglich der liebestollen Kühe - auch nur ein Sterbenswörtchen.

Stattdessen lief er tapfer hinter ihnen her, wobei seine Ausstattung mit jedem seiner schweren Schritte vor sich hinklumperte. Auch Desmonds Füße schmerzten, aber ein gelegentlicher Schluck kalten Tees aus seiner mitgeführten Kanne reichte ihm als Etappenbelohnung an jeder Kreuzung aus. Seit einer Stunde war ihnen niemand mehr begegnet. Der letzte Mensch, den sie gesehen hatten, war ein Pensionär gewesen, den sein übergroßer Hund mit einigem Zug an der Leine Gassi führte.

„Wie lange noch?“, quengelte es hinter ihm.

„Ich weiß nicht, Robert, ich kann die Entfernung auf der Karte schlecht abschätzen. Mir fehlen die Fixpunkte und ich hab kein Navi dabei.“

„Würde dir ein GPS-Gerät helfen?“, fragte der waldfremde Weihnachtsbaum und das Ausbleiben seiner Schrittgeräusche ließ auch Desmond Halt machen. Er drehte sich ungläubig um.

„Du hast ein GPS-Gerät dabei?“

„Aber sicher, hier irgendwo neben der Spezialsonnencreme. Greifst du da mal über die Schulter? Ich komm gerade nicht dran“, wies Robert ihn an. Schnell piffte Desmond Judith hinterher, um sie auf ihre kleine Rast aufmerksam zu machen.

„Kannst du so ein Gerät bedienen?“, fragte er Robert.

„Nein, aber es dürfte nicht so unglaublich schwer sein. Es hat eine Kartenanzeige und man kann auch manuell Orientierungspunkte eingeben. Ich darf rasten, solange du es ausprobierst, ja?“, fragte Robert fast flehend. Desmond nickte und wartete, bis Robert sich auf einen Baumstumpf gesetzt hatte. Sie befanden sich an einer Waldgrenze. Der Weg führte über einen dicht bewachsenen Hügel und Judith hatte seine Spitze schon fast erreicht, kehrte nun aber um und gesellte sich rasch zu ihnen. Inzwischen hatte Desmond das Gerät aus Roberts rückwärtiger Schultertasche gezogen und von seiner Schutzhülle befreit. Er setzte sich im Schneidersitz auf den trockenen Boden und begann, die Karte auf dem Display gegen den Willen der ungewohnten Steuerung mit ihrem analogen Gegenstück abzugleichen. Judith reichte Robert ihre Wasserflasche, die der etwas dehydrierte Wanderer gerne annahm und hockte sich dann zu Desmond. Zusammen begannen sie, an dem Gerät herumzutüfteln. Währenddessen tupfte Robert sich mit einem Tuch aus einer seiner Taschen die Stirn ab und trug neue Sonnencreme auf.

Nach einer Weile wurde Desmond der Technik in seinen Händen überdrüssig und überließ Judith das piepsende Wunderwerk, die mit geschickten Fingern an den Knöpfchen und Hebeln herumzuzuppeln begann und tatsächlich Fortschritte zu machen schien. Demonstrativ stellte Desmond sich in Roberts Nähe und betrachtete die Pflanzen, die um den hölzernen Thron seines Freundes herum wuchsen. Es ärgerte ihn ein wenig, dass sich Judith anscheinend nicht nur in der Natur, sondern auch mit der Technik gut zurecht fand. Um ein wenig der zumindest in seiner Jugend ausreichend vorhandenen Affinität zu Wald und Wiesen zu beweisen, stupste er Robert an und zeigte ihm triumphierend seine neueste Entdeckung.

„Schau her, reifes Springkraut!“

„Hum? Spannend! Und was kann es, dieses Dingkraut?“, murmelte der kleine Mann wie ein von seinem Hofnarr gelangweilter König auf seinem Holzstumpf sitzend. Er gab sich nicht einmal die Mühe, echtes Interesse auch nur zu heucheln.

„Springkraut!“, verbesserte Desmond nachsichtig und war sehr damit zufrieden, endlich einmal einen Wissensvorsprung vor seinem Freund zu haben.

„Hier, schau! Die Samenkapseln explodieren, wenn man sie streichelt.“ Er demonstrierte es an einigen Blüten und Robert beobachtete ihn schon ein wenig interessierter.

„Du verhilfst ihnen also durch ein paar Streicheleinheiten zu einem Orgasmus?“, fragte sein Freund unschuldig. Innerlich jedoch war Robert von dem augenscheinlichen Wettkampf zwischen Judith und Desmond ein wenig genervt. Wobei das Mädchen diesen eigentlich nicht wahr- und damit genau genommen nicht an ihm teilnahm. Schnell zog Desmond seine Hände von den Pflanzen zurück, während Robert ihn mit spitzem Mund beobachtete.

„Quatsch, Robert, das ist eine ganz normale Reaktion auf die Berührung. So verteilen die Pflanzen nun mal ihren Samen“, beeilte er sich zu erklären.

„Ja, Des, das sehe ich und das meinte ich auch“, bekräftigte Robert seine Meinung. „Nur, was machen sie, wenn gerade kein pflanzophiler Waidmann zur Stelle ist?“

„Er hat Recht, Herr Weilert“, stimmte auch Judith zumindest der ersten Aussage des kleinen Beamten zu, kümmerte sich aber weiterhin konzentriert um das GPS-Gerät in ihren Händen. Desmond machte ein misshütiges Gesicht, verkniff sich aber jeden weiteren Kommentar.

„Ich hab es gleich, dann können wir weiter“, ließ Judith halb triumphierend, halb gelangweilt vernehmen.

Interessante Mischung, hat sie sich wahrscheinlich aus ihrer Zeit als Teenager bewahrt, dachte Desmond.

Das Mädchen erhob sich und klopfte den Sand von ihrer Hose. „Wir müssen noch einen knappen Kilometer marschieren, dann kommen wir auf eine Straße, die uns zum Ziel führen wird.“ Sie hielt das GPS-Gerät wie einen Kompass vor sich. Ohne auf die allgemeine Bestätigung zum Aufbruch zu warten, stiefelte sie los. Desmond half Robert auf die Beine und nahm ihm die Wasserflasche ab.

Die Straße, die sie nach der Durchquerung des kühlen und feuchten Waldstückes erreichten, war gut ausgebaut, aber völlig verlassen. In einiger Entfernung stand ein Schild, allerdings mit der Rückseite zu ihnen gewandt, so dass Judith loslief, um seine Aufschrift zu lesen.

„Wie schafft sie nur so eine Geschwindigkeit? War wirklich eine gute Idee sie mitzunehmen. Ich glaub, sie könnte dir sogar besser helfen als ich“, bemerkte Robert wehleidig.

„Ohne dich wären wir nicht hier.“

„Erinner mich gar nicht erst daran.“

Das Mädchen kam zurückgelaufen und hatte die Wangen skeptisch hochgezogen.

„Na? Sind wir schon in einem Atomwaffentestgebiet?“, fragte Robert.

„Nein, aber das hier ist ein Privatweg der Bundeswehr und die Benutzung für Unbefugte verboten.“

Desmond hob die Hand zum Kinn und übte sich unbewusst in einer Denkerpose. „Wir gehen die Straße hinunter, bis wir zumindest in Sichtweite des Zieles sind. Sollten wir unsererseits entdeckt oder aufgehalten werden, sind wir nur Touristen und an diesem Wegstück aus dem Wald gekommen, ohne auf das Schild geachtet zu haben.“

Robert und Judith nickten halb zustimmend, halb anerkennend. Sie setzten sich erneut in Bewegung. Die Stop-and-go-Politik ihrer Wanderung ging Desmond inzwischen auf die Nerven. Seine FüÙe schmerzten beim Herumstehen weitaus mehr als während des Laufens. Solange das Stechen an seiner Ferse einem Marker für ihr Weiterkommen entsprach, war er allzu gerne bereit es hinzunehmen.

Nach einigen hundert Metern führte der Weg auf ebeneres Gelände. Ein ganzes Stück weiter sahen sie bald darauf einige triste Gebäude aufragen. Sie nahmen Kurs auf den nächstgelegenen Hügel, um sich von der leicht erhöhten Position mithilfe des Feldstechers eine Übersicht zu verschaffen. Dort hockten sie sich unter zwei niedrige Bäume, zwischen denen einige Sträucher etwas Sichtschutz boten. Kaum hatten sie die Straße verlassen, hörten sie Motorengeräusche. Zwei Limousinen tauchten kurz darauf auf und näherten sich mit beträchtlicher Geschwindigkeit. Ihre Seitenscheiben warfen das Sonnenlicht zurück, so dass man nicht erkennen konnte, wohin die Insassen während des Vorbeifahrens blickten, als beide Wagen die Straße auf Höhe ihres

Verstecktes passierten.

Die drei drückten sich so fest es ging ins Gras und blieben glücklicherweise unbemerkt. Desmond hoffte, dass das Gelände nicht mit seismischen Sensoren überwacht wurde, denn dann hätte sein Herz ein unaufhörliches Peilsignal in den Boden gehämmert. Nachdem das Zwitschern der Vögel die leiser werdenden Motorgeräusche wieder übertönte, schaute Judith als erste auf und nahm Desmond das Fernglas aus der Hand. Ein wenig weiter nach oben gerobbt, hielt sie es vor ihre Augen und wartete, bis die beiden Männer ebenfalls neben ihr lagen.

„Was siehst du?“, fragte Robert aufgeregt. Judith schien nicht glücklich mit ihrer Entdeckung.

„Viele Wachen? Ein Gefängnis? Was ist los?“, fragte Robert weiter.

„Ich weiß nicht. Ist alles ein wenig enttäuschend für eine Militärbasis. Da stehen ganz normale Autos, keine Jeeps oder so was. Ich sehe nur einen VW-Bulli mit Tarnmuster, alles andere wirkt total zivil. Keine Waffen die blitzen, keine Drills halbnackter Soldaten und kein dahin rostender Panzer.“

Desmond nahm ihr das Fernglas aus der Hand und begann, sich selbst ein Bild zu machen.

„Das sind ganz normale Bürogebäude, Robert“, berichtete er seinem Freund und führte die enttäuschenden Beobachtungen des Mädchens fort. „Der einzige Unterschied sind ein paar Uniformen mehr und ein Wachhaus an der Straße. Keine hochrangigen Offiziere mit Orden auf der Brust, nicht einmal eine Fahnenstange!“ Er gab das Glas an Robert weiter, damit sich sein Freund einen eigenen Eindruck verschaffen konnte.

„Alles recht harmlos. Wollen wir mal vorbeischlendern?“, fragte Judith, nachdem sie aufgehört hatte, über ihre künstlich überzogenen Erwartungen zu kichern.

„Nein, Judith, wenn ich da rein gehe, dann will ich mich auch selbst ungestört umsehen können. Zumindest ein bisschen.“

„Ok, wir warten bis es Nacht wird und klettern dann über die Abzäunung.“ Judith schaute die Männer ernst an. Desmond rollte mit den Augen.

„Sicherlich nicht, die werden schon ihre Sicherungsmechanismen haben“, wischte er ihren Vorschlag beiseite.

„Ich glaube nicht, dass es uns viel bringt, wenn wir uns dort nur kurz umsehen. Willst du durch alle Zimmer rennen und Davids Namen rufen? Sollten wir nicht besser unseren eigenen V-Mann dort hineinschicken? Vielleicht sogar einen echten Spion! Immerhin sind wir von einem Nachrichtendienst! Die halbe Nation steht auf unserer Gehaltsliste!“ Robert machte aus seinem Sarkasmus keinen Hehl. In seinen Augen hatte er mit der Bewertung ihrer Reise Recht behalten und schon viel zu lange den ungestümen Optimismus seiner beiden Partner ertragen.

„Klar, warum nicht. Wir müssen nur einen Weg finden, ihn einzuschleusen und wieder herauszuholen“, überlegte Desmond. Robert starrte ihn ungläubig an, Judiths Reaktion war gelassener.

„Könnt ihr so was wirklich?“, fragte sie.

„Wir nicht“, entschied Desmond. „Aber wir haben jemanden, für den solche Gebäude nicht mehr als einen Spielplatz darstellen.“ Roberts Augen begannen zu leuchten, als er Desmonds Anspielung verstand.

„Du meinst Friedrich!“

„Exakt.“

„Aber der ist doch gar nicht hier. Meinst du, das würde er überhaupt tun?“

„Ich werd ihn holen müssen. Irgendwie. In der Zeit wartet ihr einfach auf mich. Fahrt ein bisschen ans Meer und macht euch nützlich, wenn irgendwelche Wale zurückgeschoben werden müssen. Wir treffen uns dann in ein oder zwei Tagen wieder.“

„Das ist dein Ernst, oder?“ Robert wusste nicht, was er sagen sollte. Schließlich kam ihm ein alternativloses ‚Ok‘ über die Lippen. Dann begann, er Farne aus dem Boden zu reißen und über seine Beine zu legen.

„Was tust du da?“

Desmond wischte die Farne wieder von den Beinen seines Freundes herunter.

„Wenn die da unten uns drei hier oben ebenfalls mit einem Fernglas beobachten, dann werden sie zwei Leute ausmachen, die ihnen entkommen können und-“, er hob einen der Farne wieder auf, „einen weiteren Hügel, der sonst viel zu geschafft wäre davonzulaufen!“, erklärte Robert.

„Sie spinnen, Herr Bäumler“, bestätigte Judith Desmonds langgefasste Meinung über den kleinen Mann, hielt aber die Hand hin, um ihm aufzuhelfen. „Wir können nicht über die Straße zurück. Das wäre jetzt Unfug. Wir gehen direkt durch den Wald“, wies sie die Männer an.

„Ich hatte so was schon befürchtet“, seufzte Robert und stampfte los, derweil einige Blätter von ihm abfielen, als ob die Wanderung einen frühzeitigen Herbst des Beamten ausgelöst hätte.

Langsam trotteten die drei grasbefleckten Gestalten in das Unterholz zurück, um irgendwann auf ihren ursprünglichen Weg zu treffen. Aufmerksam ihrer GPS-Markierung auf der Karte folgend und von dem dicht bewachsenen und dadurch anspruchsvollen Weg in ihrer Nachdenklichkeit gestört, konnte Judith wenigstens für den Augenblick vergessen, dass David vielleicht irgendwo hinter ihnen nur auf sie wartete.

Kapitel 16

Was war es für ein Theater gewesen. Irgendwann auf ihrem langen Fußmarsch zurück zur Hütte war Robert die Erleuchtung gekommen, dass er Desmond sein Auto würde überlassen müssen. Ernsthafte Streitereien waren die Folge gewesen. Ein Thema, das die gesamte restliche Wanderung überschattet hatte. Aber Desmond wollte Judith und Robert weder mitnehmen noch einen von ihnen alleine zurücklassen. Offiziell waren die beiden Beamten im Urlaub, sie hatten also keine Berechtigung, sich im Bürogebäude aufzuhalten. Judith besaß überhaupt keine Legitimation zum Betreten des Gebäudes. Es würde schon schwer genug werden, selbst hinein zu gelangen.

Robert hatte nach hartem Kampf zugestimmt, ihm seinen Wagen auszuleihen. Ein Glück, wie Desmond fand. Er genoss die Fahrt, auch wenn ihn das große Auto zunächst eingeschüchtert hatte. Über die eingebaute Freisprechanlage rief er Sybille auf ihrem privaten Handy an, während er über die Autobahn rauschte und sich über das Geräusch freute, welches die breiten Reifen beim Überholvorgang von sich gaben, wenn sie über den Mittelstreifen rieben.

„Desmond? Du klingst so leise. Wie ist dein Urlaub?“

„Ich komme grad aus einem Tunnel, der Empfang sollte gleich wieder voll da sein. Der Urlaub ist großartig. Sag mal, wärst du bereit, mir einen nicht ganz unbedeutenden Wunsch zu erfüllen?“

„Vielleicht?“, antwortete Sybille schelmisch. „Was springt für mich dabei raus?“

„Was hättest du denn gerne? Ein Buch? Einen Wein hier aus der Gegend?“

„Ich weiß nicht einmal, wo du hin bist. Aber wie wäre es denn, wenn du mir endlich verrätst, was du mit deinen Berichten nach ihrer Bearbeitung machst?“, fragte sie halb im Scherz.

„Ok.“

„Ok?“ Sybille klang geschockt. „Um Himmels Willen, Des, um was wirst du mich gleich bitten? Soll ich wen für dich umlegen? Ich fürchte ja fast, ich würd's tun müssen.“

Desmond informierte sie knapp über seinen dringenden Wunsch in ihre Arbeitsstelle zu kommen.

„Aber Desmond, du hast doch frei! Deine Karte ist für diese Zeit gesperrt.“

„Ich werde dir alles erzählen, was du wissen willst, wenn du mich nur irgendwie reinschmuggeln kannst.“

„Ok, morgen früh um halb neun. Fahr auf den Parkplatz. Die Wächter wissen nicht, wer Urlaub hat. Ich hol dich am Lieferanteneingang ab und lass dich mit meiner Karte hinein.“

„Danke.“ Desmond legte auf. Er hatte viel Vertrauen in seine Freunde und es fiel ihm leichter als gedacht. Auch Sybille setzte sich schließlich möglichen Unannehmlichkeiten aus.

Doch sie hielt Wort. Pünktlich um halb neun des Folgetages ließ sie ihn in das Bürogebäude. Bis zu ihrer Mittagspause hielt er sich in seinem eigenen Büro versteckt und vertrieb sich die Zeit damit, einen Massageball an die Wand zu werfen und wieder aufzufangen. Die Gumminoppen der Kugel ließen sie in unberechenbarer Weise abprallen. Ohne den Zwang zu arbeiten in seinem Arbeitszimmer sitzend, wunderte er sich über sein schlechtes Gewissen. Einen Drang nach Gehaltslegitimation, den jemand, der üblicherweise schon zum Mittagessen mit seinem Kram fertig wurde, eigentlich nicht haben brauchte. Er hatte es nicht gewagt, sich einen Kaffee zu holen, und war wegen seiner Fahrt am späten Abend des Vortages ein wenig schläfrig. Umso

erfreulicher war es, dass Sybille das gleiche Kännchen mitbrachte wie auch zu ihren irregulär regulären Treffen. Doch dieses Mal kam sie nicht wegen der Entzauberung eines Berichtes, sondern zur Entzauberung von Desmonds Arbeit selbst.

„Ok, hier bin ich. Jetzt mach nicht so ein Gesicht, fang lieber an zu erzählen, was dich hierher treibt“, forderte sie ihn auf, nachdem sie ihm gnädiger Weise ein paar Minuten für eine zweite Tasse zugestanden hatte. Desmond begann, sie einzuweihen. Er war selbst erstaunt über die Länge und Ausführlichkeit seines Berichtes. Für ihn selbst war die flüssige Erzählung auch eine Gelegenheit, seine Gedanken zu ordnen. Erst jetzt wurde ihm bewusst, wie wichtig Sybille für seine Arbeit gewesen war. Er war gezwungen, ihr alles plausibel darzulegen, was bei der momentanen Thematik noch schwieriger war, als er angenommen hatte. Es schien, als wären all ihre vorherigen Treffen eine langwierige Vorbereitung für den heutigen Tag gewesen, an denen er geübt hatte, ihr eine nachvollziehbare Erklärung des Unmöglichen zu geben. Entweder war er damit erfolgreich, oder Sybille war eine sehr verwirrte Frau. Jedenfalls machte sie, nachdem er ihr alles erzählt hatte, keine Anstalten, ihrerseits eine Bewertung des geschilderten Geschehens abzugeben. Sie schaute ihn nur weiterhin erwartungsvoll an.

„Ist das ok?“, fragte er und wusste wie so oft nicht, was er eigentlich meinte.

„Ja, alles klar. Aber deswegen bin ich nicht hier. Du wolltest mir noch etwas ganz anderes erzählen.“

Allerdings, das wollte er. Nach den ersten Sätzen flossen die Worte so überhastet wie bei einer längst überfälligen Beichte. So dauerte es nicht lange, bis die Sachlage dargelegt war.

„Du vernichtest sie? Sie sind alle weg? All diese schönen Geschichten und deine spannenden Bewertungen hat noch nie und wird nie jemand zu sehen bekommen?“ Sybille war völlig aufgelöst.

„Vielleicht hab ich sie dir deswegen vorgelesen. So kennt sie zumindest eine Person außer mir.“ Sybille setzte ihren ganz und gar unzufriedenen Blick auf. „Das ist irrsinnig. Völlig bescheuert!“

„Ich stimme dir zu, aber ist meine derzeitige Situation es nicht auch?“, fragte er sie, erstaunt über den literarischen Stellenwert, den sie seiner Arbeit beimaß.

„Nein, überhaupt nicht. Aber das mit den Berichten, das muss ich erst einmal verdauen. Ich bin oben, wenn du mich brauchst oder irgendwo hin musst. Ich kann deine Karte leider nicht entsperren. Sie wird erst mit dem Ende deines ‚Urlaubes‘ wieder aktiviert. Klingel einfach durch, ja?“ Sie wirkte völlig zerstreut. Desmond blickte ihr nach. Er hatte so eine Reaktion irgendwie erwartet und doch für unmöglich gehalten. Weitere Kaffeenachmittage mit ihr würde er sich wohl abschminken müssen. Kaum hatte die Frau sein Büro verlassen, klopfte es erneut an der Tür. Desmond hoffte, Sybille hätte in ihrem wirren Zustand irgendetwas liegenlassen, doch es war Friedrich, der in sein Büro schlüpfte.

„Da sind Sie ja. Wo waren Sie?“, fragte Desmond, erleichtert darüber, den alten Mann zu sehen.

„Das fragen Sie? Ich habe die Münze sofort entdeckt, aber Sie hatten ja die Empfangsdame bei sich. Da konnte ich doch nicht einfach hineinschlendern.“

„Was haben Sie denn geglaubt, was hier drinnen vor sich geht?“

„Wie bitte? Behalten Sie ihre pubertären Unterstellungen für sich. Ich bin nur nicht gerne im direkten Kontakt mit Menschen und das mit Ihnen reicht mir völlig. Was kann ich denn für Sie tun?“

Obwohl Desmonds Stimme schon etwas brüchig war und er häufiger einen Schluck trinken musste, um seine Worte stabil zu halten, erzählte er die gesamte Geschichte ein weiteres Mal. In ihrer Wiederholung wurde sie ihm selbst auch nicht langweiliger. Friedrich stiefelte währenddessen unruhig um her. Erst als Desmond ihm seine erwünschte Beteiligung verriet, blieb er stehen und starrte mit einem entgeisterten Blick herüber, den der Beamte über die vergangenen Wochen hinweg bereits in vielerlei Variationen gesehen hatte. Eben erst, als Sybille die Wahrheit über seinen Job erfahren hatte.

Andere Wahrheiten - das gleiche Staunen.

„Nein, das ist doch völliger Wahnsinn. Warum sollte ich so etwas tun?“, entfuhr es Friedrich.

„Nun, weil Sie nicht entdeckt werden möchten und uns deswegen etwas schulden. Außerdem sind Sie sozusagen ein freiwilliger Angestellter von mir und Herrn Bäumler. Sie stehen auf unserer Gehaltsliste.“

„Ja, ja. Aber so einfach ist das nicht. Sie haben sich doch sicher gefragt, warum ich in dieser Bürokiste festhänge. Reiner Schiss! Leute wie ich werden bereits kurz nach der Geburt in braune Windeln gesteckt, damit man sie nicht im Minutentakt wickeln muss!“

„Stellen Sie ihr Licht nicht unter den Scheffel. Was Sie hier geschafft haben, ist unglaublich. Warum sollte es nicht woanders auch funktionieren? Sie sind ein Genie. In diesem Geheimdienst arbeitet ein Geheimagent, den nicht einmal die Behörde selbst kennt. Sie!“

Desmond packte den kleinen Mann bei den Schultern. Die Knochen drückten ihm schmerzhaft in die Handgelenke. Selbst seine dünnen Arme wären in der Lage gewesen, diesen Menschen hochzuheben. Dieser Friedrich war wie ein Geist. So flüchtig und so leicht zugleich.

„Das ist ja schön und gut, aber ich habe für dies hier eine lange Vorbereitung benötigt. Ich kenne mich hier aus, ich kenne die Beamten in diesem Gebäude, in diesem System!“, protestierte das Phantom weiter.

„Dort sind auch Bürogebäude, genau wie hier. Sie werden sich halt anpassen müssen. Damals, als Sie die Entscheidung getroffen haben, in dieser Architektur hier aufzugehen und eins zu werden mit dem Moloch, da waren Sie nicht nur mutig, Sie waren völlig losgelöst! All die Jahre haben Sie mit dieser Angst gelebt und jetzt erzählen Sie mir, Sie hätten Schiss?“

„So einfach ist das nicht. Ich kenne mich mit dem Militär nicht aus. Ich brauche Zeit, um mich zu informieren.“

„Wir suchen Ihnen jemanden, der Militärerfahrung hat. Waren Sie nicht beim Bund?“

Friedrich baute sich vor Desmond auf.

„Hör zu Jungchen! Ich habe schon verweigert, als man dafür noch in die Klappe gesteckt werden konnte.“

„Dann werden Sie noch einmal einen intensiven menschlichen Kontakt über sich ergehen lassen müssen. Ich kenne da nämlich wen, der seine Pflicht fürs Vaterland mit Sicherheit nicht ignoriert hat.“

„Aber sicher, gerne!“ Günter war völlig aus dem Häuschen. Mit weit aufgerissenen Augen musterte er Desmond und seinen älteren Begleiter, bereit, seinen Wissensschatz über ihnen auszuschütten. Der kleine alte Mann trippelte nervös von einem Bein auf das andere.

„Das ist sehr nett von Ihnen, Herr Schlasinski. Je früher Sie mir helfen können, desto-“

„Sicher, klar Mann, kein Problem. Wir können uns heute noch treffen. Ich habe sogar irgendwo noch eine alte Soldatenfibel rumliegen, aber vorher könnten wir ein paar Bierchen kippen und ich geb Ihnen erst einmal eine Struktureinsicht. Sie wissen schon, Ränge, Aufbau, was das Militär im Innersten zusammenhält.“

„Das ist sehr ... zuvorkommend“, betonte Friedrich. Sein Gesicht verzog sich etwas, aber er brachte die Worte doch anstandslos heraus. In diesem Moment erkannte Desmond, dass er vielleicht wirklich auf den Alten zählen konnte. In Bezug auf den neue Lektor hatte er bereits vermutet, dass dieser in seiner neuen Heimat noch nicht allzu viel Anschluss gefunden hatte. Ob das an seinen Ansichten oder dem gewöhnungsbedürftigen Benehmen lag, war Desmond egal. So häufig, wie er um sie herumgestreut war, lagen seine Abende noch genauso brach, wie Desmonds eigene. Das Themengebiet war nur die Garnitur seiner Bitte gewesen. Günter hätte so oder so angebissen. Sein neuer Kollege fragte noch nicht einmal nach Gründen. Für ihn schien ihr Gesuch absolut logisch.

Wenigstens einer mit Durchblick, armer Irrer.

„Klar, Kamerad, kein Problem. Und Sie, Herr Weilert? Sind Sie nicht im Urlaub?“ Günter hatte sich inzwischen ihm zugewandt. „Sie kennen Ihre Pflichten, nicht wahr?“

„Ja, das auch, aber als mein Freund hier mit all seinen Fragen zum Militär zu mir kam, da waren Sie der erste, der mir einfiel. Sie sind der Experte, dem ich ihn anvertrauen kann.“

Das entsprach der Wahrheit, auch wenn Desmond lieber jemand anderem diese Ehre zugesprochen hätte. Doch Günter war die einzige Ressource, die er so schnell würde anzapfen können. Er selbst hätte einen wirklich netten und bodenständigen, sogar noch aktiven Onkel bei der Bundeswehr vorzuweisen gehabt. Allerdings befand sich dieser im Auslandseinsatz und war als Ersatz für seinen strammen Kollegen unerreichbar. Mitleidig musterte er den sehr unsicher wirkenden Friedrich, der während der Verhandlungen über Ort und Zeitpunkt seines Treffens mit dem neuen Lektor zumindest versuchte, eine sozialverträgliche Miene aufzusetzen.

Auf eine nicht körperliche Art und Weise kam zum ersten Mal jemand bei seinem Plan zu Schaden. Jemand, der nicht einmal freiwillig daran teilnahm. Auch wenn er sich in den Details mit Robert und Judith abgestimmt hatte - der Hauptinitiator der Aktion war er persönlich. Die Verantwortung für Friedrich war jedoch einen ganzen Zacken schwerer zu bewältigen als für sich selbst oder gar seine Freunde, von denen er noch niemanden in echte Gefahr gebracht hatte. Es mochte Unannehmlichkeiten gegeben haben, doch hatte bislang immer die Möglichkeit existiert, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Als Günter sich erwartungsfroh von ihnen verabschiedete, wurde Desmond unsanft aus seinen Überlegungen gerissen. Friedrich blickte dem Lektor traurig nach. Desmond bot ihm an, ihn abends in die Nähe der verabredeten Kneipe zu fahren. Dann schlug er vor, bis dahin in der Kantine zu verweilen. Der niedergeschlagene Mann ging auf beides ein. Friedrich merkte, dass er jetzt zunächst einmal ein großes Eis brauchte.

„Sie müssen mich nur in die Gebäude bringen“, lauteten seine Anweisungen. „Natürlich nach einigen Tagen auch wieder hinaus.“

Als Deckgeschichte ihrer kleinen Exkursion hatten sie sich eine Archivforschung ausgedacht. Sie hofften, dass in dem Komplex wirklich eines vorhanden war. Im Internet wurde eines genannt, aber die Informationen um den Standort waren mager und alt. Dass die Informationen eines so neuen Mediums solche Attribute überhaupt zuließen, zeigte ihm, wie schnelllebig es war.

Um halbwegs sicher zu gehen, dass sie keinen Fehler machten, hatte Sybille sich bereit erklärt, auf dem Militärgelände anzurufen und sie anzukündigen. Die offiziellen Papiere konnte sie jedoch nicht besorgen. So würden sie nicht einmal am Pförtner vorbeikommen, geschweige denn an der Archivverwaltung, wobei nur die erste Hürde wirklich zählte. Dieses Problem musste noch gelöst werden und Desmond entschied, auch gleich ein weiteres anzupacken.

„Hören Sie mal, Friedrich. Ich weiß, Sie tun dies nicht freiwillig. Wenn Sie alle Argumente vergessen, die ich Ihnen genannt habe, mit denen ich Sie zum mitmachen gezwungen und erpresst habe, würden Sie dann trotzdem teilnehmen?“

Der kleine, dünne Mann faltete die Arme auf dem Tisch und legte seinen Kopf darauf. Zusammengesunken betrachtete er seinen Bananen-Split, als ob die Antwort auf diese Frage zwischen den Schokostreuseln und dem schmucklosen Glas im nicht ganz so ewigen Eis verborgen wäre und sein Blick sich nur noch zu ihr hindurchtauen brauch+e.

„Nein, freiwillig würde ich mich das nicht trauen. Aber ein Teil von mir will mitmachen.“ Er nahm einen großen Löffel Eis und Desmond wartete geduldig, bis der alte Mann mit ihm fertig geworden war. Friedrich fuhr fort: „Ein Teil von mir träumt nämlich, will sich auf der ganzen Welt so bewegen, wie er es in diesem Gebäude kann. Wenn ich mich getraut habe, in diese Militäranlage reinzuschleichen, dann schaffe ich es vielleicht auch woanders.“

„Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass alles reibungslos ablaufen wird. Vielleicht können Sie vergessen, dass ich Sie eigentlich überhaupt nicht zwingen kann.“

„Wenn Sie danach vergessen könnten, wer ich bin?“

Desmond wusste nicht, ob Friedrich diesen Satz ernst gemeint hatte. Das vor ihm liegende, aus minderem Appetit verschonte Brötchen erinnerte ihn daran, dass noch ein weiteres organisatorisches Hindernis zu nehmen war.

„Bislang ist noch immer alles reine Spekulation. Wenn ich nicht irgendwelche halboffiziellen Dokumente anfertigen kann, Zugriff auf die Stempel erhalte oder so, kommen wir nicht einmal in die Nähe der Gebäude.“

„Für eine Spekulation setze ich mich nicht einen ganzen Abend diesem Herrn Schlasinski aus. Ich hab ihn so genau beäugt, wie ich es mit allen neuen Mitarbeitern mache. Seine Art Mensch macht mir keine Sorgen. Für die bin ich unsichtbar und sie für mich eine manipulierbare Masse und Ressource. Das macht sie mir nicht sympathischer. Und dieser Günter ist besonders komisch. Wahrscheinlich sehe ich ihn vor Sonnenuntergang noch im Lederanzug mit einer Peitsche vor mir stehen. Er wird mich zwingen, ihn Herrn Goebbels zu nennen, und sich dann von mir den Hintern verschleimen lassen. Also, junger Mann, finden Sie verdammt nochmal einen Weg mich dort hinein zu bringen. Sonst geht die Kosten-Nutzen-Rechnung dieses Feldzuges nach hinten los!“ Friedrichs Blick war verklärt, aber selbstsicher. Es dauerte eine Weile, bis Desmond klar wurde, dass er übte. Noch wirkte es aufgesetzt, aber er gab sich Mühe. Gerade als Desmond sich doch noch seinem Brötchen zuwenden wollte, mehr aus Funktionalität denn aus Appetit, bemerkte er eine Person neben sich. Melissa räusperte sich.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?“

Desmond hatte sie überhaupt nicht kommen hören. Wieso bleibt Friedrich so gelassen?

Statt fluchtartig unter einem Vorwand zu verschwinden, war Friedrich ruhig sitzen geblieben und ließ jetzt den Löffel aus seiner Hand in das Eis gleiten.

Hat er sich so schnell wieder an den direkten Umgang mit anderen Menschen gewöhnt?

Friedrich überraschte ihn erneut, indem er Melissa an ihren Tisch einlud.

„Aber sicher, Frau Fama, setzen Sie sich. Warten Sie, ich räum eben mein Tablett ab.“ Friedrich lehnte, den Löffel wieder zwischen den Zähnen, sein Tablett wie versprochen neben sich an den Tisch.

„Danke, Friedrich“, sagte Melissa. Dann schaute sie Desmond an und hob die Augenbrauen.
„Aber die Frage galt in erster Linie Herrn Weilert.“

Desmond war viel zu baff, um ihrer Bitte entsprechend zu antworten.

„Sie beide kennen sich?“, fragte er stattdessen völlig irritiert.

„Ja“, antworteten beide simultan, was die Verwirrung Desmonds nicht im Geringsten minderte.
„Aber ...“, fuhr dieser kopfschüttelnd fort.

Friedrich seufzte. „Junger Mann, haben Sie denn noch immer nicht gelernt, präzise Fragen zu stellen? Melissa und ich sind schon seit Urzeiten miteinander bekannt. Sie hat mich irgendwann einmal in der Kantine aufgesucht und ist mit mir ins Gespräch gekommen.“

„Richtig“, bestätigte Melissa. „Ich war gerade neu hier und wusste nicht, wohin ich mich setzen sollte. Also wählte ich einen abgeschiedenen Tisch und setzte mich zu einem überraschten Friedrich. Mit ein wenig Ignoranz für abweisende Blicke hab ich mich dann irgendwann wirklich mit ihm unterhalten und nach ein paar ähnlichen Treffen hat er mich eingeweiht. Ich hab ihm dann mal mit seiner Kantinen-Karte geholfen und seitdem ...“

„Und Sie haben ihn nicht verpiffen?“, fragte Desmond. Melissas Blicke wurden säuerlich. Schnell griff Desmond das Brötchen und biss hinein, dann hielt er es aus unerfindlichen Gründen wie einen Schutzschild zwischen der junge Frau und sich selbst in die Luft.

„Nein, das hat sie nicht. Sie ist eine sehr vertrauenswürdige Person“, bekräftigte Friedrich. Desmond schluckte den nur halb zerkauten Bissen hinunter. Es gab ein glucksendes Geräusch.

„Dann setzen Sie sich“, entschied er und rückte ihr mit dem Fuß einen Stuhl unter dem Tisch hervor.

„Was besprechen Sie hier?“, fragte Melissa, nachdem sie am Tisch Platz genommen hatte. „Ihr seht beide nicht sehr glücklich aus. Und du, Desmond, hast eigentlich Urlaub.“

„Als ob ich das nicht selber wüsste“, sagte Desmond, überrascht diesen Satz nicht nur gedacht zu haben. Er war froh, dass Melissa den Weg von purer Verachtung bei ihrem letzten Treffen zu einem versöhnlichen ‚Du‘ eingeschlagen hatte. Ihren brandneuen Status als Bekannte Friedrichs würde er wahrscheinlich nicht so schnell verdauen können. Wahrscheinlich brauchte er nur die gleiche Zeit wie sie.

Und wieso zum Teufel?

„Ich benötige ein paar offizielle Anmeldungsdokumente. Ich muss an anderer Stelle Nachforschungen anstellen und kann nicht den üblichen Weg gehen.“

Ehrlichkeit, nichts bringt dir den Appetit schneller zurück. Desmond schob sich den Rest des Brötchens in den Mund.

„Welchen Genehmigungsgrad brauchen Sie denn? Ist es eine staatliche Behörde? Für wie viele Personen?“ fragte Melissa beiläufig.

Desmonds Brötchen landete wieder auf dem Teller vor ihm, was ihm allerdings nicht nur die angeekelten Blicke seiner Tischgenossen, sondern auch die ungeteilte Aufmerksamkeit der Essensausgabe einbrachte.

„Kannst du mir so etwas besorgen?“, fragte er, nachdem die beschämenden Blicke wieder von ihm abließen. An diese Möglichkeit hatte er noch überhaupt nicht gedacht.

„Kannst du mir denn vertrauen?“

Das war keine unberechtigte Frage. Wenn er Friedrich als verlässlichen Gefahrensensor betrachtete, würde er sich auch auf sie verlassen können. Um auch sie in seine Pläne einzuweißen, fehlte ihm im Augenblick allerdings die stimmliche Kapazität. Also beschränkte er sich darauf, mit ihr gemeinsam abzuwägen, welche Art von Papieren er brauchen würde. Sie konnte ihm nur Vordrucke liefern, gab ihm aber zusätzlich einige wichtige Hinweise über die Art der Formulierungen, die das Empfangs- und Sicherheitspersonal für gewöhnlich vorzufinden erwartete. Friedrich hatte ausdrücklich auf die Tatsache hingewiesen, dass es hauptsächlich darauf ankam, diese Erwartungen strengstens zu erfüllen. Er ging davon aus, dass die beste Systematik über den Menschen, den sie eigentlich kontrollieren sollte, auch zu knacken war. Friedrichs einzige Unsicherheit bestand darin, das System möglicherweise nicht schnell genug zu verstehen. Er würde sich ausgesprochen beeilen müssen, was Fehler provozieren könnte.

Wieder in Desmonds Büro, warteten sie auf die von Melissa versprochene Rohrpost. Sie hatten die Treppen zum Abstieg genommen und er hatte sich Vertrauensvoll an Friedrich gehalten, um möglichst wenigen Kollegen zu begegnen. Es hatte für ihn gewirkt, als führte ihn der alte Mann durch ein völlig anderes, absolut verlassenes Gebäude. Nachdem das Nachrichtenbehältnis einige Zeit später mit einem Zischen in Desmonds Fach landete, ließ er den Deckel mit einem Ploppen aufspringen und begann, die Texte an seinem Computer vorzuformulieren. Während er die letzten Zeilen tippte, klingelte sein Telefon. Erschrocken von dem Gedanken, jemand könne wissen, dass er in seinem Bürostuhl statt in einem Strandkorb saß, nahm er den Hörer ab und sagte erst einmal gar nichts.

„Desmond? Sybille hier.“

„Sybille? Was ist denn? Wir sind hier unten schwer beschäftigt, ich will so schnell wie möglich hier weg.“

„Das wäre auch ratsam, Des. Frau Königsfeld war gerade bei mir und hat mich gefragt, ob ich eine Telefonnummer von dir habe und dich im Urlaub erreichen kann. Herr Spatz hat sie informiert, dass jemand einen Nachforschungsauftrag wegen verlorener Korrespondenz zwischen unseren beiden Behörden aufgegeben hat. Sie will wissen, ob du das angeleiert hast. Ich habe ihr nichts verraten, aber sie ist auf dem Weg in dein Büro, um nachzusehen, ob sie irgendetwas diesbezüglich findet.“

Statt ihr weiter zuzuhören, beeilte er sich den Hörer und das übrige Telefon wieder unverdächtig zu arrangieren. Dann riss er seinen Drucker auf und spannte Melissas Spezialpapier ein. Der Druckvorgang dauerte unerträglich lange. Friedrich begann, kurz nachdem Desmond ihn über die Situation aufgeklärt hatte, einen unheilvollen Countdown, dessen Grundlage seine Schätzung der wahrscheinlichsten Ankunftszeit von Frau Königsfeld war. Sofern sie sich direkt auf den Weg gemacht hatte, konnten sie noch volle 170 Sekunden auskosten. Als Friedrich für diesen Countdown keine dreistellige Angabe mehr machen konnte, war erst die Hälfte der Seiten gedruckt. Desmond war auf völlig unmarxistische Weise froh, dass nun die Maschine ihr Arbeitstempo vorgab, denn er selbst war zwischenzeitlich wie gelähmt vor Angst. Sein

Kompagnon schickte unterdessen den leeren Behälter der Rohrpost an Melissa zurück und schaltete Desmonds Computer, ohne ihn ordnungsgemäß herunterzufahren, in der Sekunde aus, in welcher der Drucker gerade die letzte Seite ausgespuckt hatte. Desmond griff die Papiere mit der ganzen Vorsicht, die er zitternd aufzubringen vermochte, aus der Ablage und stellte sich mit ihnen neben die Tür. Er traute sich nicht, sie zu öffnen. Was, wenn Frau Königsfeld auf der anderen Seite wartete?

Friedrich war nicht so zimperlich. Er stieß die Tür auf und zog Desmond mit seinen knochigen Händen nach. Sie waren gerade auf dem ersten Treppenabsatz angelangt, als von unten her das Öffnen der Aufzugtüren zu hören war. Beide hielten die Luft an, was bei Desmonds aktueller Atemfrequenz einiges an Beherrschung verlangte. Sie lauschten, wie seine Bürotür mit dem Piepen des Türsensors geöffnet wurde. Dann hasteten sie weiter und liefen an Sybille vorbei nach draußen, die ihnen die Türen öffnete, ein ‚Viel Glück‘ zuflüsterte und nachwinkte. Vor Sicherheitskameras mussten sie sich nicht in Acht nehmen. Die Videoüberwachung war vor einigen Jahren mit einem Referendum des Mitarbeiterstabes ausgesetzt und abgebaut worden. Man mochte nicht beobachtet werden. Dafür saß nun die Empfangsdame im Foyer. Eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme der ironischen Sorte, für die Desmond heute überaus dankbar war.

Kapitel 17

Der starke Wind schien die Schafe auf dem Deich nicht zu stören. Die Tiere standen schief am Hang und der Luftzug mochte ihre ungesund schräge Körperhaltung nur noch korrigieren. Genüsslich grasten sie weiter die hübschen gelben Blumen ab, die Robert genauso kalt ließen wie die endlose Wattlandschaft vor ihm. Ab und an blökten die Viecher und die Geräusche aus ihren Kehlen klangen dabei so menschengemacht, dass die Szenerie ein wenig unheimlich wurde. Es war ihm, als ob eine Herde von Tierimitatoren ihn zu einer Balz aufzufordern versuchte. Gerade eben war eines der Schafe zu der Bank, auf der er saß, hinauf getapst und hatte begonnen, sich an dem alten verwitterten Holz zu schubbern. So still, wie er dort hockte, war er für die Schafe zu einem natürlichen Teil ihrer Umgebung geworden. Einige Schwalben flogen die windgeschützte Seite der Aufschüttungen hinauf und ließen sich an ihrer Spitze vom Wind spielerisch zurückwerfen, als ob allein Spaß ihnen ihre Handlungen diktieren würde.

Judith hatte ihm, kaum hatten sie den Deich erklommen, ihre Wanderstiefel in die Hand gedrückt und sich die Jeans hochgekremgelt. Jetzt stiefelte sie unten im Watt umher und ihre hellen Waden glänzten im Licht der Abendsonne. Langsam kehrte das Wasser zurück, weswegen das Mädchen sich nahe an der Strandwiese aufhielt. Zwischendurch machte sie Halt und begann mit der Hand im salzig nassen Boden zu pulen.

Irgendwann würde auch Desmond hier eintreffen. Er war einen ganzen Tag weg gewesen, hatte am Telefon aber sehr überzeugt geklungen, sich ihnen an diesem Abend wieder anschließen zu können. Mehr hatte er noch nicht verraten. Robert hatte ihm noch schnell durchgegeben, welche Adresse zu diesem Deichabschnitt führte, bezweifelte aber, dass sein Freund sie hier noch finden würde. Wahrscheinlich kam er erst spät in der Nacht direkt zu ihrem Ferienhaus, oder noch gar nicht. Robert konnte sich nicht vorstellen, dass Desmond viel Erfolg gehabt hatte.

Er hatte begonnen, all die Verrücktheiten auszublenden, seinen Urlaub als solchen hinzunehmen, und freute sich jetzt über eine erfrischend ehrliche Untätigkeit. Über den Tag hinweg hatten sich Judith und er selbstständig beschäftigt, aber beim gemeinsamen Mittagessen, das sie ihm freundlicherweise mitzukochen bereit gewesen war, hatten sie einen Abendspaziergang geplant. Die sportliche Dame brauchte anscheinend nicht viel Zeit, um sich an ihn zu gewöhnen, und auch Robert hatte nach und nach das Gefühl bekommen, dass man sich durchaus ernsthaft mit dem jungen Ding auseinandersetzen konnte. Das Mädchen war sehr nett, lachte viel, und er spürte bei ihr eine größere Entschlossenheit David zu finden, als Robert es noch vor einigen Wochen von irgendeinem Menschen erwartet hätte. Eine Energie, die er höchstens in seiner Sammelwut alter Filme von sich selbst her kannte. Alt fühlte er sich in ihrer Gegenwart, dabei trennten sie nur knappe elf Jahre. Ihr Erfahrungsschatz war, trotz grundverschiedenen Inhaltes, bereits so reichhaltig, dass er seine Überlegenheitsgefühle gegenüber der Jugend zumindest in ihrem Fall als Illusion abtun musste.

Wie er sie jetzt von seiner Aussichtsbank auf dem Deich beobachtete, fragte er sich, ob es sich ähnlich anfühlen würde, eigene Kinder zu haben. Er säße auf einem kalten Holz, den schneidenden Wind im Gesicht. Er würde seinen Nachwuchs dabei beobachten, wie er in Wattwurmökalien herumtollte und sich dabei wünschen, er hätte in seiner Jugend ähnliche Aktivitäten genossen, anstatt nörgelnd vor dem Fernseher zu hocken. Ein Glück, dass sie mit diesen Dreckfüßen sein Auto nicht betreten würde. So wie er Desmond kannte, würden die Polster sowieso schon mit kleinen Brötchenkrümeln kontaminiert sein, die kein Staubsauger je wieder aus den Ritzen der Sitze bekäme. Natürlich kannte er eine gründliche Reinigungsfirma, die es sogar schaffte, den steril frischen Geruch eines Neuwagens in seine Limousine zu

reimplantieren. Doch es ging ums Prinzip.

Langsam fröstelte es ihn. Judith schien ein echter Fan des Meeres zu sein. Ihre Ausdauer wurde anscheinend nur von ihrer Kälteresistenz getoppt. Robert hingegen mochte das Meer nicht besonders. Er war ein-zweimal hier gewesen, als seine Eltern in seiner Kindheit entschieden hatten ihn zur Kur zuschicken. Meist hatte er in seinem Zimmer gesessen und zwischen den Wasserbädern Romane gelesen. Romane, in denen das Meer durchgehend glorifiziert oder personifiziert wurde. Das Meer tut dies, das Meer tut das.

Blödsinn, dachte Robert. Doch wie er weiter auf seiner Bank ausharrte und begann, die Melodie eines Werbefilmchens durch die Kälte zu trällern, fiel ihm auf, dass er gegen mehr als nur die Geräusche der Wellen und des Windes anpiff.

Er wollte gerade seine eigenen Schuhe ausziehen und hatte sich bereits eines seiner Hosenbeine hochgekrempelt, als ihn ein Hupen hinter sich aufschreckte. Das Geräusch kannte er, allerdings ein wenig dumpfer. Er sah die blauen Konturen seines Autos an der Deichstraße unter ihm stehen. Desmond war auf der Fahrerseite ausgestiegen, hatte das Fahrzeug umrundet und präsentierte stolz seinen Beifahrer: einen dem Wind in seinem karierten Hemd etwas schutzlos aufgelieferten Friedrich, der sich beharrlich weigerte auszusteigen. Robert hüpfte den Hampelmann, um Judith auf sich aufmerksam zu machen. Dann begann er den Deich hinunterzulaufen und wurde nur vom Weidenzaun aufgehalten, an dem er sich ein Stück Stoff aus seiner Hose riss. Niemand würde ihn deswegen ermahnen.

Aus den dunklen Tiefen des großen Wandschranks reckte sich ein knochiger Arm, als würde der Sensenmann persönlich zum Besuch in seinem Reich einladen. Die dazugehörige, ebenso dünne Hand hielt einen Wäschebügel mit einem leicht poppig gefärbten Hemd in der Luft. Die Schranktüren wurden zu einer phantastischen Pforte, die aus noch viel mysteriöseren Gründen in Desmonds Zimmer des Ferienhauses stand.

„Soll ich das wirklich tragen? Ich bin sonst eher der dezente Typ“, mäkelte Desmond. Friedrichs Kopf schoss aus der Dunkelheit.

„Jungchen, ich bemühe mich, hier ein Kunstwerk zu schaffen. Wenn dir das entgangen ist, ruf es dir verdammt nochmal zurück ins Gedächtnis! Außerdem sind das hier deine Sachen. Ich modelliere nur.“

Die Vorstellung, dass Friedrich ihn als Teil eines Kunstwerkes sah, welches er zu modellieren versuchte, war wirklich erheiternd. Wahrscheinlich lachte Robert hinter ihm über ähnliche Gedanken, aber auch er würde sich dieser Prozedur noch unterziehen müssen. Ihr Künstler achtete sehr auf die Details. Er hatte ihnen sogar verboten, sich vor ihrem morgen stattfindenden Auftritt zu duschen oder wenigstens die Zähne zu putzen. Er wollte ihre erste Begegnung mit der Wache am Tor mit einem absichtlichen Makel versehen, den er bei ihrem zweiten Auftritt beseitigen würde, um mit Erwartungen und Ängsten zu spielen und dadurch eine Ablenkung zu schaffen. Mit dem übel riechenden Effekt noch nicht ganz zufrieden, hatten sie etwas von Desmonds Stinksprühflasche, die dieser aus reinem Zufall noch immer in seiner Aktentasche mit sich herum getragen hatte, mit viel Wasser verdünnt und auf diese Weise ein Parfüm geschaffen, das direkt aus Mussolinis Achselhöhlen zu stammen schien. Sie würden dieses Wässerchen aber erst kurz vor dem Ziel auftragen, um das Raumklima in Roberts fahrbarem Heiligtum nicht dauerhaft zu schädigen. Während Friedrich bereits begonnen hatte, in den Koffern des zweiten Beamten zu stöbern, die dieser aus Bequemlichkeit im Gegensatz zu Desmond gar nicht erst ausgepackt hatte, verhielt sich der rundliche Mann überraschend gelassen.

Aus dem unteren Stockwerk des kleinen Häuschens drang der Geruch der pikanten Tomatensauce ihrer Köchin. Desmond hatte allen angeboten, das Kochen zu übernehmen oder sie wenigstens zum Essen einzuladen, aber Friedrich bedeutete ihnen, sich lieber auf ihre Aufgaben zu konzentrieren. Judith hielt sich ohnehin bevorzugt in der Küche auf, statt in einem kleinen Zimmer mit ungewaschenen Männern herum zuhocken, die verschiedene Kleidungskombinationen ausprobierten und dabei ‚senil‘ vor sich hinkicherten, wie sie es ausgedrückt hatte.

Eine kleine Spinne seilte sich von einem Ast des Baumes vor dem Fenster ab. Desmond konnte sie ruckartig hinuntergleiten sehen. Es erinnerte ihn an Roberts sarkastisch vorgetragenen Plan, sich wie Filmhelden aus einem Helikopter über dem Gelände abseilen zu lassen. Er empfand ihren jetzigen Einfall als nicht allzu starken Kontrast zu dieser Phantasie und mit Sicherheit nicht minder cool.

„Wie wirst du uns eigentlich eine Nachricht zukommen lassen, wenn du David oder irgendetwas anderes gefunden hast?“, hörte Desmond Robert fragen.

„Wahrscheinlich ruf ich euch an, wieso?“, antwortete Friedrich gelassen und knöpfte Roberts Hemdsärmel zu.

„Aha“, sagte dieser und man konnte an seinem Tonfall hören, dass er von dieser eher profanen Antwort ein wenig enttäuscht war.

Sogar ein verdammt cooler Einfall, dachte Desmond.

„Noch einmal. Keiner von euch schaut mich während des Gespräches an, oder reagiert auf irgendetwas, das ich tue. Ihr seid die einzigen, die sprechen. Wir fahren bis an das Tor, steigen alle gemeinsam aus und eure Show beginnt. Ich empfehle Desmond als Wortführer und du, Robert, bist sein knackiger Sidekick“, wies Friedrich die beiden vor ihm im Wagen sitzenden Beamten an, als sie in die Straße zum Militärgelände einbogen und das Schild passierten, das Judith vor drei Tagen bereits für sie ausgekundschaftet hatte. Die Klimaanlage tat ihr Bestes, um den Geruch ungewaschener Körper im Auto zu verdrängen.

„Schon klar, er soll gar nicht bemerken, dass wir zu dritt sind“, bemerkte Desmond, der Friedrichs Kunst so langsam zu verstehen glaubte.

„Quatsch“, zerstörte Friedrich diese Träumereien sofort wieder. „Natürlich wird er zählen können. Es geht überhaupt nicht darum, wie viele von uns an ihm vorbei in die Gebäude schlendern. Es geht darum, dass er sich nicht wundert, wenn ihr beiden nur zu zweit wieder herauskommt.“

Desmond und Robert musterten sich kurz. Beide trugen leichte Augenringe und Desmond vermutete, dass Robert ähnliche Probleme beim Einschlafen gehabt haben musste wie er selbst. Friedrich schien die Unsicherheit viel besser zu verkraften. Er war sie allerdings auch gewöhnt und lebte richtig auf in ihr. Sein Selbstbild von einem feigen Büroflüchtling war völlig fehl am Platz. Das knochige Häufchen war geradezu ein Adrenalinjunkie. Beindruckend, aber nicht beneidenswert, wie Desmond fand. Er legte das kleine Fläschchen mit dem abstoßenden Inhalt zurück in das Handschuhfach.

Der faulige Gestank ihres soeben aufgetragenen Duftwässerchens stieg langsam im Wagen auf, als ob in den Gängen der Lüftung irgendein kleiner Säuger, von denen Desmond in den sie umgebenden Feldern einige vermutete, verendet wäre. Daran, dass sie es selbst waren, die im Auto vor sich hin müffelten, mochte er gar nicht denken. Man hätte ein Fenster öffnen können,

den Geruch dann aber bloß mit der draußen herrschenden schwülen und naturdüngerschwangeren Luft getauscht. Seine Müdigkeit verschaffte Desmond eine körperliche Gelassenheit gegenüber solchen Nebensächlichkeiten. Er hatte am Vorabend bis spät in die Nacht über den gefälschten Dokumenten gebrütet und sie auf mögliche Fehler oder Unachtsamkeiten hin überprüft. Sein Körper fühlte sich so taub an, als ob sein Organismus sich selbst sediert hätte. Doch als hinter einer leichten Biegung die ersten Gebäude am Horizont auftauchten und er Stromleitungen über den Horizont des bereits abgemähten Feldes wie Seilbahnen auf sein Schicksal zulaufen sah, kehrte nervöse Energie in ihn zurück. Man konnte das Häuschen des Wächters jetzt gut erkennen.

Der Schemen eines jungen Soldaten trat aus dem Schutz seiner Hütte und schnippte eine Zigarette auf die Grünfläche hinter sich. Robert bremste vorsichtig ab. Der junge Mann winkte ihnen anzuhalten. Er wirkte weder mürrisch noch misstrauisch, sondern eher pffiffig und aufmerksam, soweit Desmond das durch die Frontscheibe erkennen konnte. Robert gehorchte den Gesten der Wache und stoppte. Die drei Männer stiegen aus und liefen mit gespielter Gelassenheit auf den Soldaten zu.

„Guten Tag die Herren, was kann ich für Sie tun?“

„Guten Tag, wir sind vom Nachrichtendienst des Landes NRW und haben uns für einen Archivzugang anmelden lassen.“

Desmond vermied es Namen zu nennen, was die Aufmerksamkeit des Wachmannes auf ihre Papiere zwar verstärken würde, ihn aber davon entband, sich ihnen zur Begrüßung zuzuwenden. Ein weiteres Detail, das ihnen Friedrich eingebläut hatte.

Die Männer überreichten dem Soldaten ihre jeweiligen Unterlagen und sahen zu, wie er mit ihnen in seiner Hütte verschwand. Kalter Schweiß lief Desmond den Rücken runter. Denn auch hier, ein ganzes Stück von Ost- und Nordsee entfernt, blies der Wind recht kräftig und verstärkte die Kälte um sein Rückgrat.

Eine unangenehme Coolness.

Er bekam Angst vor seinen Ängsten, fürchtete, seine Stimme würde schon beim nächsten Satz versagen. Doch sie blieb stabil, als er Robert flüsternd auf die Hofscheinwerfer aufmerksam machte.

„Ich muss mir Ihre Taschen anschauen“, forderte der Wachmann sie auf, den Kopf aus dem Türrahmen gesteckt. „Wenn Sie so freundlich wären und kurz hineinkommen würden?“

Sie folgten ihm in das Wachhaus. Von außen sah man nur den Holzverschlag, aber wie die Männer jetzt feststellten, war es eigentlich ein kleines Betonbauwerk. In der Windstille des Raumes bemerkte Desmond zum ersten Mal seit sie ausgestiegen waren wieder den Geruch, den sie sich selbst angetan hatten. Zunächst gewissenhaft, dann immer hastiger untersuchte der junge Mann ihre Aktentaschen. Wahrscheinlich hatte auch er ihren strengen Odor bemerkt. Plötzlich stutzte er und sein jugendliches Gesicht nahm einen bestürzten Ausdruck an, als ob er gerade Schmuddelhefte im Schrank seines Vaters gefunden hätte. Er griff in Friedrichs Tasche und zog eine Zahnbürste heraus.

„Was ist denn das hier? Wozu brauchen Sie eine Zahnbürste?“, fragte er erstaunt und ein wenig amüsiert. Dass derartig unangenehm riechende Zeitgenossen Hygieneartikel mit sich herumschleppten, schien ihn zu belustigen. Desmond trat vor und hoffte, der Soldat hätte sich die Zuordnung der Taschen zu den jeweiligen Beamten nicht gemerkt.

„Oh, die hab ich nur mit mir getragen, weil wir so früh losgefahren sind. Ich wollte mich

unterwegs frischmachen und bin etwas eigen mit der Zahnpflege.“ Robert trat nun ebenfalls vor. Mit einer Hand auf der Schulter des ihn um einen Kopf überragenden Mannes versuchte er Desmonds Erklärung zu unterstützen.

„Sie wissen schon. Damit er auch morgen noch kraftvoll zubeißen kann, wenn ihm mal die Munition ausgehen sollte.“

Der junge Soldat lachte herzlich und für einen Moment verspürte Desmond ein wenig Mitleid mit ihm. Zweifelsohne bestand die Gefahr, dass er Ärger bekommen könnte, wenn man sie ertappte. Trotzdem bemühte er sich nach Kräften mitzulachen.

Bekommt man ein wenig seiner Unschuld wieder, wenn man bestraft wird?

Um das Thema zu wechseln, erfragten sie noch den direkten Weg zum Archiv, doch der Wachsoldat konnte ihnen nur das richtige Gebäude nennen. In der Angst, man könnte ihnen eine Eskorte stellen, versprachen sie sich weiter durchzufragen und verließen das Wachhaus wieder. Desmond und Friedrich liefen zu Fuß auf den Komplex zu, während Robert auf die Schranke wartete und dann mit seinem Wagen auf den Hof fuhr, um zu parken.

„Wozu hast du diese Zahnbürste eingepackt? Mir wäre fast das Herz stehengeblieben“, zischte Desmond zornig, als die beiden das Gebäude erreichten, in dem sich laut Aussage des Wachmannes das Archiv befinden sollte. Eine dunkle Wolkenwand sprenkelte einen leichten Sommerschauer über den Teer, auf dem sie wanderten. Es waren wenige, aber dicke Tropfen. Desmond spürte den Regen auch auf seiner Haut und wünschte sich, er würde ihren Geruch gleich mit abwaschen.

„Was glaubst du denn? Dass ich hier Tage verbringe, ohne mir die Zähne zu putzen? Ich muss schon genug organisieren. Ein Versteck, etwas zu essen. Hygiene wird nicht so leicht aufrechtzuerhalten sein. Außerdem sind wir drin, beruhige dich“, piff Friedrich zurück. Er hatte begonnen, das Gelände genau zu taxieren.

So viel zu den Details.

Robert schloss an der Tür zu ihnen auf. Einige Mitarbeiter des Komplexes liefen in der Nähe umher, ohne sie großartig zu beachten. In dem Gebäude stellten sie sich vor eine große Schautafel und studierten die Raumübersicht. Friedrich hingegen studierte den kleineren Plan mit den Notausgängen, der neben der Tür aushing. Eine Frau mit kurzen Haaren kam an ihnen vorbei, nickte ihnen zu und verschwand mit zugehaltener Nase in einem der abzweigenden Gänge. Sie trug keine Uniform. Überhaupt sahen sie hauptsächlich zivile Kleidung, wie sie es auch erhofft hatten. Das erlaubte es Friedrich, seine Sachen anzubehalten.

Nachdem sie sich die Wegweiser eingepägt hatten, übernahmen Robert und Desmond die Führung. Friedrich trottete hinter ihnen her.

„Wonach sollen wir suchen? Das Archiv wird keine so neuen Akten enthalten, wie für uns von Nutzen wären und je länger wir hier durch die Gegend stiefeln, desto wahrscheinlicher wird es, dass wir auf Herrn Spatz treffen“, stellte Robert ihre Planung in Frage. „Wenn sich der Typ oder, Gott bewahre, sogar David wirklich hier aufhält!“ ergänzte er stark zweifelnd.

Sie bogen um eine Ecke und standen vor einer großen Holztür, welche von einer kleinen Messingplatte als Eintritt zum Archiv ausgewiesen wurde.

„Schau! Da sind wir. Vielleicht bekommen wir zumindest heraus, um was für eine Anlage es sich bei diesem Komplex überhaupt handelt. Eigentlich liefern wir ja auch nur unser kleines Paket

hier ab.“

Desmond drehte sich zu Friedrich um und Robert folgte seiner Bewegung. Doch der kleine Mann war schon längst verschwunden.

Kapitel 18

Jetzt war er sich sicher. Die Verdunklungsperiode war viel zu früh zu Ende gegangen. Um sie zu überlisten, hatte er ganz still gehalten und all sein in seiner Phantasie trainiertes Schauspielertalent genutzt, den Wachleuten einen tiefen Schlaf vorzuspielen. Inklusiv zuckender Augen während des Einschlafens und langsamer Atmung.

In Wirklichkeit aber war er wach geblieben, denn nach einigen sehr seltsam langen Lichtperioden war ihm mit der ungewohnten abendlichen Müdigkeit der Gedanke gekommen, dass sie ihm vielleicht etwas von der Nacht abgezuckt hatten, um ihn langsam mürbe zu machen. Ironischerweise war es die durch seinen Schlafmangel angeheizte Paranoia, die ihm diese Erkenntnis geschenkt hatte. Vielleicht war es ihnen egal, ob er von ihrem Schlafentzug wusste. Aber seit langer Zeit, hatte er wieder das Gefühl gehabt, durch sein Handeln und Nachdenken etwas bewirken zu können. Das gab ihm Kraft.

Seit mindestens sechs Tag- und Nachtwechsell hatten sie ihn schon nicht mehr verhört. Dafür ging nun öfter jemand in dem Gang vor seiner Zelle auf und ab, wie er über die Schwingungen des Bodens mitbekam. Der Eingabeschlitz der Tür war wie eine kleine Luftschleuse gebaut und ließ keinen Ton hindurch, doch der Untergrund übertrug genug Schall, um zumindest ab und an etwas anderes zu hören als Kamera- und Lüftungssurren.

David hatte begonnen, gegen die Langeweile Sport zu treiben. Bilder von trainierenden Häftlingen kamen ihm in den Sinn. Ihre Körper von schweißnassen Tattoos überzogen. Starke Kerle eben, vielleicht etwas promiskuitiv, aber stark. Er selbst hatte keine Körperkunst vorzuweisen. Seine Haut war vom dem künstlichen Licht inzwischen wie ausgebleicht und teigig. Die Kopfhaut hatte angefangen zu jucken und er fühlte eine tiefe Sehnsucht nach etwas Sonnenlicht. Einer der Soldaten hatte ihm Tabletten gebracht, die angeblich nur Vitamine enthielten, um den körperlichen Folgen der Gefangenschaft entgegenzuwirken. Aber aus Misstrauen hatte er sie nicht geschluckt und anscheinend kümmerte dies auch niemanden weiter.

Die Tür glitt auf, als er sich gerade den Schweiß mit seiner Decke unter den Achseln wegwischte. Sie führten ihn hinaus in den kühlen Gang und in das ihm wohlbekannte Verhörzimmer. Er setzte sich halb selbst, halb von seinen Bewachern hineingedrückt in den Stuhl und faltete die Hände in seinem Schoß. Als er über den Tisch hinweg aufsaß, bemerkte er, dass der ihm gegenüberliegende Stuhl nicht besetzt war. Dafür lagen zwei Kugelschreiber und lose Blätter auf der glatten Holzoberfläche. David kratzte sich am Kopf. Einerseits, weil er wieder mal juckte, andererseits aus Überraschung. War er zu früh? Wie lächerlich dieser Gedanke war. Er hatte hier doch keinen Termin.

Oder doch?

Als sich auch nach einer Weile niemand anschickte den Raum zu betreten, stand er vorsichtig auf, umrundete den Tisch und tastete mit den Händen über den bequemen Bürostuhl, auf dem sonst der ältere Militäroffizier immer Platz genommen hatte. Das Polster war weich, gab seinen Fingern nach und David stellte sich vor, wie es sich an seinen Rücken schmiegen würde. Doch anstatt sich hinzusetzen, griff er nach Papier und Stiften und kehrte auf seine Seite des Tisches zurück. Wieder auf seinem ungepolsterten Stuhl sitzend, begann er geometrische Muster auf dem Papier zu zeichnen. Der Stift hinterließ wunderschöne Spuren auf der weichen Unterlage. Genüßlich malte er eine schräge Sonne und einen krummen Baum. David stellte sich vor, im Wartezimmer eines Kinderarztes zu sitzen, statt in einem Verhörraum. Würden sie seine Zeichnungen hier an die Wände hängen? Vielleicht hatten sie ihn zur Verschönerung ihrer

Umgebung gefangen. Ein paar seiner verkrampften Gedanken lösten sich zusammen mit den von ihm gezogenen Strichen im Fahrwasser der Ironie auf.

Die erste Seite hatte er schon fast vollständig bemalt. Verschwenderisch waren die Linien bis an die Ränder des Blattes gezogen. Ein unerhörtes Gefühl des Luxus machte sich in David breit. Doch er traute sich nicht, ein weiteres Papier zu bekritzeln. Darum verkleinerte er seine folgenden Zeichnungen. Als das Blatt wirklich vollständig bemalt war, legte er den Stift an die Seite, schob den Stapel mit dem Papier zusammen und legte ihn wieder vor dem gepolsterten Stuhl auf die andere Seite des Schreibtisches.

Genug der Ausschweifungen.

Kurz darauf wurde er wieder in seine Zelle zurückgebracht. Leider entdeckten seine Bewacher den Stift, den er in seinem Ärmel zu verbergen versucht hatte. Der Soldat, der ihn durchsucht hatte, gab ihn wortlos seinem hinter ihm stehenden Kollegen. Der Traum einer bemalten Zellenwand platzte. Ohne zu protestieren ließ David die weitere Durchsuchung über sich ergehen. Wieder in seiner Zelle setzte er sich auf sein Bett und stierte in die Kamera. Die Tür war sofort wieder fest verschlossen worden. Ein leichter Unterdruck und ein simpler Hebel, mehr hielt ihn nicht fest. Die weiche Umrandung des Türrahmens ließ die Tür so sanft und leise zugleiten, als ob nur ein winziger Ruck genügen würde, sie wieder aufzustoßen. Das hatte er bereits mehrere Male ausprobiert. Aus irgendeinem Grund versuchte er es heute erneut. Langeweile? Die Tür bewegte sich natürlich keinen Zentimeter. David konnte die Kamera surrend lachen hören.

Er lehnte sich niedergeschlagen mit der Stirn an die Tür. Der eingelassene Türspion drückte sich schmerzhaft in seine Haut. Wozu war er überhaupt da, sie hatten doch ihre Kamera? Das Fischauge war völlig überflüssig. Er stieß sich ab und wanderte gelangweilt umher. Bald darauf wurde ein Tablett in die kleine Luftschleuse seiner Tür gestellt. David durchquerte den Raum und hob sein Mittagessen aus der kleinen Nische.

Beinahe hätte er das Tablett gleich wieder fallen lassen. Neben der Haube, die einen Teller mit Rouladen, Kartoffeln und gemischtem Gemüse abdeckte, befand sich ein weiterer, kleinerer Deckel auf dem Tablett. David hob ihn an und fand ein Schälchen mit Wackelpudding. Sie hatten ihm bislang noch nie Nachtisch gebracht. Wofür wollten sie ihn belohnen? Die Hände an die Schläfen gepresst, versuchte er einen klaren Gedanken zu fassen. Wackelpudding hatte ihn seit seiner frühesten Kindheit nicht mehr korrumpieren können. Doch jetzt schwoll sein Kopf auf die Größe seiner Zelle an. Er widerstand der Versuchung gegen die Wand zu schlagen und setzte sich vor das Tablett. David hatte einen Entschluss gefasst.

Er stopfte das Essen in sich hinein, kippte den Wackelpudding jedoch mithilfe des Löffels in sein Klo und spülte ab. Nachdem er das übrige Geschirr wieder ordentlich auf dem Tablett drapiert hatte, stellte er das Nachtschälchen vor sich auf den Boden, hockte sich darüber und zielte, den Kopf zwischen seine Beine gesenkt, mit einer gewaltigen braunen Bombe in das kleine Glas. Dann stellte er die Retourkutsche mit dem Tablett zusammen wieder in die Nische.

Beinahe hätten sie ihn gehabt, aber eben nur beinahe.

Der Junge schien langsam den Verstand zu verlieren, dachte Herr Spatz, als er mit dem bekritzelten Papier in der Hand durch das Verhörzimmer schritt. Die bereitgelegten Utensilien hatten ihn eigentlich dazu bringen sollen, sich ihnen zu öffnen und die Dinge aufzuschreiben, die er anscheinend nicht aussprechen wollte oder konnte. Die Psychologiebücher hatten es geradezu versprochen.

Vielleicht hätte er einen Experten anfordern sollen, doch wäre damit viel zu viel Aufmerksamkeit auf ihn gefallen. Unbemerkt blieb nur, was keine Kosten verursachte.

Stattdessen hatte Herr Spatz nun die infantile Zeichnung von einer Sonne mit Bäumen erhalten. Selbst die Kinder seiner Schwester hatten im Kindergarten aussagekräftigere Bilder gemalt. Und seine Schwester neigte dazu, ihr Talent maßlos zu übertreiben.

Es verhielt sich mit den Entwicklungen nicht so, wie er gehofft hatte. Der Junge war nun seit bereits sieben Wochen in Gewahrsam. Herr Spatz war aktiv geworden, als sich eine Situation ergab. Er hatte sich etwas ausgedacht, um mit dieser Situation fertig zu werden. Warum kam er jetzt nicht weiter? Warum wollte sich der Sinn nicht endlich von selbst einstellen?

Der Bericht des Teams, welches an der Entspiegelungstechnik arbeitete, wies auf eine ganze Reihe von Fortschritten hin. Das Projekt wäre Ende des Jahres vielleicht sogar serienreif. Seine Vorgesetzten hatten ihn bereits beglückwünscht und davon gesprochen, wie wichtig diese Fortschritte für sie seien. Die Zügel der Forschung würden in militärischen Händen liegen, anstatt die Bundeswehr als Motor für die Rüstungsindustrie verkommen zu lassen. Eigentlich hatte er dazu nichts beigesteuert. Die Wissenschaftler hatten sich autonom verwaltet und nur ab und an eine Unterschrift verlangt. Sie fragten auch nicht nach, als er die veraltete Quarantänestation unter seine Kontrolle gebracht hatte. Stattdessen schienen sie froh über die Ablenkung zu sein, die sein kleines Projekt ihm versprach.

Die Zahnschmerzen waren wieder zurückgekehrt. In der Woche, in der er den Zugriff auf den jungen Mann geleitet hatte, waren sie fast verschwunden gewesen. Lag es an der Aufregung? An der Ablenkung? Er hatte zwei Experten für Schlösser dabei gehabt, war in die Wohnung der Zielperson eingedrungen und hatte sie mit diesem furchtbar scharf riechenden Betäubungsmittel aus und wieder in den Schlaf zurück entführt. Das Fenster hatten sie ebenfalls ausgetauscht und mitgenommen. Den Wissenschaftlern zufolge war das Glas in keinsten Weise ungewöhnlich, nur ausgesprochen dreckig. Für einen kurzen Moment hatte Herr Spatz die Hoffnung gehegt, es hätte durch einen Zufall wie eine Linse gewirkt. Aber es taugte nur als Beweis für jugendlichen Unwillen, die Fenster zu putzen. Für diese Erkenntnis hätte er auch jeden Rekruten heranziehen können.

Die ganze Aktion hatte sowieso furchtbar amateurhaft gewirkt, wenngleich alles nach Plan verlaufen war. Bei dem Versuch, den Jungen allein aus seinem Bett zu ziehen und ihn über seine Schultern zu werfen, hatte er sich den Rücken verknackt. Seine Helfer, wie alle Experten des Militärs, die sich auf ihre Fähigkeiten statt auf körperliche Eigenschaften verließen, waren für diese Art des Transportes zu schwächlich. Mit den Handschuhen, die sie trugen, um keine Spuren zu hinterlassen, war es sehr mühselig gewesen, den Jungen an Händen und Füßen die ganzen Treppen nach unten zu tragen. Statt geräuschlos wieder zu verschwinden, schien Charlie Chaplin ihren Abtransport choreographiert zu haben. Niemand hatte sie bemerkt. Aber keiner von seinem Team konnte im Nachhinein behaupten, das hätte an ihrer Finesse gelegen.

Sie waren gegen die Wände gestoßen, der Junge war ihnen beinahe aus den Händen geglitten und sie hatten einen Türstopper ein ganzes Stockwerk mitgeschleift, bis sie das kratzende Geräusch endlich bemerkten. Die Realität hielt einfach nicht mit seiner Phantasie Schritt, das war das Problem. Es gab aber noch ein ganz anderes. Dieser Mensch vom Nachrichtendienst, den er kurz in Beschlag genommen hatte, schien ihm hinterher zu schnüffeln. Als die Post sich bei ihm wegen eines Sendungsverfolgungsantrages gemeldet hatte, hatte er noch keinen Verdacht geschöpft. Wie groß war aber seine Überraschung, als er ihn heute im Vorbeigehen auf einer der Sicherheitsmonitore im Zentralbüro erkannt hatte. Die Aufzeichnung war zwar schon einige Tage

alt, aber höchst interessant. Er hatte darauf verzichtet Herrn Weilerts Vorgesetzte zu informieren. Sie schien ziemlich intelligent zu sein und wer wusste schon, welche Rolle sie in diesem Spiel innehatte.

Der Mann war bei seinem Besuch nicht allein gewesen. Ein dicker Typ mit spitzer Nase war bei ihm gewesen und hatte genau auf die Beschreibung gepasst, die ihm der einfältige Postbeamte gegeben hatte, mit dem er sich am Telefon unterhalten musste. Das gefiel ihm alles ganz und gar nicht. Zumindest seine Deckgeschichte funktionierte. Die Schule war diskret darüber informiert worden, dass David einen Entzug machte. All das Verständnis, von dem der Schulleiter am Telefon gesäuselt hatte, hallte noch immer durch sein Ohr und machte ihn wütend. Zivilisten ... Allerdings wurde diese Behörde damit auf die gutmenschenweise ruhig gestellt. Was die Familie des Jungen anbelangte - damit würde er sich noch befassen müssen. Jetzt zählten zunächst einmal kurzfristige Ergebnisse.

Herr Spatz verließ das Verhörzimmer und wanderte zum Nebengebäude in sein Büro. Er ließ Wohnort und das Autokennzeichen von Herrn Weilert durch seinen Adjutanten ermitteln und entschied, die Dinge erst einmal wirken zu lassen. Er wollte sich darauf beschränken, vielleicht notwendige Reaktionen und Operationen vorzubereiten. Außerdem wies er die Wachmannschaft und gezielte die Pförtner darauf hin, die beiden Männer festzusetzen, wenn sie noch einmal versuchen sollten, Zutritt zum Gelände zu bekommen. Er hatte dem Leiter der Wachmannschaft bei einem kleinen Spaziergang gerade die Anweisungen persönlich übermittelt, als er sich aus einem Gefühl, verfolgt zu werden, plötzlich umdrehte. Im Gang hinter ihm war jedoch niemand zu sehen.

Beiläufig ließ Friedrich die Aktenhülle auf dem Tisch mitgehen, bog in einen anderen Gang ab und suchte einen Wasserspender auf, den die restliche Belegschaft als störanfällig mied. In Wirklichkeit hatte er nur ein Ventil herausgeschraubt. Auf diesen Schrecken brauchte er nun wirklich einen Schluck Flüssigkeit und drehte den kleinen Gummiring wieder hinein. Das Wasser gluckerte in den Plastikbecher. Frühestens heute Abend würde er das Telefon im Eingangsbereich wieder ungestört nutzen können. Desmond und seine seltsame Truppe warteten sicherlich schon gespannt auf seinen Statusbericht.

Er hatte sich noch nicht vollständig eingelebt und trotz massiver Ermittlungserfolge noch keinen Plan zur Rettung des Jungen entwickelt. Zumindest hatte er ihn gefunden. Er war sogar ganz in seiner Nähe gewesen.

Die Sicherheitsvorkehrungen waren hoch, aber er hatte ein wunderbares Schlupfloch entdeckt: Aus Kostengründen gab es keine Kantine auf dem Gelände. Das Essen wurde von einer privaten Firma gebracht, die eine Ausgabestation betrieb. Friedrich hatte einen der Mitarbeiterkittel aus der Schmutzwäsche gestohlen, mit dem er sich nun im Quarantänetrakt aufhalten konnte. Abends ging er auf Entfernung sogar als Wissenschaftler im Kittel durch. Die Forschungsgebäude besuchte er allerdings nur sehr selten. Dort waren sie wirklich wachsam.

Bei seiner nächsten Tour würde er David kontaktieren. Das Zeitfenster für seine Befreiung war zwangsläufig knapp bemessen – egal, wann sie stattfinden würde. Keine allzu große Verwirrung durfte den Jungen und ihn bei der Flucht aufhalten.

Langsam streckte er seine Beine. Dort draußen war er bloß ein kränklicher Opa, der sich seine Rente aufbesserte. Doch gerade der gespielt humpelige Gang forderte seinen Tribut. Die altersgerechten Bewegungsabläufe strengten ihn an. Dabei achtete er sehr auf seine Beweglichkeit, übte jeden Tag mindestens zwei Stunden. Er war keine Primaballerina mehr, brauchte aber allein zum Schleichen einiges an Kraft und Ausdauer. Friedrich spähte kurz um die

Ecken, lief dann in den Gang zurück und begann neben dem Putzmittelstauraum langsam mit seinen Übungen. Ohne Mühe umfasste er die Füße bei ausgestreckten Beinen mit seinen Händen. Dann stand er auf und zog seine Arme just in dem Augenblick nach vorne, als er eine Hand schwer auf seine Schulter fallen spürte.

Es rumpelte für einen Augenblick in der Nische und David ging davon aus, dass die Überreste seines Essens – und vor allem die Überreste seines Vortages-Essens – abgeholt worden waren. Er schaute trotzdem noch einmal in das Fach und stellte fest, dass jemand eine Nachricht hineingelegt hatte. Sie war so gefaltet, dass ihm ihre ersten Worte direkt ins Gesicht starrten.

„Nicht herausnehmen!“, lautete die Botschaft. Beinahe hätte David sie doch herausgezogen, aber er zuckte rechtzeitig zurück. Den Kopf an die Tür gepresst faltete er den Zettel im Fach auf und begann aufgeregt zu lesen.

Lieber David,

solange du die Nachricht in der Nische liest, schöpft die Kamera-Crew keinen Verdacht. Deine Rettung wird geplant. Lass den Zettel hier, ich nehme ihn mit deinem Frühstück wieder heraus. Halte dich bereit und auch schöne Grüße von dem Mädchen mit den langen braunen Haaren.

PS: Wenn du deinen Nachtschisch nicht magst, dann iss ihn einfach nicht und mach nicht mehr so eklige Sachen. Ich hatte gedacht, du würdest dich über den Pudding freuen. Es ist schwer genug, mich hier zu waschen, Ungerüche also bitte in Zukunft vermeiden.

Dem Text fehlte jede Unterschrift. Was sollte diese Nachricht bedeuten? War das ein Trick? Sie spielte doch mit Sicherheit auf Judith an. Da ihm bis auf das Verbot weiterer Fäkalrache und Wachsamkeit nichts nahegelegt wurde, neigte er dazu, der Nachricht zu vertrauen. Auch wenn eine Stimme in seinem Kopf ihn davor warnte. Aber diese Stimme war hauptsächlich ein Produkt seiner Zeit hier und er hatte nicht vor, sich ihr auszuliefern.

David legte sich ins Bett, um etwas Schlaf nachzuholen. Kurz vor dem Einschlummern erlebte er ein kurzes, warmes Gefühl der Hoffnung, von dem er zumindest einen Teil in seine Träume retten konnte.

Kapitel 19

„Und ob ich beim nächsten Mal mitkomme“, schrie Judith und ihre Haare flatterten wild umher. In der Hütte war es zwar windstill, aber sie bewegte völlig willkürlich ihren Kopf mit jedem Wort ruckartig in eine andere Richtung.

Willkürlich? Walkürisch!

Robert hatte sein Buch gegriffen, war nach oben in sein Zimmer getrapst und hatte Desmond den Konflikt mit dieser Furie allein austragen lassen. Judiths Energie war einer der Gründe, warum Desmond sie ursprünglich für hilfreich gehalten hatte. Im Moment sah es allerdings so aus, als ob ihre gemeinsame Zwangspause ihn dazu zwingen würde, das Ventil für den Überschuss ihrer Power zu bilden.

„Mit welcher Tarnung sollten wir dich denn in das Gebäude mitnehmen? Ich habe keine Formulare mehr, die dich als Mitarbeiterin, Azubi oder was auch immer ausgeben könnten.“

Das Mädchen ließ sich von seinen Worten nicht besänftigen. Sie war den ganzen Tag über schon merkwürdig still gewesen. Eine subtile Art der Sturmwarnung. Desmond versuchte weiter dagegenzuhalten, zweifelte aber zunehmend an seinen Fähigkeiten als Windfang.

„Wenn David überhaupt nicht in dem Gebäude ist, müssen wir die Sache sowieso abblasen. Uns rennt die Zeit davon, Judith. Montag in drei Tagen ist mein Urlaub vorbei, Roberts auch, und wenn du deine Ausbildung beenden willst, wirst auch du zurückkehren müssen.“

Bevor Judith mit einem weiteren Wutanfall auf Desmonds Ausführungen reagieren konnte, klingelte das alte Wandtelefon in der Küche. Sofort unterbrachen sie ihr Zankgespräch und verließen das Wohnzimmer. Ein Knarzen der Decke über ihnen ließ vermuten, dass Robert das Klingeln ebenfalls gehört hatte und gleich zu ihnen hinunterkommen würde.

„Friedrich“, flüsterte Desmond seinen beiden Partnern zu, während er, den Hörer in der Hand haltend, versuchte, mit dem Fuß einen Stuhl für sich heranzuziehen.

So sehr sie es auch versuchten, weder Judith noch Robert konnten das leise Flüstern aus dem Apparat verstehen. Deswegen konzentrierten sie sich darauf, Desmond zu beobachten, und versuchten, aus seiner Mimik Informationen über Friedrichs Lagebericht herauszulesen.

Als dieser seine freie Hand zum Mund führte und begann, auf seinen Fingernägeln herumzukauen, ahnten die beiden bereits, dass es Komplikationen gab. Sie rechneten mit dem Schlimmsten und waren jede Sekunde damit beschäftigt, diesen Befürchtungen weitere Horrorvorstellungen überzustülpen, als Desmond sich endlich verabschiedete und den Telefonhörer wieder einhängte. Statt sich ihnen direkt zuzuwenden, verharrte er noch einige Sekunden und lief dann an seinen Freunden vorbei ins Wohnzimmer. Dort ließ er sich in den Sessel fallen und wartete auf seine gespannte Zuhörerschaft, die sich wie bei in einer königlichen Audienz auf die gegenüberliegende Couch setzte.

Desmond schloss die Augen und begann zu erzählen: „Die gute Nachricht: Friedrich befindet sich in dem Gebäude und es geht ihm einigermaßen gut. Noch besser, auch David ist dort. Allerdings sorgt man sich anscheinend um seine geistige Gesundheit. Sie halten ihn in einer Quarantänestation auf dem Gelände fest und befragen ihn in gewissen Abständen.“

Erst jetzt öffnete er die Augen wieder. In der Dunkelheit war es ihm einfach gefallen, die relevanten Informationen zusammenzufassen. Auch die Blicke seiner Zuhörer verrieten ihre Anspannung.

Judiths Augen wurden groß, Roberts ein wenig wässrig und Desmond fühlte, dass er erst einige neutrale Nachrichten einstreuen musste, um sie nicht völlig aus der Fassung zu bringen. Sein Freund hatte David nie kennengelernt und reagierte doch so sensibel wie immer, wenn ihm kein dummer Spruch einfiel, um seine Emotion zu kaschieren.

„Erinnerst du dich daran, wie wir Friedrich von unserer Vermutung erzählt haben, er wäre eine Art Botenjunge?“, fragte er seinen Freund. Der nickte, während er ungeschickt versuchte es so aussehen zu lassen, als wische er sich bloß den Schweiß von der Stirn statt das Salzwassers aus den Augen.

„Friedrich hat sich davon inspirieren lassen und läuft nun kleinere Poststrouten ab, natürlich nicht, ohne ein wenig zu lesen. Und er folgt jedem Grüppchen, das ihm über den Weg läuft, um Gespräche zu belauschen. Auch Herrn Spatz hat er ausfindig gemacht. Es muss hier und dort brenzlige Situationen gegeben haben, aber Friedrich glaubt, die Tarnung lange genug aufrecht erhalten zu können. Der Clou: Er hat eine Sicherheitskarte und Zugriff auf die Quarantäne.“

„Wahnsinn“, flüsterte Judith. „Wir können David also befreien?“

„Ja und nein. Die Quarantänestation ist alt und wurde wohl nur von Herrn Spatz reaktiviert, deswegen ist die Sicherheitsstufe eher gering. Die übrigen Gebäude sind intern viel besser abgesichert. Dort finden Forschungen statt, wahrscheinlich auch das mit dem Spionageflugzeug. In der Nähe gibt es keinen Militärflugplatz, deswegen haben sie es wohl bei uns getestet.“

„Was spricht also dagegen, David bei unserem nächsten Besuch heimlich mitzunehmen?“, fragte Robert, der in Wirklichkeit keinerlei Hoffnung mehr besaß. Er spürte Judiths Blick auf sich ruhen. Dann schaute das Mädchen wieder zu Desmond, bereit, weitere unangenehme Wahrheiten zu erfahren.

„Zum einen steht eine Wache vor dem Zugang. An der müssen wir irgendwie vorbei. Des Weiteren sind wir aufgefliegen. Friedrich hat belauscht, wie Herr Spatz Anweisungen gab, uns beim nächsten Zutrittsversuch festzunehmen.“

„Wie ist das möglich? Woher soll er das denn wissen?“, empörte sich Robert, der ihre Enttarnung persönlich nahm.

„Können wir nicht einfach die Polizei rufen? Wir wissen ja jetzt, dass David dort ist“, fügte Judith eine eigene Frage an.

„Es ist völlig egal, auf welche Weise sie uns auf die Schliche gekommen sind. Und Judith, Herr Spatz weiß genau, dass selbst die Polizei nicht einfach dort eindringen kann. Wir sollten aber einen Bericht anfertigen, den wir notfalls an die internen Sicherheitsapparate des Militärs schicken können, nur will ich denen nicht unbedingt vollständig vertrauen.“

„Ich gehe nicht davon aus, dass du aufgibst, oder? Wir stoßen an unsere Grenzen. Herr Ikarus, vielleicht ist es Zeit wieder tiefer zu fliegen?“ Robert hatte entschieden, Judiths Reaktion auf diese Worte zu ertragen. Doch statt ihn aufgrund seines Pessimismus eisig anzustarren, wie er es vermutet hatte, legte sie nur den Kopf in den Nacken und atmete schwer.

„Friedrich schlägt einen Sonntag für den Zugriff vor, dann ist nur die Basismannschaft dort. Die Soldaten, die keinen Dienst tun, sind zuhause und die Wissenschaftler wohnen fast alle in der Umgebung.“ Desmonds und Judiths Blicke trafen sich. Jetzt warf Robert seinen Kopf in den Nacken.

„Gütiger Himmel, Des, der Zugriff?“

„Ja, Robert, der Zugriff“, antwortete Desmond. Er war seinem Freund nicht böse, dass er seine Entschlossenheit nicht teilte. Notfalls würde er die Sache auch alleine durchziehen.

„Wir werden nicht hineingehen, Friedrich wird David herausbringen. Wir fahren bis zum Eingang, kümmern uns um die dortige Wache und nehmen die beiden auf. Dann müssen wir weg, geschwind wie der Teufel. Sobald David aus dem Gebäude raus ist, haben wir bedeutend bessere Chancen“, erläuterte er seinen Plan.

„Wie will Friedrich mit David an der Wache vorbei?“, fragte Judith, nicht skeptisch, aber interessiert.

„Weiß er noch nicht. Wir sollen ihm Material schicken, um damit fertig zu werden.“

„Und was willst du ihm schicken? Viel eher, wie?“ Robert war noch weit davon entfernt, sich überzeugen zu lassen.

„Mit der Post. Er wird die Post abfangen. Ich schicke ein Päckchen an seinen Namen und die Adresse des Geländes.“

Robert lachte. Ein unangenehmes Geräusch. Es klang wie ein Weckruf des Zweifels. Desmond war genau wie sein Freund gewohnt gewesen, Zweifel und Realität für ein unzertrennliches Paar zu halten. Dieses am ehesten mit einem Gefühl zu beschreibende Zwangspaket wollte er nun hinter sich lassen. Robert anscheinend nicht. Er stand auf, noch immer verrückt kichernd, und verkündete kopfschüttelnd, ins Bett gehen zu wollen. Judith blieb zurück und beobachtete die Zehenspitzen ihrer Füße, die sie auf den niedrigen Wohnzimmertisch gelegt hatte. Desmond hörte auf, Robert nachzustarren, und konzentrierte sich stattdessen auf sein verbliebenes Team.

„Wir müssen das Paket morgen vor elf Uhr abgeben, sonst kommt es nicht mehr rechtzeitig vor Sonntag an. Ich werde es per Express schicken, aber wir müssen uns noch in dieser Nacht überlegen, was wir einpacken.“

Sie stimmte ihm zu, äußerte aber keine eigenen Ideen. Judith würde ihn am Sonntag begleiten. Bis dahin mussten sie sich ebenfalls einen Plan ausdenken, mit dem Wachmann am Pförtnerhäuschen fertig zu werden. Eine kurze Skizze des Geländes sollte sie in ihren Überlegungen unterstützen. Sie wirkte wie ein Spiegelbild seiner eigenen Arbeitsstätte. Wären Desmond nur Friedrichs Fähigkeiten vergönnt. Er wollte sich in die Lage versetzen, verschiedene Systeme erkennen zu können. Doch es waren von Menschenhand geschaffene Systeme, die mit der Komplexität des Seins, wie er es kannte, nicht viel zu tun hatten.

Er schmunzelte ob dieser schweren Gedanken, als wenn sein Geist eine Kopie von Roberts vorherigem Lachen dazu nutzen würde, sich für derartige Ernsthaftigkeit zu entschuldigen. Vielleicht hielt er sich manchmal wirklich für zu schlau und war in Wirklichkeit wie alle anderen nur deshalb von den Möglichkeiten seines Geistes überwältigt, weil er seine Grenzen nicht einmal ansatzweise verstand.

Ist das nicht die Arroganz, die in jedem steckt?

Desmond setzte sich neben Judith auf die Couch und zog ein Notizbuch unter ihren Füßen hervor. Zusammen schmiedeten sie Pläne, die absichtlich so aufgebaut waren, dass an manchen Stellen Zufall und Missgeschick geradezu eingeladen wurden. Je größer das Risiko, desto gewaltiger würde der Überraschungseffekt ausfallen.

Herr Spatz hatte indessen ganze Arbeit geleistet. Eigentlich war es sein Gehilfe gewesen. Aber bei so einem kleinen Team wie dem seinen, hielt er es für angebracht die Meute in einer einzigen

Person fokussiert wahrzunehmen: ihm selbst. Darum hatte er, und nur er, endlich die Identität von Herrn Weilerts Kollegen aufgedeckt. Einem gewissen Herrn Bäumler, dessen Name ein wenig Spaß in Herrn Spatz' Leben brachte, indem er ihn auf ulkige Art und Weise auszusprechen begann. Ein einzelner Mann mochte sich ja verstecken können, aber zwei Männer waren auffindbar. Selbst für ein so unprofessionelles und kleines Team, wie er es befehligte. Bald hatte er alle Daten zusammen, um die ein oder andere Datenbankanfrage zu stellen. Oder stellen zu lassen – warum kam ihm das nur immer wieder in den Sinn?

Er hatte sich fest vorgenommen, das Wochenende in seinem kleinen Haus am Meer zu verbringen. Ein gutes Buch, ein guter Wein, zusammengenommen ein guter Samstagabend. Aber solange jederzeit dieser Herr Weilert wieder auftauchen konnte, wollte er lieber an seinem jetzigen Platz bleiben. Darum lag er nun auf dieser furchtbar kleinen Pritsche und musste einen Arm aus dem Bett hängen lassen, um nicht mit dem ganzen Gestell umzukippen. Er war schon fast froh, noch einmal von einem Klopfen auf die Beine gebracht zu werden. Schon ein wenig schlaftrunken öffnete er die Tür und stand mit einem Mal stramm.

„Guten Abend“, grüßte ihn sein später Gast kühl.

„Guten Abend, Herr Stimmes“, antwortete Herr Spatz zackig und machte eine einladende Geste. Mit einem seiner geschwinden Schritte trat Herr Stimmes ein und ließ abfällige Blicke über die karge Einrichtung gleiten. Er schnappte sich einen Stuhl und setzte sich verkehrt herum darauf. Seine Blicke taxierten jetzt Herrn Spatz, der sich langsam auf seine protestierend quietschende Pritsche setzte.

„Na? Erzählen Sie Mal, Herr Spatz, wie waren Sie mit dem Bericht von Herrn Weilert zufrieden? Hat er Sie überzeugt?“

„Oh ja, toller Bericht, gut zu lesen, klar. Das war wirklich ein toller Tipp von Ihnen. Ich hätte gar nicht gewusst, dass es so einen Posten gibt!“

„Was tun Sie eigentlich im Moment“, fragte ihn Herr Stimmes, als ob er bereits genau wüsste, was vor sich gehen würde.

„Das wissen Sie doch, es sind doch alle zufrieden mit der Arbeit der Wissenschaftler.“

„Oh, durchaus. Aber was tun SIE? Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es durchaus Offiziere gibt, die sich in dem ruhigen Trott der Verwaltungsaufgaben nicht zurechtfinden. Verstehen Sie, warum Sie für diesen Job ausgewählt wurden?“

„Sind Sie deswegen vorbeigekommen? Aber ich komme doch klar. Die Ergebnisse der Abteilung sprechen für sich!“

„So habe ich das nicht gemeint.“ Herr Stimmes seufzte. Er war es leid, mit Menschen zu sprechen, die Doppeldeutigkeiten immer auf die falsche Art verstanden. „Wie geht es Ihnen, Herr Spatz. Hier, an diesem Ort, obwohl Sie durchaus auch zuhause sein könnten.“

„Mir geht es gut!“, antwortete Herr Spatz überzeugt und schon rein aus Prinzip. „Ich bin gerne in der Nähe meiner Arbeit.“

„Das verstehe ich“, sagte Herr Stimmes und stand auf.

Er ging wieder zur Tür. „Ich nämlich auch“, fügte er hinzu und verabschiedete sich dann so rasch wieder, wie er gekommen war. Der Geruch seines aufdringlichen Rasierwassers blieb in der Luft des kleinen Zimmers zurück. Genauso wie Herr Spatz, der sich auf seine Pritsche stellte, um am Oberlicht zu lauschen, ob Herr Stimmes' Wagen auch tatsächlich vom Parkplatz wegfuhr. Erst

dann legte er sich wieder hin und versuchte einzuschlafen. Herr Stimmes hatte ihn schon vorher besucht. War aber noch nie so blitzartig wieder verschwunden. Was konnte das nur bedeuten? Immerhin war er jetzt weg. Herr Spatz drehte sich mit dieser Erkenntnis zufrieden um und krachte mitsamt seiner Pritsche scheppernd auf den Boden.

Kapitel 20

Im Gegensatz zu dem Betrieb an den Werktagen, war an einem Sonntag auf dem Gelände nicht viel los. Die Stille war Friedrich üblicherweise ein Verbündeter, aber sie machte es auch ungemein schwierig, sich anzuschleichen. Es war, als ob zwei Arten der Geräuschlosigkeit ein Duell ausfochten.

Er sollte einen Wachmann von seinem Posten vertreiben und den Jungen befreien. Doch alles, was dieser spinnerte Desmond Weilert ihm geschickt hatte, war eine Sprühflasche mit der Aufschrift ‚Pups aus der Dose‘ und ein Zeitplan, an der er sich nun halten musste.

Es war schon spät am Abend. Die Außenbeleuchtung rang der Dunkelheit nur wenige helle Flecken ab, aber die Gebäude selbst waren noch immer voll illuminiert. Friedrich wartete bereits seit einer halben Stunde und beobachtete, wie die Wache im C-Gebäude vor der Stahltür im Keller auf- und abging. Er hatte nur noch wenige Minuten Zeit und noch immer keinen vernünftigen Plan. Die Kamera-Mannschaft würde gleich ihre übliche Zigarettenpause einlegen und er hätte knappe zehn Minuten, um David zu befreien und in ein kleines Versteck in einem Lagerraum hinter dem Wachhäuschen zu bringen. Vorausgesetzt, er würde diese Wache los.

Von da aus müssten sie nur noch bis hinaus zum wartenden Fluchtauto gelangen. Er war Angst gewöhnt. Doch der Nervenkitzel dieses Abends würde ihm noch lange in Erinnerung bleiben. Dessen war er sich sicher.

Vorsichtig wog er die kleine Sprühdose in seinen Händen hin und her, während er von seinem Versteck am oberen Treppenabsatz die Füße der Wache beobachtete. Treppen waren eigentlich seine Freunde. Seine Füße konnten sich auf ihnen fast geräuschlos bewegen. Egal, ob es sich um knarrende Holzbauten oder Granit handelte. Ob er auf ihnen auch geräuschlos würde springen können? Das hatte er zwar trainiert, aber nie unter realen Bedingungen getestet.

Die Füße der Wache kamen wieder auf die untersten Treppenstufen zu. Er sprühte sich ein paar Schübe aus der Stinkdose in die Fäuste, bis sich auf seiner Handinnenseite eine Pfütze der ekligen Flüssigkeit angesammelt hatte. Der Geruch stieg ihm schnell in die Nase und verursachte einen Brechreiz, den er nur mit Mühe unterdrücken konnte. Als die Wache nur noch einen Schritt von der Treppe entfernt war, hockte er sich hin, legte die Sprühdose beiseite und sprang dann mit zwei kleinen Hopsern auf die unterste Treppenstufe. Im Fallen sah er, wie die Wache kehrt machte, und hoffte inständig, dass sie sich genauso zackig umdrehen würde wie die Male davor. Auf der letzten Treppenstufe angekommen, hielt er seine Hand so, als ob er einen Stein werfen wolle und spritze dem Soldaten die gesammelte Flüssigkeit auf den Rücken. Dann eilte er wieder hinauf und machte ein Zitronengesicht, denn er war sich sicher, erwischt worden zu sein. Deshalb lief er auch nach ganz oben weiter und versteckte sich im Hauptgang hinter einem kleinen Blechregal. Von seinem Versteck aus beobachtete er die Treppe zum Keller, von der er gekommen war.

Bald drangen ungezogene Flüche und Beschimpfungen nach oben. Der Soldat hatte den Geruch ziemlich schnell bemerkt. Friedrich hörte jemanden die Treppe hinauf hasten. Der uniformierte Mann erschien am oberen Ende und bog in Richtung des allgemeinen Alarmknopfes ab. Friedrich blickte ihm hinterher und verwarf in einem einzigen Gedanken alle Hoffnung.

Er war schon hinausgetreten und wollte sich stellen, als er die Wache am Alarmknopf vorbeirasen und in den Toilettenräumen verschwinden sah.

Schnell rannte Friedrich die Treppe hinunter, kramte die Magnetkarte aus seiner Tasche und

versuchte, sich an den Türcode zu erinnern. Die Sicherheitssysteme des vernachlässigten Traktes waren nie aufgerüstet worden, eine einfache Zahlenkombination reichte aus. Als sie ihm endlich wieder einfiel und die Servos in der Wand das Türschloss öffneten, schob er sich mit seinem ganzen jämmerlichen Gewicht gegen den Stahl. Doch die Scharniere waren ebenfalls alt und für einen weiteren verzweifelten Augenblick dachte er, dass der Plan an seiner mangelnden Masse scheitern würde. Schließlich hatte er doch einen ausreichend breiten Spalt erzeugt und quetschte seinen schmalen Körper hindurch. Er rannte zu der Zellentür, die er in Verkleidung eines Kantinenmitarbeiters schon öfter besucht hatte, und legte ihren Verschlusshebel um.

„David?“, rief er leise in die Dunkelheit. Der Junge erschien in seinem weißen Schlabberanzug im Türrahmen und blickte ihn mit einem eremitischen Blick in den Augen an. Sein zotteliger Bart und die dünne Decke, die er wie eine Toga um sich geschlungen hatte, verstärkten diesen Eindruck.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, zog Friedrich den Jungen aus der Tür und schob ihn in Richtung des Ausganges. Mit Davids Hilfe konnte er die schwere Metalltür wieder verschließen und sie hasteten die Treppen hinauf. David machte nur sehr kleine Schritte, obwohl er nicht gepeinigter oder unterernährter aussah, als viele seiner Altersklasse ohnehin ständig wirkten.

Friedrich lauschte kurz, ob verdächtige Geräusche ihm Hinweise auf Gefahren geben würden. Nichts Auffälliges vernehmend, zog er den Jungen daraufhin an dessen Ärmel weiter durch die verlassen Gänge, bis sie eine Hintertür erreichten, die direkt auf den Hof führte. Als David die Nase zum ersten Mal in die Freiheit steckte, blieb der Junge stehen und schaute in den Himmel.

„Komm weiter, Kleiner. Frische Luft mag schön sein, aber davon bekommst du später noch soviel du willst. Du bist in der Nähe des Meeres!“, drängte ihn der alte Mann. Doch David ließ sich nur zögerlich zum Weitergehen bewegen.

„Es ist nicht die Luft. Ich hatte bloß vergessen, dass es nicht einmal nachts richtig dunkel ist“, erklärte er seinem Befreier bereitwillig, doch der hatte andere Sorgen.

Gebückt schlichen sie zur Lagerhalle und drückten sich hinter einem Betonpfeiler in die Dunkelheit. Der geteerte Boden hatte die Wärme der Sonne gespeichert und wärmte sie in der ohnehin lauen Nacht. Am Haupteingang konnte Friedrich die Mannschaft der Bildschirmüberwachung mit ihren rot glühenden Zigaretten ausmachen. Er lag im Zeitplan und hoffte, dass dies auch für seine vertrottelten Mitverschwörer galt. Bislang war er immer auf sich alleine gestellt gewesen. Sich auf die Mitarbeit anderer zu verlassen, gefiel ihm überhaupt nicht.

Desmond beobachtete Robert am Lenkrad. Außer einem zuckenden Augenlid ließ sein Freund keine überflüssige Gefühlsregung erkennen. Die Entscheidung, sich ihnen doch anzuschließen, hatte er in einem äußerst theatralischen Moment gefasst. Vielleicht brauchte er als Filmfan diesen Antrieb, um sich zu überwinden.

Desmond hatte schon im Auto gesessen und den Motor gestartet, als Robert sich mit hoch erhobenen Händen vor sein Auto gestellt und ihn ohne ein Wort zu sagen vom Fahrersitz auf den Beifahrersitz verbannt hatte.

Judith war bereits vor einer guten Stunde weggebracht worden und inzwischen wahrscheinlich an ihrem Ziel angelangt. Sie selbst würden es in genau fünf Minuten erreicht haben. Robert war die ganze Fahrt über still gewesen. Hoffentlich hatte er nicht getrunken. Sein Fahrstil war jedoch über jeden Zweifel erhaben.

Desmond selbst hatte furchtbare Angst. Sein Magen war implodiert und er hatte die letzten

Minuten vor ihrem Aufbruch auf dem Klo verbracht. Er hätte auch schlecht in Roberts Auto kotzen können, während dieser mit hoher Geschwindigkeit durch die Nacht und über die Privatzufahrt der Bundeswehr jagte. Wahrscheinlich hätte sein Freund ihn so kurz vor ihrem Ziel wirklich noch aus dem Wagen geschmissen.

Als die Lichter des Militärgeländes in Sicht kamen, drosselte sein Kollege die Geschwindigkeit wieder auf unverdächtige Werte und hielt brav vor dem Wachhäuschen an.

Desmond war wie paralysiert. Erst als eine Gestalt aus der Hütte trat, schnallte er sich hastig ab und stieg aus. Seine Ängste hatten sich in einen Fatalismus verwandelt, in dessen gähnender Leere bereits ein winziger Funken Optimismus genug Bewegungsenergie erzeugte, um ihn aus dem Auto zu hebeln.

Hoffentlich verbirgt die Dunkelheit mein Gesicht lange genug, betete er im Stillen und zu jedem, der bereit wäre, seinen Gedanken zu lauschen. Eine Taschenlampe blitzte auf. Aus einem glücklichen Reflex heraus, hob er die Arme vor die Augen und machte einen Schritt in Richtung des Lichtkegels.

„Entschuldigen Sie? Wir haben uns verfahren“, rief er der Gestalt zu, die nur noch wenige Meter von ihm entfernt stand und außer der Taschenlampe nichts in ihren Händen zu halten schien. Er konnte jedoch den Schatten eines Holsters an ihrer Hüfte ausmachen.

Dies sind keine Kinder auf dem Schulhof, die dich mit Steinen bewerfen. Die Knarren hier sind echt, erinnerte er sich.

„Warten Sie einen Augenblick“, tönte ihm eine Stimme entgegen. Es war eine Frau?! Desmond hielt aus Überraschung inne, nicht, um dem Befehl zu gehorchen. Jahrzehnte seiner Erziehung hatten ihn auf eine solche Konfrontation mit dem anderen Geschlecht nicht vorbereitet. Er ärgerte sich über seine tiefsitzende Konditionierung und verfluchte seine Eltern und die Gesellschaft. Die Soldatin leuchtete ihm erneut ins Gesicht.

„Moment ma-“, hörte er sie noch sagen, dann brach hinter ihr Desmonds eigene Kriegerin aus dem Schatten und warf sich knurrend auf ihren militärischen Gegenpart. Desmond war für einen Augenblick irritiert, dann stob er vor. Er rief laut Friedrichs Namen und versuchte dabei, Judith zu helfen, stand jedoch eher hilflos vor dem Gerangel. Das kräftige Mädchen hatte die Soldatin von hinten in einen Würgegriff genommen, aber die bestens ausgebildete Dame warf sie mit einem Schwung über ihre Schulter. Judiths Arme ließen trotz des Aufpralls nicht locker. Obwohl sie mehr als nur unsanft gelandet war, hielt sie den Nacken der Soldatin weiterhin fest umklammert. Die Augen der uniformierten Frau erstarrten und schienen auf unbestimmte Zeit in einem Marienblick gefangen. Dann brach sie zusammen.

Judith erhob sich ungeschickt, nachdem sie eine kleine Ewigkeit benötigte, ihre im Würgen fast ebenso erstarrten Finger zu lösen. Leicht benommen torkelte das Mädchen auf die Schranke zu, hinter der sich entferntes Stimmengewirr erhob und zwei Gestalten auszumachen waren, die auf sie zurannten. Desmond erkannte den leichtfüßigen Gang der vordersten Gestalt als den Friedrichs und öffnete alle Türen des Wagens.

„Hast du sie umgebracht?“, rief er Judith entsetzt hinterher, die David in den Arm nahm und erst auf Roberts drängendes Rufen mit ihm in Richtung des Wagens lief.

„Nein, die ist nur bewusstlos“, antwortete Judith gelassen, während sie den abwesend blickenden Jungen an ihm vorbeiführte.

„Aber so schnell kann sie ihren Sauerstoff doch gar nicht verbraucht haben?“ wunderte sich

Desmond und folgte ihr.

„Ich habe ihr die Blutzufuhr zum Hirn abgedrückt, nicht den Sauerstoff. Hast du nie einen Selbstverteidigungskurs mitgemacht? Ab ins Auto mit dir.“

Desmond schüttelte den Kopf. Rasch stieg er in den Wagen. Im Schein der Innenraumbeleuchtung drehte er sich zu David um, der zwischen Friedrich und Judith selig lächelnd vor sich hin träumte. Zumindest, bis er Desmond erkannte.

David heulte mit aufgerissenen Augen auf und versuchte, nach dem vor ihm sitzenden Beamten zu schlagen und zu treten. Judith konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten, so dass er zunächst einige Treffer landete.

„Verdammt, Junge! Ich dachte, du würdest mich umbringen wollen, wenn ich dich NICHT rette“, schimpfte Desmond, wurde aber von Robert unterbrochen, der ihn auf die Situation vor dem Wagen aufmerksam machte. Zwei der Flutlichtscheinwerfer waren angesprungen und zahlreiche Menschen rannten auf sie zu. Desmond riss die Beifahrertür zu und schrie Robert an, er solle endlich losfahren.

„Zeig, was du kannst, fahr wie der Teufel! Schnell!“, brüllte er in die Richtung ihres Fahrers. Kleine Spucktröpfchen glänzten im gleißenden Licht. Robert legte den Rückwärtsgang ein und setzte mit Schwung zurück. Der Motor kreischte und die Insassen des Wagens wurden nach vorne geschleudert. David hatte aufgehört, gegen Judiths Griff Widerstand zu leisten, und klammerte sich nun seinerseits an ihrem und Friedrichs Oberschenkel fest. Er hatte keine Möglichkeit gefunden, sich anzuschnallen, und wurde nun zum Spielball unberechenbarer kinetischer Kräfte.

Robert griff zur Handbremse und versuchte mit einem wilden Ruck am Lenkrad eine filmreife Drehung. Er schaffte sie nur halb, doch es reichte aus, um den Wagen auf der nicht allzu breiten Straße schneller drehen zu können. Mit einem leisen Klicken schaltete er die Lichter seiner Limousine und der Innenraumbeleuchtung aus. Robert schloss kurz die Augen, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen und drückte, kurz bevor Desmond eine Chance erhielt, seine nervtötende Brüllerei wieder aufnehmen zu können, das Gaspedal ganz durch. Der Motor peitschte das blaue Auto mit der trommelnden Energie eines Kolibriherzens durch die Nacht. Genau so, wie er es Desmond versprochen hatte.

In der Ferne hinter ihnen ließen sich die Schweinwerfer der Autos ausmachen, die sie verfolgten. Aber Desmonds Rückgrat, tief in seinen Ledersitz gepresst, versicherte ihm schmerzhaft, dass Robert wirklich das letzte aus seinem Wagen herausholte. Am Ende des Weges bog er so scharf ab, dass David unsanft gegen Friedrichs knochige Schulter geschleudert wurde und aufschrie.

Erst nach einer halben Stunde blendete Robert das Licht wieder auf und fuhr etwas langsamer. Verfolger hatten sie seit einer Weile nicht mehr ausmachen können. Ihr Vorsprung war anscheinend groß genug gewesen.

Eine unheimliche Stille lag jetzt über allen Insassen. Außer dem schwer arbeitenden Motor und den überhitzten Reifen auf der Straße, waren alle in ihre ganz eigene Form der Apathie verfallen. Nur David und Judith zeigten Anzeichen von Leben. Sie kuschelten sich zusammen auf die Rückbank, waren aber bis zur Ankunft an der Hütte fest eingeschlafen. Nachdem der Wagen in der Auffahrt ihres kleinen Ferienhauses geparkt worden war und Friedrich die beiden jungen Leute wie eine Anstandsdame hinein und ins Bett geschleucht hatte, lehnte Desmond sich auf der Fahrerseite von außen an das Auto. Sein Freund, Schicksalsgenosse und Fahrer saß noch immer mit verkrampften Händen am Lenkrad und blickte vor sich auf die das Grundstück umgebende

Hecke.

„Das war das geilste, was ich je erlebt habe. Du bist echt ein Wahnsinnstyp. Wir haben es tatsächlich geschafft. Keine Ausreden, kein Bedauern. Ich danke dir, Robert. Robert?“

Besorgt griff Desmond seinem Freund an die Schulter.

Der Mann im Wagen zuckte kurz zusammen, blickte seitlich zu Desmond hoch, dann aber wieder geradeaus. Plötzlich begann er zu würgen und ein breiiger Schwall seines Mageninhaltes ergoss sich über das Lenkrad und das gesamte Armaturenbrett, als Robert sein eigenes Auto kotzend für immer als das Seine markierte.

Eine gute Stunde später lag auch dieser Patient im Bett. Judith und David hatten sich der Strenge Friedrichs widersetzt und saßen im Wohnzimmer auf der Couch. Desmond konnte ihr leises Kichern durch seine Zimmertür hören. Er hatte keine Energie mehr gehabt, sich zu duschen. Davon abgesehen, hatte Robert das Bad noch eine ganze Unzeit lang besetzt gehalten.

Friedrich lag zusammengekauert neben ihm und brabbelte im Schlaf leise in einer Desmond unbekanntem Phantasiesprache vor sich hin. Vorsichtig, um die Nachtruhe des alten Mannes nicht zu stören, stand er auf und ging hinüber zum Fenster. Morgen würden sie alle nach Hause zurückkehren. Es wäre für jeden ein Fehltag, aber das ließ sich nun nicht mehr vermeiden. Dass er überhaupt schon wieder Zeit fand, sich über solche Nebensächlichkeiten Gedanken zu machen, war fast zu bedauern. Desmond hatte gehofft, die Anzahl der banalen Gedanken würde sich nach einem solchen Erlebnis verringern. Vielleicht gelang es ihm, zumindest die Relationen besser zu erfassen.

Er entschied, dem Schlaf eine weitere Chance zu geben.

Sein Hochgefühl war noch nicht ganz verschwunden, doch sein Körper war nicht mehr bereit, der Emotion zu folgen.

Er gähnte.

Hinter ihm erhob Friedrich noch einmal seine Stimme, nur um dann leise und gleichmäßig atmend weiterzuschlafen. Desmond legte sich zurück in sein Bett, das für diese Nacht ihr gemeinsames war, und drehte sich auf den Bauch, den Kopf tief im Kissen vergraben. Für heute hatte dieses Gesicht genug gesehen. Ehrlich.

Judith starrte David noch immer mit diesem seltsamen Grinsen an, als ob sie irgendetwas von ihm erwartete. Er war hellwach und trotzdem fühlte er sich wie auseinandergerupft. Die wilde Fahrt, all die unverhoffte Konversation, Herr Weilert und jetzt Judith waren einfach zu viel für ihn. David war froh, dass er nicht alles richtig mitbekommen hatte. Gerade zu Anfang war er völlig überrumpelt gewesen. Was er jetzt brauchte, war ein wenig Klarheit. Etwas, an dem er sich festhalten konnte. Ein solches Etwas saß jetzt vor ihm, aber er traute sich nicht, es anzufassen.

„Danke“, flüsterte er nach einer Weile. Die eigene Stimme seltsam unvertraut. „Danke, dass du mich gerettet hast.“

„Ist das alles?“, fragte Judith amüsiert.

„Nein, nein, du hast auf jeden Fall was gut bei mir!“, schob er schnell hinterher. Es klang bescheuert, das bemerkte er selbst in seinem verwirrten Zustand sofort.

„Das ist aber nicht viel“, gluckste das Mädchen.

„Alles, was du willst. Ehrlich.“

„Warum glaubst du, fahr ich durch ganz Deutschland, um mit zwei völlig wahnsinnigen Männern einen Klassenkameraden vor dem Militär zu retten, der nicht einmal einen Mülleimer in seinem Badezimmer stehen hat und dessen beklopfte Horrorfilme ich nur ertragen konnte, indem ich die meiste Zeit ihn statt den Fernseher angeschaut habe?“

„Mülleimer?“, fragte David verzweifelt, aber Judith zog ihn an sich und drückte ihm einen schnellen Kuss auf. Sie stieß ihn fast augenblicklich wieder von sich und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen. Der Junge startete sie mit offenem Mund an.

„Blärch, Dave, du solltest dich unbedingt rasieren. Dein Bart geht gar nicht.“

„Oh, ‘tschuldigung. Ich werde morgen mal Herrn Weilert fragen, ob ich mir seinen Rasierer ausleihen darf. Küsst du mich dann wieder?“ Die ehrliche Hoffnung in seiner wieder kräftigeren Stimme brachte sie erneut zum Lachen, dabei wollte sie es eigentlich zurückhalten, um über ihnen niemanden zu stören oder auf sie aufmerksam zu machen.

„Mal sehen“, kicherte Judith und legte ihren Kopf auf seinen Schoß.

„Was hast du in der ganzen Zeit am meisten vermisst?“

David überlegte. „Ich glaube ulkigerweise mein Klo.“

„Uff“, machte sie und verdrehte die Augen. „Dein Klo also. Ich dachte eher an jemanden, eine Person vielleicht?“

„Dich natürlich. Du warst ein positiver Gegenpol zu dem Bild von Herrn Weilert, das ich im Kopf hatte. Fällt mir immer noch schwer, ihm mehr als nur logische Dankbarkeit zuzugestehen.“

„Soso, ein positiver Gegenpol. Na das ist doch eine Beziehungsgrundlage. Und wer hast du geglaubt, würde dich retten? Deine Mutter?“

David hing noch immer an dem Wort Beziehung, schaffte es aber doch sich nach einigen Sekunden wieder davon zu lösen. Es würde nicht weglaufen. Es war jetzt da und er konnte seine Wärme in seinem Schoß spüren. Ein lustiger Gedanke - nicht ganz unschuldig und ein bisschen frech, aber amüsant.

„Hast du meine Mutter etwa kennengelernt?“

„Hm?“, ließ sie inzwischen schläfrig vernehmen. „Ich nicht, aber Desmond hat mit ihr telefoniert. Sie war wohl schwer abzuwimmeln.“

„Ja, meine Ma ist etwas überprotektiv. Bin deswegen ungern bei ihr. Einmal-“, erinnerte sich David, „da habe ich versucht, ein Brot in meiner gerade neuen Wohnung zu backen. Sie wollte vorbeikommen und ich ihr beweisen, dass ich den kleinen Ofen, den sie mir für meine Wohnung geschenkt hatte, auch wirklich nutze. Ich hatte zwar alles sauber gemacht und den Teig bereits hineingeschoben, aber oben auf dem Metall waren noch Mehlsuren zu sehen. Meine Ma kommt also rein, schaut sich gründlich um und ich erzähl ihr grad, wie es im Betrieb so läuft, da sehe ich sie, wie sie ihre Finger angefeuchtet in die Mehlsur taucht und probiert. Sie hat wirklich geglaubt, dass ich Kokain schnupfe.“

„Tust du’s?“, kam es leise aus seinem Schoß.

„Pfff, du machst Witze“, verstand David zum ersten Mal an diesem Abend eine ihrer Fragen auf Anhieb richtig.

Zaghafte begann er an ihren Haaren zu zupfen.

Mich laust der Affe, dachte das Mädchen noch. Dann schlief es ein.

Kapitel 21

Ausgeschlafen und bereit für die Heimkehr wuselten die Bewohner der Ferienhütte am darauffolgenden Montagmorgen fröhlich umher. Sie gingen sich gegenseitig beim Packen zur Hand und brachten ihre Behausung wieder in ihren ursprünglichen Zustand. Desmond stand mit Friedrich am unteren Ende der Treppe, die nach oben zu den Schlafzimmern führte. David polterte in einem von Desmonds Hemden die Stufen hinunter und zog Judiths riesige Reisetasche hinter sich her. Die Tasche brachte ihn bei jeder Stufe aufs Neue aus dem Gleichgewicht.

„Hallo Delert, äh Herr Weilert. Desmond! Haben sie vielleicht die junge ... Judith, also meine Freu- Freundin gesehen?“, stotterte er unsicher und schob die Reisetasche mit seinen Füßen das letzte Stück vor die Haustür.

„Ja, die ist in der Küche und gießt uns einen Kaffee für die Fahrt um“, antwortete ihm Desmond und grinste Friedrich verschwörerisch an. Der machte ein langes Gesicht, als David in der Küche verschwand.

„Mein Gott, wie verwirrt der Junge ist. Was die ihm dort wohl alles angetan haben.“

„Oh nein, Friedrich, ich glaube, dass ist ihm erst gestern Abend oder heute Nacht passiert.“

Der alte Mann versuchte gerade aus diesen Worten schlau zu werden, als ein missmutiger Robert mit Eimer und Lappen aus der Küche gestieft kam und unwirsch durch die Haustür zu seinem Auto weiterstampfte. Desmond machte sich keine Hoffnungen, dass die unfreiwillige Putzkolonnie neben den kleinen, inzwischen wahrscheinlich festgetrockneten Kotzbröckchen auch den Geruch des nächtlichen Malheurs aus dem Auto würde entfernen können.

Es gab Schlimmeres. Ein verliebtes junges Pärchen beispielsweise, das die ganze Heimfahrt über auf der Rückbank rumknutschen würde. Oder einen älteren Herrn, der dabei sitzen würde und dem dies ganz sicher unangenehm war.

In dem Gedanken an all diese unwägbareren Schrecken, die mit der Fahrt noch auf ihn zukommen würden, entschied sich Desmond noch einen kurzen Spaziergang zu unternehmen. Er holte sich schnell ein trockenes Brötchen aus der Küche, sagte Friedrich Bescheid, dass er sich noch eine Weile die Beine vertreten ginge, und verließ das Haus durch die hintere Tür in den kleinen angrenzenden Garten.

Die Hütte stand durch ein Feld und einen kleinen Fluss getrennt etwas abseits von einer kleinen Siedlung. In der Ecke des Grundstückes befand sich ein baufälliges Holzhaus, in dem sich allerlei Gerätschaften befanden: ein alter Rasenmäher, diverse Sensen, alter Schrott.

Er hatte es kurz erkundet, als sie sich auf der Suche nach Equipment für Friedrichs Paket gemacht hatten, aber nichts Brauchbares gefunden. Desmond lief neben das Gartenhaus und war gerade im Begriff über die Hecke zu steigen, als ihm ein weißer Wagen auf der Hälfte des Feldweges auffiel, der zu ihrer Hütte führte. Er drehte sich schnell um und machte einen ersten Schritt zurück zum Haus, als er dem vorläufigen Ende seiner Fahnenstange ins Gesicht sah, das ihn mit zusammengekniffenen Augen ansah und hämisch grinste.

„Guten Morgen, Herr Spatz“, grüßte Desmond den Offizier. „Haben Sie auch so gut geschlafen wie wir?“

Ohne groß auszuholen, aber mit einem dennoch gewaltigen Schwung schlug der breite Mann Desmond seine riesige Faust in den Magen. Wie an einer Sollbruchstelle knickte dieser in der Mitte seines Körpers ein und kippte in Fötushaltung auf den Boden. Herr Spatz riss ihn mit

Leichtigkeit hoch und warf ihn über die Hecke.

Desmond landete unsanft hinter dem Gartenhaus auf dem Feld. Herr Spatz stieg ebenfalls über die Bepflanzung, schien aber keinen weiteren Angriff zu planen. Er hatte ihn nur aus dem Blickfeld des Hauses treiben wollen.

„Sie waren ganz schön mutig, Herr Weilert. Ich würde ja fast schon sagen, phantasievoll. Imponierend, diese Eigenschaft schätze ich auch an mir besonders“, ließ Herr Spatz vernehmen.

„Was verstehen Sie schon von Phantasie?“, krächzte Desmond. Er war sich nicht sicher, ob er um Hilfe rufen sollte. Solange Herr Spatz ihn in Ruhe ließ, wollte er lieber erst versuchen die Situation zu erfassen.

„Oh bitte. Ich dachte Sie wären Experte auf dem Gebiet. Aber alles, was Sie mir geschickt haben, war ein völlig unbrauchbarer Bericht über einen angeblich nicht zu klärenden Vorfall.“ Herr Spatz war sichtlich mit sich zufrieden. Er hockte sich neben Desmond auf den Boden. Der lag noch immer zusammengekrümmt auf dem Feld und vermied es, seinen Peiniger anzusehen. Herr Spatz hatte die Sonne im Rücken und das Licht blendete Desmond.

„Ich hätte sofort handeln sollen“, schwadronierte der bedrohliche Schatten über ihm weiter. „Sie waren eine klare Zeitverschwendung. Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand aufgrund ihrer Bewertungen schon mal große Taten zustande gebracht hätte. Ist das nicht schade? Was für eine Verschwendung!“

Desmond begann, das gespielte Mitleid des Militärs zu hassen. Mit einem Ruck setzte er sich auf und schirmte mit einer Hand seine Augen ab. Die andere brauchte er, um sich abzustützen.

„Sie haben gar nichts verstanden. Weder von Phantasie, noch meiner oder ihrer eigenen Funktion!“

„Ach ja? Und wer von uns beiden hat gerade Pipi in den Augen? Und wer von uns beiden hält die Fäden in der Hand?“ Demonstrativ nahm der große Mann einen Stein auf und warf ihn aus der Hocke über das Feld. Er prallte in weiter Entfernung auf und ließ eine kleine Staubwolke auf dem trockenen Boden aufsteigen. Es wirkte wie die Erwachsenenparodie eines Schulhofschlägers.

„Was wollen Sie denn tun? Uns alle gefangen nehmen? Sie hatten den Jungen über Wochen und ich wette, Sie sind keinen Schritt weiter gekommen. Wie auch!“, spottete Desmond.

Ein leichter Zweifel trieb durch die Augen des Offiziers. Die Lider schlossen sich ein wenig und der breite Kopf kippte etwas zur Seite.

„Was meinen Sie?“ fragte er beiläufig, aber Desmond merkte, dass er unsicherer wurde. Diese Erkenntnis vertrieb die Übelkeit aus seinem Körper und schaffte Platz für Gedanken.

„Phantasie, Blödsinn und Albernheit wie David sie anscheinend auf dem Klo auslebt, sind allesamt wichtige Bestandteile der Privatsphäre. Einer Privatsphäre, die Sie gebrochen haben. Was glauben Sie denn, wo wahre Unberechenbarkeit sonst stattfindet? Die Gesetze schützen doch nicht nur das Private vor Behörden wie unser beider Arbeitgeber. Sie schützen genauso unser System vor einem Gebiet, das wir mit bürokratischen Mitteln überhaupt nicht fassen können. Ok, es war Zufall. Aber Sie sehen ja selbst, was passiert ist. Es gibt keine rationale Lösung. Es gab immer nur eine, und die haben sie verstreichen lassen!“

Herr Spatz war aufgesprungen. „Blödsinn!“ rief er entrüstet. „Wie können Sie so denken. Sie handeln in Ihrem Beruf doch genauso wie ich. Nagut, vielleicht handeln Sie nicht, aber Sie bewerten derartige Situationen ebenfalls.“

Desmond mühte sich ebenfalls auf. Er lachte herzlich. Eine tonnenschwere Last fiel von seinen Schultern. Herr Spatz hatte ihn befreit. Er verstand seinen Beruf nicht länger als Last. Sein Bauch schmerzte trotzdem furchtbar, weswegen sein Grinsen sich etwas verzog. Leicht schwankend machte er einen kleinen Schritt auf den anderen Mann zu.

„Haben Sie meine Jobbeschreibung gelesen? Ich habe Ihnen damals gesagt, dass ich nicht der Richtige bin. Aber Sie sehen in Ihren Angestellten wahrscheinlich nur ein paar zusätzliche Hände. Sie hätten mich fragen sollen, verdammt!“

Die beiden Männer standen sich jetzt direkt gegenüber. Trotz des Lichtes nahm Desmond die schützende Hand von seiner Stirn und schaute Herrn Spatz direkt in die Augen.

„Ich VERNICHTE solche Berichte. Weil die Gefahr von Blödsinn größer ist, als der Platz, den sie wegnehmen würden. Es kommt alles in den MÜLL! Aus, weg, vorbei!“

Desmond brüllte aus voller Lunge. Sein Kopf war hochrot vor Anstrengung und Wut. Die Worte sollten Herrn Spatz genauso hart treffen, wie ihn selbst der Schlag in den Bauch getroffen hatte. Härter, wenn möglich.

Herr Spatz trat einen Schritt zurück. Vom Lärm angelockt, hörte Desmond seine Freunde über den Kiesweg des Gartens laufen. Judith sprang als erste über die Hecke, gefolgt von Friedrich, David und Robert. Mit ausgestrecktem Arm bedeutete Desmond ihnen anzuhalten. Er wandte sich wieder dem Offizier zu.

„Ihnen fehlte tatsächlich so jemand wie ich, Spatz. Aber statt mich so zu nutzen, wie es nötig gewesen wäre, mussten Sie Ihrem kleinen Missverständnis weiter nachjagen. Weiß der Teufel, wie das Militär ohne jemanden wie mich überhaupt bis heute klargekommen ist.“

Herr Spatz war erstarrt und blickte an einen weit entfernten Punkt hinter ihm. Desmond hatte erwartet, dass er sich noch einmal aufbäumen würde. Doch anscheinend war er überzeugend genug gewesen, um den großen Mann zum Nachdenken zu bewegen. Er hörte, wie seine Freunde unruhig wurden.

„Vielleicht kann ich das erklären ...“ erklang eine Stimme hinter seinem Rücken.

Desmond blickte sich erstaunt zu Herrn Stimmes um, der an der Hecke entlang über das Feld auf sie zukam. Seine Frisur glänzte im Licht und hielt dem Wind eisern stand. Auf seinen Schuhen hatte sich ein wenig Staub abgelagert, aber sein restliches Erscheinungsbild war tadellos. Im Gegensatz zu ihm, sahen der völlig verdreckte Desmond und ein übermüdet Herr Spatz wie absolut jämmerliche Amateure aus. Wahrscheinlich waren sie es auch in den Augen des munter blickenden Mannes, der, von einer Aura der Endgültigkeit umgeben, in ihre Richtung schritt.

„Was machen Sie denn hier?“, fragte Herr Spatz verdattert.

„Ich habe Ihnen doch gesagt, dass auch ich gern in der Nähe meiner Arbeit bleibe. Ich komme übrigens von dort drüben. Schnuckeliges Hotel.“ Herr Stimmes zeigte in Richtung der Siedlung. „Hoffentlich haben Sie Herrn Weilert gut zugehört. Wir hatten ursprünglich gehofft, dass Sie genug Einfallsreichtum besitzen würden, sich auf diesem Posten selbst zu beschäftigen. Hatten Sie ja auch, irgendwie. Nun, mein lieber Herr Spatz, gehen Sie jetzt bitte zurück zu Ihrem Auto und warten Sie dort auf mich.“

Mit offenem Mund und ausgebreiteten Armen stand Herr Spatz auf dem Feld. Seine beindruckende Spannweite wirkte, als ob er sich mit diesen Schwingen auf eine Position zurückziehen wolle, von der aus er wieder einen Überblick über die Situation bekäme. Er blieb

jedoch am Boden und schien im Stillen die Gesetze der Schwerkraft zu verfluchen. Von Herr Stimmes im Blickduell besiegt, drehte er sich schließlich um und ging mit bedächtigen Schritten zu seinem Auto. Herr Stimmes nahm seinerseits augenblicklich wieder Kurs auf die kleine Gruppe, die sich mit etwas Abstand um ihn versammelte. Abgesehen von Friedrich, der sich noch ein wenig weiter abseits aufstellte.

„Ich möchte mich für Ihre Unannehmlichkeiten entschuldigen. Es lag an meiner mangelnden Aufmerksamkeit und ich verspreche, dass ich persönlich dafür sorgen werde, die Dinge wieder zu richten. Üblicherweise bekommen wir mit, wenn sich so etwas zusammenbraut. Wir greifen dann ein, bevor gehandelt wird“, erklärte Herr Stimmes alles und auch gar nichts. Desmond schaute Herrn Spatz hinterher.

„Wie haben Sie uns gefunden? Wenn Sie in seine Pläne eingeweiht haben, warum haben Sie ihn nicht aufgehalten?“ fragte Robert entgeistert.

„Ich bin nicht von ihm eingeweiht worden. Ich habe erst vorgestern alles erfahren, als ich ihn aufsuchen wollte. Er unterhielt sich gerade mit einem aus der Wachmannschaft und ich habe sie zufällig belauscht. Bevor er mich bemerkte, bin ich schnell in einen Seitengang geschlüpft. Dort habe ich dann diesen Mann hier getroffen“, erklärte Herr Stimmes und zeigte auf Friedrich. Der wand sich unter dem nackten Finger. Der alte Mann wollte auf keinen Fall als Verräter gelten.

„Ich hatte kein bestimmtes Ziel, wollte mich nur verstecken. Er ebenfalls. So lernt man sich kennen. Wir hatten für einen kurzen Augenblick einfach die gleichen Intentionen. Friedrich hat mir alles Übrige erzählt und ich habe ihn laufen lassen. Allerdings hat er sich nicht an meine Weisung gehalten und die Befreiung doch durchgeführt, bevor ich mit meiner eigenen Truppe hier anrücken konnte.“

Friedrich schien von dieser Anschuldigung, die eher wie eine Feststellung geklungen hatte, kaum berührt. Er sonnte sich in ihr, schließlich hatte er ein zweites Mal verweigert.

„Sie wussten, was mein Beruf beinhaltet?“, fragte Desmond, der den Aussagen nur halb gefolgt war.

„Aber sicher. Sie sind ein wunderbares Ventil, echter Verfassungsschutz. Sie sorgen dafür, dass die Trennlinie zwischen privat und öffentlich nicht zusammenbricht. Deswegen habe ich Sie Herrn Spatz auch empfohlen.“

„SIE haben mir das eingebrockt?“ Desmond klang weniger empört als erstaunt.

„Ich kann Sie nur immer wieder bestätigen, ja. Sie sollten Herrn Spatz vor seinem Übereifer schützen. Wir hatten schon solche Fälle. Für die Art Posten, die er im Moment bekleidet, braucht es Menschen, die sich durchaus auch mit sich selbst beschäftigen können. Herr Spatz schien einmal ein solcher Mensch gewesen zu sein. Er las, beschäftigte sich mit allerlei Dingen und war aufgeschlossen. Als er mit diesen Luftaufnahmen zu mir kam, waren Sie die Lösung, die uns zur Verfügung stand. Mit den gleichen Diensten, die Sie auch Ihrer eigenen Behörde zur Verfügung stellen. Zum Glück bin ich von Berufswegen misstrauisch, sonst hätte ich Herrn Spatz so schnell nicht noch einmal überprüft.“

„Ich verstehe, glaube ich“, murmelte Desmond vor sich hin und sah zu der inzwischen kaum noch auszumachenden Gestalt des Militärs am Horizont.

„Na dann“, sagte Herr Stimmes und fuhr sich durch die gelgetränkten Haare. Seine Finger blieben auf wundersame Weise vom Glanze unbenetzt. „Ich wünsche Ihnen noch eine entspannte Heimreise. Genießen Sie die Sonne. Es soll in den nächsten Tagen regnen.“

Epilog

Der Rasierer schnitt schon lange nicht mehr so gut wie noch vor einigen Jahren. Desmond überlegte, ob es wohl Zeit für einen neuen wäre. Kopfschüttelnd beugte er sich wieder über das Waschbecken und hob den Kopf etwas, um trotz des kleinen Risses im Spiegel eine klare Sicht auf sein Kinn zu bekommen.

Frau Königsfeld hatte ihnen die Geschichte mit der Autopanne abgekauft und ihnen noch einen Tag freigegeben. Was hätte sie auch tun sollen? Pflichtbewusst waren die beiden Männer, nachdem sie David und Judith in Bochum abgeliefert und Friedrich in die Freiheit entlassen hatten, direkt zum Büro gefahren. Dort standen sie dann, immer noch dreckig und im zerknitterten Outfit beschämt auf den Boden ihres Büros starrend.

Sie sähen urlaubsreif aus, hatte Frau Königsfeld gescherzt. Desmond für seinen Teil hatte wirklich den ganzen Nachtmittag an die Nacht angehängt und war erst am Morgen wieder aufgestanden. Der Kaffee wartete in seiner Küche und sein Geruch strich ihm bereits verführerisch durch die Nase.

Vorher wollte er seine Rasur aber noch abschließen, peinlich auf ihre Gründlichkeit bedacht. Immerhin würde er direkt von der Arbeit mit Melissa zum Tischtennis fahren. Einen Sport, bei dem er sich die stets adrett gekleidete Buchhalterin nur schwer vorstellen konnte. Bis dahin musste sein Erscheinungsbild halten.

Vielleicht noch ein wenig darüber hinaus, mutmaßte er fröhlich.

Endlich mit der Glätte seines Kinns zufrieden, legte er den Rasierer zurück auf die Ablage und zog sich an. Er rasierte immer nackt, damit die kleinen Härchen sich nicht in seiner Wäsche verfangen und ihn tagsüber stachen. Das hätte ihn wachgehalten, aber wofür?

Er war spät dran und trank, statt ein vollständiges Frühstück einzunehmen, nur seinen Kaffee. Ihre Kantine bot schließlich auch belegte Brötchen an. Trotz seiner Eile nahm er sich die Zeit die Karte auf dem Küchentisch zu betrachten. Er hatte inzwischen einige dieser Art bekommen. In seinem Arbeitszimmer war der Ständer inzwischen voll von Polaroidaufnahmen diverser Büros, Abstellkammern und Kantinen. Friedrich hatte sich aufgemacht, die Büros dieser Welt zu erkunden, und schickte ihm nun ständig Bilder seiner jeweiligen Aufenthaltsorte. Auch David besaß inzwischen eine ganze Sammlung, ebenso wie Robert, Judith und Melissa.

Eine unheimliche Vorstellung, dass jemand wie Friedrich jetzt praktisch in jedem Büro der Welt umherschlich und sich damit begnügte, die Menschen um ihn herum zu beobachten. Die asiatischen Länder würden seine Krönung werden, hatte er ihnen versprochen. Wenn sie ihn da nicht entdecken würden, wäre er wahrhaftig ein Geist. Ein bisschen verrückt war er also doch, aber das war Desmond egal.

Für David konnte Desmond sich ebenfalls freuen, denn erstens hatte er ab jetzt für weitere Zwischenfälle eine mächtige Beschützerin an seiner Seite und zweitens bekam er nun monatlich statt seines Bafögs einen deutlichen höheren Betrag überwiesen, bis er seine neue Ausbildung abgeschlossen haben würde - Herr Stimmes' Art, mit dem Scheckbuch den Schaden zu begrenzen.

Judith hingegen besuchte regelmäßig Robert, um dort mit David zusammen Filme anzusehen, die ihnen beiden gefielen. Desmonds Freund hatte den beiden sein Heimkino bereitwillig geöffnet, unter der Auflage, dass auf den Sitzen weder Essen noch Getränke verzehrt werden durften. Seine blaue Limousine fuhr er immer noch, obwohl seine Reinigungsfirma es nicht geschafft

hatte, noch einmal die Frische eines Neuwagens in ihr zu beleben.

Den letzten Schluck Kaffee noch in der Tasse, packte Desmond seine Aktentasche und schlenderte gelassen aus dem Haus. Trotz der Regentage hatte er seinen Parkplatz noch immer nicht gewechselt.

Völlig blödsinnig, dachte er.

